

**Danke, Gianni Infantino: Roger Köppel würdigt den Fifa-Präsidenten**

Nummer 47 – 24. November 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Katars Sportfest der Lebensfreude**

Ein Hoch auf die zivilisatorische Kraft des Fussballs.

*Peter Hartmann, Pierre Heumann, Max Kern, Guido Tognoni, Mario Widmer*

## **Rösti wird grün**

Öl-Lobbyist flirtet mit der linken Ratshälfte. *Marcel Odermatt*

## **Covid aus der Spritze**

Geheime Daten der deutschen Bundeswehr zeigen:  
Geimpfte erkranken häufiger. *Philipp Gut*

**Bob Dylan**

Jean-Martin Büttner  
über den grössten  
Musik-Poeten  
unserer Zeit

4 706900 107761 4  
194707 006900 4  
7

# DER NACHFOLGE VERPFLICHTET

## UNTERNEHMEN VERKAUFEN

**Business Transaction** ist spezialisiert auf Nachfolgeregelungen von Schweizer KMU. Die unabhängige M&A Boutique begleitet Unternehmer\*innen beim Firmenverkauf und übernimmt die ganzheitliche Projektleitung von der marktnahen Unternehmensbewertung über die vertrauliche Käuferansprache bis hin zum reibungslosen Vertragsabschluss.



Referenzen und  
Video-Stories

## UNTERNEHMEN KAUFEN

Unternehmen	Branche	Region	Mitarbeiter	Umsatz CHF	EBITDA CHF
Routine- / Forschungslabor mit Ambulatorium und Biobank	Medizin	Nordwestschweiz	1 – 5	1 050 000	200 000
Führendes Handelsunternehmen mit attraktiver Bruttomarge	Grosshandel	Zürich	5 – 10	2 200 000	380 000
Stark wachsender Onlinehandel im Bereich Motorsport	E-Commerce	Nordwestschweiz	1 – 5	2 300 000	400 000
Modernes Fachgeschäft für Bodenbeläge	Baugewerbe	Zürich	25 – 30	4 500 000	400 000
Erfolgreicher Serviceprovider im Kapitalmarktbereich	Dienstleistung	Mittelland	5 – 10	2 650 000	1 030 000
Effizient organisiertes E-Commerce Unternehmen	E-Commerce	Ostschweiz	1 – 5	2 400 000	130 000
Gartenbauunternehmen mit konstant hohem Auftragsvorrat	Baugewerbe	Zürich	40 – 45	7 000 000	600 000
Schweizer Marktführer in einer lukrativen Marktnische	Grosshandel	Nordwestschweiz	1 – 5	2 650 000	550 000
Onlineshop in attraktiver Beauty-Nische	E-Commerce	Zürich	5 – 10	2 200 000	370 000
Etablierter ICT-Anbieter im Bereich Workplace-Management	IT / Software	Zürich	5 – 10	3 400 000	470 000

### Business Transaction AG

Mühlebachstrasse 86 | 8008 Zürich | T +41 44 542 82 82 | [info@businesstransaction.ch](mailto:info@businesstransaction.ch) | [businesstransaction.ch](https://businesstransaction.ch)

## Danke, Gianni Infantino!

In seiner aus dem Herzen gesprochenen, kaum mehr enden wollenden, von den Medien mit einer Orgie nörgelnder Freudlosigkeit gekonterten Grundsatz-Rede zum Start der Weltmeisterschaft in Katar hat Gianni Infantino, der Chef des Weltverbands Fifa, ein grossartiges Plädoyer für den Fussball und die völkerverbindende Kraft des Sports gehalten.

Der Präsident sprach frei, aus dem Bauch heraus. Sein Vortrag wirkte weder einstudiert noch abgelesen; es waren auch durchaus skurrile Momente dabei, etwa, als sich der Fifa-Millionär zum Robin Hood der Entrechteten und Bedrückten erklärte, doch mit seiner Botschaft lag er goldrichtig: Diese Fussball-WM ist ein Lichtblick der Lebensfreude, der Hoffnung und der Verständigung in einer kriegerischen Welt.

Natürlich hat Infantino recht. Der Westen betrinkt sich gerade wieder einmal an seiner Hochmoral, die Heuchelei ist kaum mehr auszuhalten. Ausgerechnet jene Zivilisation, die in den letzten tausend Jahren die Welt mit blutigsten Raubzügen kolonialer Ausbeutung überzog, nötigt den einstigen Kolonien erneut die eigenen Wertvorstellungen auf, Imperialismus auf Gutmenschenart diesmal.

Unsere Welt brennt. Kriege toben. Die Politik hebt Schützengräben aus. Die Medien reden uns ein, es gehe um einen Showdown der Guten gegen die Bösen. Infantino spricht allen aus der Seele, auch mir, die mit solchen Vorstellungen wenig anfangen können. Und er erinnert daran, dass gerade der Sport, der Fussball, in einer Zeit brennender Brücken die Menschen wieder zusammenführen kann.

Katar ist das erste arabische Land, das eine Fussball-WM ausrichtet. Das ist grossartig. Genau hierin liegt doch der Sinn solcher Veranstaltungen, dass sie uns aus den gewohnten Revieren herausführen, Verbindung und Anerkennung schaffen unter den Kulturen. Mit dieser WM trägt Katar dazu bei, den angeblichen «Zusammenprall der Zivilisationen»

von Ost und West zu entschärfen. Umso befremdlicher wirken da die an Rassismus grenzenden Verleumdungen und Unterstellungen unserer Medien an die Adresse der Veranstalter («Farbenfrohe Märsche, aber sind das echte Fussballfans?»). Katar ist ein beeindruckendes Land, das seinen eigenen Weg in die Zukunft geht. Nicht aus Zufall ist hier der weltweit anerkannte arabische News-Sender «Al-Dschasira» zu Hause.

Auch die Gräueltaten über Ausbeutung und Massensterben auf katarischen Baustellen sind an den Haaren herbeigezogen, durch Fakten widerlegt. Infantino hält als Sohn einer italienischen Gastarbeiterfamilie den

*Lasst den Sport Sport sein. Hört auf, auch den Fussball in die Kampfzonen der Menschen hineinzuziehen.*

Schweizer Berichterstatlern den Spiegel vor. Wer sind wir eigentlich, um uns im Ausland dermassen selbstgerecht aufzuspreizen?

Gewiss: Die Fifa ist oft nicht minder scheinheilig als die Medien, die der Präsident so leidenschaftlich zerpflückte. Wer den Fussball selber zum Instrument der Politik macht, muss sich nicht wundern, wenn auch andere Appetit bekommen. Es war die Fifa unter Infantino, die Russland von dieser WM ausgeschlossen hat. Im «Geist der Toleranz», auf den sich der Chef nun wortreich beruft?

Lasst den Sport Sport sein. Hört auf, auch diese letzte Sphäre des zweckfreien Spiels in die Kampfzonen und Kriegsschauplätze der Menschen hineinzuziehen. In der Antike ruhten die Waffen, wenn die Athleten bei Olympia in die Arenen stiegen. Sport ist eine Oase, ein Fluchtweg aus der Wirklichkeit. Wo es diesen Fluchtweg politisch nicht mehr geben darf, wird das Politische totalitär.

Einst besangen die Dichter den «Homo ludens», den spielenden Menschen. Für Schiller

lag im Spiel eine Ahnung des Göttlichen. Der Dramatiker Kleist sah in tanzenden Marionetten einen Widerschein des Absoluten. So hoch müssen wir es nicht hängen, aber Vulkanausbrüche des Glücks, wie sie die Saudis nach ihrem Sieg gegen Argentinien erlebten, können durchaus überirdische Qualitäten haben.

Aus etwas grösserer Distanz betrachtet, bestätigt gerade diese Fussball-WM, was der Philosoph Hermann Lübbe in der letzten *Weltwoche* als ein segensreiches Zusammenrücken der Menschheit bezeichnete. Man beginnt sich für den anderen zu interessieren. So gesehen, hat auch die Kritik ihr Gutes. Sie löst Diskussionen aus, die am Ende immer zu mehr, nicht weniger Verständnis führen.

«Wir leben in der gleichen Welt, wir müssen zusammenleben, wir müssen einander verstehen, wir müssen auch verstehen, dass wir unterschiedlich sind.» Stimmt. «Anstatt auf andere Kulturen zu spucken», sagt Infantino, sei es besser, mit Respekt auf sie einzuwirken, «step-by-step», um sie offen zu halten für Fortschritte und Veränderungen aus eigener Kraft.

Das sind weise Worte. Sie reichen über den Sport hinaus. Kriegerisch und überheblich mischt sich der Westen seit Jahrhunderten in andere Kulturen ein. Auf die gewaltsamen Modernisierungen von aussen folgten Retourkutschen. Nicht zuletzt der Islamismus ist eine Reaktion auf die traditionsblinde Verwestlichung. Weniger Brechstange, mehr Behutsamkeit – so lautet Infantinos kluger Rat.

Völker haben ihren eigenen Rhythmus. Die Balance zwischen Herkunft und Zukunft muss immer wieder neu gefunden werden. Katar ist das Beispiel eines Landes, das in die Zukunft geht, ohne seine Herkunft abzuschneiden. Mit dieser WM präsentiert und nähert sich der Wüstenstaat unserer Welt. Anstatt hochmütig zu mäkeln, sollten wir den Katarern die Hand zur Freundschaft reichen.

Danke, Gianni Infantino! R. K.



# Nutzen und Risiken der Covid-Impfung, Albert Röstis Flirt mit den Linken, Wolodymyr Selenskyjs Lügen, der Advent mit Gottfried Locher

Die Diskussionen über Sinn und Unsinn, Nutzen und Risiken der Covid-19-Impfung glichen lange Zeit ideologischen Grabenkämpfen. Die Argumente und Fakten verschwanden im Geschütznebel. Allmählich lichtet sich der Schleier. Nach der Enthüllung der grossen Impf-Lüge und der Aufarbeitung neuer Erkenntnisse zu den Nebenwirkungen legt *Weltwoche*-Rechercheur Philipp Gut in dieser Ausgabe nach: Er präsentiert geheime Daten der deutschen Bundeswehr, die minutiös belegen, dass wegen einer Impfpflicht praktisch zu 100 Prozent mehrfach geimpften und geboosterten Soldaten häufiger und schneller wieder infiziert werden als die Gesamtbevölkerung, die eine deutlich niedrigere Impfquote aufweist. Die neuen Fakten stellen die Fortführung der staatlichen Impfkampagne fundamental in Frage – nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz und in anderen Ländern. **Seite 22**

Die parteiinterne Ausmarchung hat er locker gewonnen. Jetzt muss Albert Rösti dafür sorgen, dass seine Bundesratskandidatur im Parlament auf Anklang stösst. Das wird schwieriger als in der SVP. Linke trommeln gegen die Bewerbung. Sie haben Angst, dass der umtriebige Nationalrat das Infrastruktur- und Umweltdepartement von Simonetta Sommaruga erben könnte. Diesen Gegnern scheint der Berner nun entgegenzukommen. Er zeigt Verständnis für rot-grüne Positionen, was ihm im linken Lager einen Vorteil verschaffen dürfte – ruft aber Kritiker in den eigenen Reihen auf den Plan. **Seite 26**



Jeden Tag ein neues Bild: *Weltwoche*-Adventskalender 2022.

Jeffrey Sachs, weltberühmter Ökonom, ist einer der interessantesten, einflussreichsten Denker der Gegenwart. Im Alter von 28 Jahren war er bereits Harvard-Professor. Bald verliess er den Elfenbeinturm und wandte sich Problemen zu, die die Welt beschäftigen. Dazu gehören die Ursprünge des Covid-Virus, der Krieg in der Ukraine und die Schuld des Westens, der Kampf gegen die extreme Armut oder eine Strategie gegen den Klimawandel. Sachs ist derzeit in Wien, wo er an Uno-Projekten arbeitet. Die Stadt, sagt der 68-jährige Columbia-Professor, sei ein guter Standort für seine Forschungsreisen. **Seite 32**

Er wurde mehr hofiert als Greta Thunberg, und die Worte des ukrainischen Präsidenten galten ebenso als Evangelium wie jene der Klimaaktivistin. Dabei hat Wolodymyr Selenskyj die Welt regelmässig und wohl absichtlich belogen. Doch diesmal könnte er überzogen haben, wie es Wolfgang Koydl beschreibt. **Seite 42**

Bald ist Adventszeit. Advent heisst Ankunft, und Weihnachten steht auch bald vor der Tür. Warum feiern wir den Advent? Hinter Folklore, Glühweinduft und vielen zusätzlichen Kalorien steckt eine faszinierende Botschaft. Sie ist eine Absage an Theoriegläubigkeit und eine Liebeserklärung an das Leben. Diese Botschaft geht alle an, was immer man glauben mag oder auch nicht. Gottfried Locher schreibt über den Sinn des Advents. **Seite 38**

Auch dieses Jahr wieder freuen wir uns, Ihnen den *Weltwoche*-Adventskalender als Beilage zu dieser Ausgabe zu schenken. Öffnen Sie am entsprechenden Kalendertag das Fenster. Mit dem Smartphone scannen Sie den QR-Code im Fenster, und schon erhalten Sie ein kurzes Video mit Gedanken zum Kalenderbild. Sie können den Kalender bestellen unter <https://neueswort-zumsonntag.ch>.

*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



10 JAHRE  
GARANTIE &  
ASSISTANCE

# TOYOTA bZ4X

100% elektrisch. 100% 4x4.



TOYOTA **bz**

Service-aktivierte 10-Jahres-Garantie & Assistance oder 185'000 km ab 1. Immatriculation für alle Toyota Fahrzeuge (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie in den Garantiebestimmungen auf [toyota.ch](https://toyota.ch).





Königin Amerikas: Cher. S. 27.



«Wenn's einer schafft, dann er»: Yakin, Vogel. S. 54.



Nur ein Narrativ: Selenskyj. S. 42.

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Kostenschock im Asylwesen
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Gianni Infantino
- 10 Tagebuch Franz Grüter
- 13 Bern Bundeshaus  
Willkommen in der Parallelgesellschaft
- 14 Weltmeisterliches Katar  
Sprung in ein neues Zeitalter
- 16 Fussball Genialität eines Spiels
- 17 Erziehung der Gefühle  
Uneinlösbare Versprechen der Welt
- 18 Inside Washington  
Woke geht in die nächste Runde
- 18 Personenkontrolle
- 20 Mörgeli SRF-Kommentar aus Katar
- 20 Kampf um Klimadollars  
Uno-Konferenz in Ägypten
- 21 Peter Bodenmann Atom-Rösti
- 22 Corona aus der Spritze  
Geheime Daten aus der Bundeswehr
- 25 Die zivilisatorische Kraft des Fussballs  
Saudi-Arabien besiegt Argentinien
- 26 Rösti wird grün  
Öl-Lobbyist flirtet mit den Linken
- 27 Amerikas Königin  
Was Cher und Queen Elizabeth II gemeinsam haben
- 28 Sieben Götter übernehmen die Macht  
Das Parlament schaut ehrfürchtig zu
- 30 Label-Klau bei der Agrarlobby  
Krimi in der Landwirtschaftsszene
- 31 Kurt W. Zimmermann  
Solidarität des Schweigens

- 32 «Biden versteht seine Aufgabe nicht»  
Ökonom Jeffrey Sachs im Gespräch
- 36 Betroffenheit ist gratis  
Linke Empörung über die WM-Gastgeber
- 37 Grossmeister des Nasenbohrers  
Anne-Claire Fabre und die Lemuren
- 38 Wahr ist nur das Leben  
Was wir in der Adventszeit feiern
- 39 Tennis-Prinzessin im Palast von Doha  
Martina Hingis' Besuch in Katar
- 40 Republikaner laden die Kanonen  
Bidens Familiengeschäfte im Fokus
- 41 Zürich cancelt Künstler Haller  
Unkorrektes Werk in der Schatzkammer
- 42 Selenskyjs Lügen  
Das Propagandageschäft des ukrainischen Präsidenten
- 44 Ballade von Kamerun  
Die brutale Hand von Paul Biya
- 45 Anabel Schunke  
Weltmeisterschaft der Doppelmoral
- 46 Ode an meine kleine grosse Stadt an der Limmat  
Hans Ulrich Gumbrecht über Zürich
- 48 Jagdsaison bei den Kulturlinken  
Regula Stämpfli über die Schweizer Medien- und Kunstszene
- 49 Tamara Wernli Verrat an der Bank
- 50 «Sie nennen uns Kollaborateure»  
Reportage aus Cherson
- 52 Leserbrief
- 53 Nachrufe Karim Gazzetta, Tuan Tuan
- 54 «Muri war offen für einen ungewöhnlichen Weg»  
Gespräch mit Murat Yakin und dessen Ziehvater Erich Vogel
- 58 Beat Gygi  
Lagarde und der Sturz des Krypto-Königs

## MUSIK BOB DYLAN

- 59 Und er singt immer noch  
Mit 81 Jahren zeigt er allen den Meister
- 62 «Als würde man eine Plakette am Mount Everest anbringen»  
Interview mit Journalist Greil Marcus

## LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Geburtswehen einer Willensnation  
Der Sonderbundkrieg einte die Schweiz
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Kunst Raub der Klassik
- 74 TV-Kritik / Serie
- 75 Fotografie Alison Jackson
- 76 Film / Pop
- 77 Jazz Pierre Favre/Philipp Schaufelberger

## LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt / Unten durch
- 79 Frauen Suella Braverman
- 80 Thiel / Häuser
- 81 Was macht ... Silvia von Ballmoos
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Conellis Glanz
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Werner Ullmann
- 88 Menschen von morgen  
Benjamin Rempfler
- 90 Das indiskrete Interview  
Astrid von Stockar



# Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

**Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.**



## BODENHEIZUNGSROHRE VERSPRÖDEN

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

## KALTE BÖDEN. WIE WEITER?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.

## KLARHEIT DURCH ANALYSE

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

## SCHUTZSCHICHT GEGEN DIE ALTERUNG

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden

bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.

## NICHT SPÜLEN, SONDERN SANIEREN

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

Bis zu 10 %  
Energieeinsparungen  
möglich dank unserer  
Sanierung

## 10-JÄHRIGE GARANTIE MIT DEM ORIGINAL

Das HAT-System ist das einzige Rohr- innensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

## JETZT ZUSTANDSANALYSE BUCHEN

Die Zustandsanalyse wird von einem Spezialisten der Naef GROUP bei Ihnen vor Ort für nur **390.– CHF (inkl. MwSt.)** durchgeführt. Das Angebot gilt bis Ende 2022, für Objekte in der Deutschschweiz. Für Objekte im Engadin, im Wallis, im Tessin und in der Romandie gelten andere Preise. Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren. Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name
Vorname
Strasse
PLZ, Ort
Jahrgang Liegenschaft
Telefon
E-Mail
Datum
Unterschrift

Weltwoche 2022

Bitte Talon zurücksenden oder anrufen


Naef GROUP

Wolleraustrasse 15N, 8807 Freienbach

Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10

E-Mail-Adresse: info@naef-group.com

[www.naef-group.com](http://www.naef-group.com)

 **Naef** Rohrrinnensanierungen | Das Original  
GROUP | Schweizweit führend seit 1985

# Kostenschock im Asylwesen

Eine demente Ukrainerin in einem privaten Pflegeheim belastet Oetwil an der Limmat enorm. Dies ist nur ein Vorgeschmack auf künftige öffentliche Ausgaben.

Christoph Mörgeli

Seit dem Kriegsausbruch von Ende Februar sind mehr als 70 000 Personen aus der Ukraine in die Schweiz eingereist. Sie müssen kein Asylverfahren durchlaufen, sondern dürfen sofort arbeiten und nach Belieben reisen. Die «Schutzsuchenden» erhalten ab dem ersten Tag ihres Aufenthalts eine Grundversicherung für Krankheit und Unfall und damit Zugang zu sämtlichen Gesundheitsleistungen. Dies bürdet dem obligatorisch versicherten Schweizervolk Zusatzprämien von über 200 Millionen Franken auf. Der Bund zahlt 1500 Franken pro Flüchtling. Der Asylbereich wird im Jahr 2022 fast drei Milliarden Franken allein auf Bundesstufe verschlingen. Mit den vielen hundert Millionen, welche die Gemeinden und Kantone leisten, erreicht das Asylwesen 2022 annähernd die öffentlichen Aufwendungen für die gesamte schweizerische Landwirtschaft.

## Monatlich 18 500 Franken

Doch selbst solch drastische Zahlen scheinen die Bevölkerung bislang wenig zu beunruhigen. Etwas anders dürfte es aussehen, wenn konkrete Einzelfälle ans Licht kommen. So müssen gemäss Bundesvorschrift «verletzliche Personen», die auf besondere Betreuung angewiesen sind, mit der Kernfamilie zusammenbleiben können. Die aus der Ukraine geflüchtete demenzkranke Olga Danyliuk\* war schon in ihrer Heimat in einem Pflegeheim betreut worden. Sie wohnte vorerst bei einem Bekannten in Bern, wurde aber rasch stationär ins Psychiatriezentrum Münsingen eingeliefert. Ihre Tochter Sofija Brechbühl-Danyliuk\* hat Wohnsitz in Oetwil im Zürcher Limmattal. Darum wurde die pflegebedürftige Mutter Olga der Gemeinde Oetwil an der Limmat zugewiesen, obwohl sie dort nie gewohnt hat. Sie lebt im privaten Pflegezentrum Senevita Lindenbaum im aargauischen Spreitenbach.

Die dortigen Hotellerie- und Betreuungskosten von monatlich 7500 Franken werden aber vollumfänglich der Gemeinde Oetwil an der Limmat verrechnet. Die Kosten der Krankenkasse für den maximalen Pflegebedarf mit Demenzzuschlag betragen gemäss aargauischer Tarifordnung zusätzlich zirka 3500 Fran-

ken. Den Restposten Pflege von monatlich über 6500 Franken trägt ebenso die öffentliche Hand. Allein der Betrag von 7500 Franken, den die Gemeinde zahlen muss, übertrifft die vom Kanton Zürich erhaltene Monatspauschale pro Flüchtling von 1580 Franken bei weitem. Zur

## Das Asylwesen erreicht 2022 annähernd die Aufwendungen für die gesamte Landwirtschaft.

Bestürzung der Gemeinde Oetwil verweigerte das Sozialamt des Kantons Zürich eine volle oder teilweise Finanzierung solcher Pflegefälle.

Zur weiteren Abklärung kontaktierte die Sozialsekretärin der Gemeinde die Sozialversicherungsanstalt des Kantons Zürich (SVA) und fragte an, ob sich diese bei der Finanzierung der Hotellerie- und Betreuungskosten der dementen Olga Danyliuk beteilige. Auch die SVA Zürich wimmelte ab: Solche Kosten würden nicht von den Zusatzleistungen übernommen, da die entsprechenden Karenzfristen und Bedingungen für den Bezug von Zusatzleistungen nicht gegeben seien. Die SVA Zürich verwies auf eine allfällige Anmeldung für Hilflosonentschädigung, was jedoch nur einen geringen Betrag an die enormen Kosten ausmachen würde.

Eine Umfrage bei den anderen Gemeinden des Limmattals ergab, dass etwa 10 Prozent der aus

der Ukraine Geflüchteten über 65 Jahre alt sind. Es sei davon auszugehen, «dass in absehbarer Zeit stationäre Aufenthalte geplant werden müssen». Damit kommen auf die Gemeinden unverhältnismässige Kosten zu. Benachteiligt sind jene Gemeinden, die ältere Geflüchtete zugewiesen bekommen, bei denen eine stationäre Pflege ansteht. Die Behörden dieser Gemeinden sind dezidiert der Meinung, dass die Zusatzleistungen von der Sozialversicherungsanstalt getragen werden müssten. Auch reichten künftig die kantonalen Pauschalen nicht aus und müssten durch zusätzliche Kostenbeteiligungen aufgestockt werden.

## Immer mehr ältere Ukrainer

Der Kampf um die Finanzierung der horrenden Pflegekosten ukrainischer Flüchtlinge, die dank dem Status S in jedem Alter einreisen dürfen, ist in vollem Gange. Der Verband der Gemeindepräsidenten des Kantons Zürich (GPV) ist durch die Notschreie einzelner Gemeinden über die Problematik informiert und sucht nach tragbaren Lösungen. Stossend erscheint, dass die Bundesräte beim Thema Ukraine immer gut dastehen, die finanziellen Folgen ihrer Willkommenskultur aber einfach nach unten weitergeben. So hat Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) 100 Millionen Franken Soforthilfe versprochen und Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) den Asylstatus für 42 Millionen Ukrainer grosszügig bis März 2024 verlängert – selbstverständlich auch für betagte oder behinderte Personen.

Ab dann gelten alle über 65-Jährigen als AHV-Bezüger, sofern sie ein Jahr in der Schweiz gewilt haben. Die Gemeinden bezahlen rückwirkend für fünf Jahre die Mindestbeiträge. Die Ukrainer können sich mit 63, die Ukrainerrinnen mit 62 für die AHV anmelden. Zwar erhalten sie nur eine Mindestrente, diese aber auch dann, wenn sie in die Ukraine zurückkehren. Was mit den bei Mindestrenten verbundenen Ergänzungsleistungen an die Ukrainer geschehen soll, wollte der Bundesrat auf eine Frage von Nationalrätin Martina Bircher (SVP) nicht konkret beantworten.

\*Namen geändert



«Auch unsere Krankentransporte haben wir wirtschaftlich optimiert...»



# Lieber Gianni Infantino

**W**arum bleiben Sie nach der WM nicht gleich in Doha, Ihrem neuen Wohnsitz? Den Sie zunächst verheimlicht haben. Warum eigentlich? Daheim ist, wo das Herz ist, sagen Sie. Ihr Herz haben Sie an Katar verschenkt. Oder verkauft?

Jedenfalls haben Sie sich mit Ihrer seltsamen Rede zum Auftakt der WM in eine Rolle begeben, die penetrant nach untertänigem Gehorsam gegenüber den Herrschern tönte. «Heute fühle ich sehr starke Gefühle, heute fühle ich mich als Katarer, heute fühle ich mich als Araber, heute fühle ich mich afrikanisch. Heute fühle ich mich homosexuell. Heute fühle ich mich behindert, heute fühle ich mich als Arbeitsmigrant.» Frage: Fühlen Sie sich auch noch als Schweizer?

Ihre vorgespelte Empathie für diskriminierte Menschen bekräftigten Sie mit der niedlichen Aussage: «Auch ich weiss, was es heisst, diskriminiert zu werden, als rot-



*Fühlen Sie sich auch noch als Schweizer?*  
Fifa-Präsident Infantino.

haariger Bub wurde ich gehänselt.» Schrecklich, also auch Sie ein Opfer ...

Sie geisselten auch die «Heuchelei» aller Kritiker der Menschenrechtslage in Katar. In diesem Punkt gebe ich Ihnen sogar ein bisschen recht. Aber es bleibt die Frage, warum Sie einerseits sagen, Fussball dürfe nicht politi-

siert werden, und andererseits zum Waffenstillstand in der Ukraine aufrufen. Das ist doch nicht Ihre Rolle.

Gestatten Sie einen Verdacht: Ihre Sympathie für die Verhältnisse in Katar ist eine Flucht vor den Verhältnissen in der Schweiz, wo Sie zunehmend scharfer Kritik ausgesetzt sind. Ich denke, an den wenigen Tagen, die Sie noch in der Schweiz verbringen, fürchten Sie auch ein wenig, dass das FBI an die Türe klopft. Da ist Doha schon ein sicherer Hafen.

Fragt sich nur, ob sich die Katarer nach der WM noch für das Schicksal eines Walliser Arbeitsmigranten interessieren. Sie werden bald als Fifa-Präsident wiedergewählt. Interessant wäre für uns Schweizer, zu erfahren, ob nach Ihrer Wahl das Herz der Fifa noch in Zürich schlagen wird.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Franz Grüter



**J**apan. Ich kenne kein anderes Land, das uns gleichzeitig so nah und so fern ist. Auch das war ein Grund, warum ich mich als Präsident der Aussenpolitischen Kommission entschieden habe, mit einer Delegation nach Japan zu reisen. Zwischen den beiden Staaten liegen 10 000 Kilometer oder ein ganzer Kontinent. Trotzdem verbinden uns Eigenschaften wie Pflichtbewusstsein und Leistungswille. Japan und die Schweiz sind quirlige Exportnationen. Beide Länder verfügen über keine nennenswerten Rohstoffe und setzen dafür auf die Innovationskraft ihrer Universitäten und Unternehmen.

Japan hat eine ganz andere Kultur als wir. Die Menschen, insbesondere auch in der Politik, schauen sehr darauf, ihr Gesicht nicht zu verlieren. Unsere Gastgeber haben uns im Vorfeld ihre Präsentationen zukommen lassen, um unsere Meinungen abzuholen. Damit sollen unvorhergesehene Situationen möglichst vermieden werden.

Als ich 2019 in die Aussenpolitische Kommission des Nationalrats wechselte, stellte ich fest, dass nur wenige Mitglieder über einen aussenwirtschaftlichen Hintergrund verfügen. Als international tätiger Unternehmer, der auch zwei Jahre häufig in China arbeitete, ist es mir wichtig, dass sich unsere Aussenpolitik wieder mehr an den Interessen der Schweiz ausrichtet, statt besserwisserisch mit dem Zeigefinger aufzutreten. Anders gesagt: Wir sollten unsere Produkte und nicht unsere Moral exportieren.

Japan ist nach der EU, den USA und China der viertwichtigste Handelspartner der Schweiz. Nur ist Japan hierzulande kaum auf dem Radar, obwohl das jährliche Handelsvolumen rund zwölf Milliarden Franken

beträgt. Viele Schweizer Unternehmen haben Firmen in Japan. Im Zentrum unseres Besuchs stand die Weiterentwicklung der bilateralen Beziehungen. Es gibt seit 2009 ein Freihandelsabkommen, das die Schweiz erneuern möchte. In diesem Zusammenhang haben wir uns mit dem japanischen Aussenminister sowie dem Wirtschaftsminister getroffen – und ich bin zuversichtlich, dass wir das Abkommen im gegenseitigen Interesse voranbringen. Das signalisierten auch unsere Gesprächspartner.

Obwohl sich Japan in einem anderen geopolitischen Umfeld befindet, spürte ich einen ähnlichen Stimmungsumschwung wie bei uns: Ich bin überzeugt, dass nach zwanzig Jahren totaler Globalisierung der Trend wieder mehr in Richtung regionaler Produktion und Unabhängigkeit geht, sei es bei der Versorgung mit Energie, Lebensmitteln oder industriellen Gütern. Die Globalisierung, der Ukraine-Krieg oder die Spannungen zwischen den USA, China und Taiwan haben auch in Japan Spuren hinterlassen. Der japanische Staat ist daran, viel Geld

*Ich kenne kein anderes Land, das uns gleichzeitig so nah und so fern ist wie Japan.*

zu investieren, um die Taiwan Semiconductor Manufacturing Company, die Weltmarktführerin von Mikrochips, in Japan anzusiedeln und damit eine eigene Chip-Fabrikation hochzuziehen. China seinerseits bemüht sich intensiv, den technologischen Rückstand gegenüber den USA oder Taiwan aufzuholen. Für mich ist ein regelrechter «Krieg der Mikrochips» im Gange. Ich bin deshalb erstaunt, wie wenig diese Gefahr in Europa wahrgenommen wird.

Was die Schweiz betrifft, geht es darum, die richtigen Partner zu finden. Deshalb ist das Freihandelsabkommen mit Japan extrem wichtig, schon allein für den Fall, dass wichtige Technologien aufgrund des bereits tobenden Handelskriegs die Schweiz nicht mehr erreichen sollten.

**N**och zwei Beobachtungen zu Themen, die uns auch in der Schweiz beschäftigten. Stichwort Energiekrise: Japan deckt seinen Energiebedarf zu 90 Prozent mit Importen von Öl, Kohle und Erdgas. Das Land treibt die Dekarbonisierung auch voran, setzt dabei aber stark auf Wasserstoff. Man hat erkannt, dass sich der Umstieg hinzieht. Daher überlegt man sich, trotz Fukushima, sogar neue Kernkraftwerke zu bauen. Japan geht also viel pragmatischer mit der Energieversorgung um als unsere hysterisierte Energiepolitik.

Wir hatten diverse informelle Anlässe. Bei einem dieser Gespräche sagte mir ein japanischer Universitätsprofessor, und das hat mich sehr überrascht: «Eines der wenigen Länder, welches uns im Zweiten Weltkrieg – wo Japan ja als Aggressor aufgetreten ist – nicht verurteilte, war die Schweiz. Und bis heute seid ihr neutral geblieben. Haltet Sorge zu diesem Status.» Die Welt brauche Staaten, wo sich Streitparteien treffen können, um zu vermitteln. In Japan sieht man die Bedeutsamkeit unserer Neutralität leider einiges klarer als im Parlament und im Bundesrat.

Franz Grüter ist Unternehmer, SVP-Nationalrat und Präsident der Aussenpolitischen Kommission.



# SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN







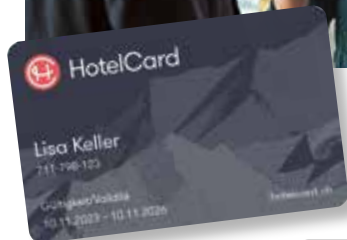
## VIP-Leserangebot: «Hotelcard – Tophotels zum Spezialpreis» Mehr Hotel für weniger Geld

Mit der Hotelcard sparen Sie in mehr als 500 Tophotels bis zur Hälfte des regulären Preises! Vom gemütlichen Alpen-Chalet bis zum exklusiven 5-Sterne-Resort ist alles dabei, was das Reiseherz begehrt. Bestellen Sie jetzt Ihre persönliche Hotelcard zum Platin-Club-Spezialpreis von Fr. 69.– (statt Fr. 99.–) und erhalten Sie Zugang zu sämtlichen Hotelcard-Angeboten.

Geht es Ihnen auch so, dass Sie plötzlich die Reiselust packt? Mit der Hotelcard können Sie diesem Wunsch jetzt noch viel sorgloser nachgehen. Denn mit der Hotelcard steht Ihnen für jede Reise das passende Hotel zur Verfügung – und das zum weitaus günstigsten Preis.

Ob für eine Herbstwanderung, eine Auszeit übers Wochenende oder einen spontanen Städte-Trip: Mehr als 500 Hotels in der Schweiz und in den Nachbarländern bieten ihre freien Zimmer auf [hotelcard.ch](http://hotelcard.ch) an und optimieren so ihre Auslastung. Dank diesem Win-win-Modell spart ein Hotelcard-Mitglied durchschnittlich 100 Franken pro Übernachtung.

Sogar ein Aufenthalt im Luxushotel wird nun erschwinglich. Und das Beste daran: Der Mitgliederbeitrag ist meistens bereits nach der ersten Buchung wieder eingespart!



### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Leserangebot: «Hotelcard – Tophotels zum Spezialpreis»**

**Hotelcard-Vorteile auf einen Blick:**

- Über 500 Hotels mit bis zu 50 % Rabatt
- Ganzjährig grosse Hotelauswahl
- Einfacher Buchungsprozess ohne versteckte Kosten
- Spannende Ausflugstipps
- Nur eine Karte nötig pro Zimmer-Buchung
- Beliebig oft einsetzbar

**Sonderangebot:**

- 1 Jahr für Fr. 69.– (statt Fr. 99.–)
- 2 Jahre für Fr. 133.– (statt Fr. 173.–)
- 3 Jahre für Fr. 187.– (statt Fr. 247.–)

**Bestellung online:**

[www.hotelcard.com/platinclub-2022](http://www.hotelcard.com/platinclub-2022)  
oder scannen Sie den QR-Code.  
Wir sind gerne auch telefonisch unter 0800 083 083 für Sie da (Rabattcode: [platinclub-2022](http://platinclub-2022)).

**Gültigkeit:**

Das Angebot ist ausschliesslich für Hotelcard-Neukunden verfügbar bis 31. Dezember 2022.

**Informationen:**

Hotelcard AG, 3600 Thun  
[www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Willkommen in der Parallelgesellschaft

Die Schweiz gilt immer noch als Integrationswunder. Das ist vorbei, trotz grossen Anstrengungen.

**K**ommende Woche wird der Nationalrat über eine Änderung im Ausländer- und Integrationsgesetz beraten. Nein, es geht nicht um Hilfe und Massnahmen, damit sich Zuwanderer, Asylsuchende und Flüchtlinge in der Schweiz schneller anpassen, sondern um Hilfe für Kantone, die Asylzentren in Grenznähe betreiben. Man hat das Gesetz 2005 wohl auch deshalb so getauft, damit der Bund sich damit brüsten kann, dass er die Integration von Ausländern in der Schweiz aktiv fördert und ernst nimmt. Das kam dann jeweils in den Sonntagsreden der zuständigen Minister zum Ausdruck.

Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), die im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) zwischen 2008 und 2010 das Sagen hatte und in dieser Funktion auch das Migrationsdossier verantwortete, sah Integration als Chance für die Wirtschaft. Der Bund setzte zu diesem Zeitpunkt vor allem auf das Erlernen einer Landessprache. Nach ihrer Übernahme übernahm SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) das EJPD und schraubte die Integrationspauschale an die Kantone von 6000 auf 18 000 Franken für alle Personen mit Bleiberecht herauf. Die gegenwärtige Migrationsministerin Karin Keller-Sutter (FDP) will vor allem die Kriegsvertriebenen aus der Ukraine in den Arbeitsmarkt integrieren.

## Viel Geld, keine Fortschritte

Doch irgendetwas muss schief laufen, denn obwohl von Widmer-Schlumpf bis Keller-Sutter ständig über die Integration von Ausländern referiert und immer mehr investiert wird, zeichnen sich kaum Fortschritte ab. Es wird alles sogar viel schlimmer. So musste die Kreisschule Reinach-Leimbach im Aargau letzthin eine Deutschpflicht auf dem Pausenhof einführen, weil sie gemerkt hatte, dass viele Schulkinder untereinander zum Beispiel Albanisch sprechen. Die Lebenswirklichkeit in der Schule von Reinach-Leimbach ist diejenige vieler anderer Schulen in der Schweiz. Die ausländischen Kinder lernen kein Deutsch, stattdessen lernen Schweizer Kinder auf dem Pausenplatz Albanisch und drücken sich deutsch etwa ähnlich holprig aus wie Zöglinge mit Migrationshintergrund.



*Viele wollen sich gar nicht integrieren: Piazza Grande, Locarno.*

Die sprachliche Integration scheidet selbst in gehobeneren Quartieren der Stadt Zürich. Dort unterhalten sich die Schüler auf Hochdeutsch, weil zwei Drittel von ihnen aus deutschen oder angelsächsischen Akademikerfamilien stammen, wie die *Sonntagszeitung* unlängst berichtete. Wenn die Eingliederung nicht einmal mit Hilfe der Sprache klappt, wie sieht es bei der Akzeptanz hiesiger Wertvorstellungen und kulturel-

*«Sie mieten Wohnungen von Landsleuten, arbeiten bei diesen, verbringen mit ihnen ihre Freizeit.»*

ler Unterschiede aus? Ist es Zufall, dass einerseits die Jugendgewalt in erschreckendem Ausmass zunimmt? Andererseits gibt es im Land immer mehr junge Menschen mit einem ausländischen Pass, die hier geboren oder mit ihren Eltern in jüngster Vergangenheit eingewandert sind.

SVP-Nationalrätin Martina Bircher sorgt sich auch noch über eine andere Entwicklung. Viele in der Schweiz lebende Ausländer müssten keine Landessprache mehr sprechen. «Sie mieten Wohnungen von Landsleuten, arbeiten bei diesen und verbringen mit ihnen auch ihre Freizeit», erklärt Bircher. Langsam, aber sicher

gleicht sich die Schweiz dem benachbarten Ausland an, wo als Folge der Zuwanderung grosse Parallelgesellschaften und zum Teil auch rechtsfreie Räume entstanden sind.

Der Schweiz ist es in den letzten Jahrzehnten gelungen, mehrere Generationen italienischer Einwanderer zu integrieren. Bei den kosovarischen Flüchtlingen aus den 1990er Jahren gelang uns das schon weniger gut. Dass Vorbilder einer angeblich gelungenen Integration, Fussballer wie Xherdan Shaqiri oder Granit Xhaka, in der Vergangenheit Tore der Schweizer Nationalmannschaft mit dem Doppeladler des Kosovo feierten, spricht Bände.

## Schneggs Warnung

Inzwischen ist längst nicht mehr nur der unterschiedliche kulturelle Hintergrund ein Problem, das eine erfolgreiche Integration sozusagen verunmöglicht. Viele Ausländer wollen sich gar nicht integrieren. Aktuell bringt ein nicht enden wollender Strom an Zuzüglern aus den EU-Staaten, aus der Ukraine und Asylsuchenden aus der übrigen Welt die Behörden zum Verzweifeln.

Der Berner Regierungsrat Pierre-Alain Schnegg (SVP) hat seinen Unmut über die Zuwanderungs- und Flüchtlingspolitik in einem Interview mit der *Berner Zeitung* zum Ausdruck gebracht. Insgesamt würden in diesem Jahr gegen 200 000 Menschen in die Schweiz einreisen. Das entspreche der Bevölkerung der Berner Region Seeland. «Weder das Gesundheits- noch das Bildungssystem kann eine solche Menge bewältigen», warnte Schnegg. «Allein für die über 7000 Ukrainerinnen und Ukrainer im Kanton Bern brauche ich sieben zusätzliche Hausärzte. Wo finde ich die?»

Normalerweise reissen die Flüchtlingsströme ab, wenn es auf den Winter zugeht. In diesem Jahr ist es anders, aus der Ukraine kommen weiterhin Kriegsvertriebene, inzwischen sind es schon über 70 000. Gleichzeitig drängen auch mehr Asylsuchende aus anderen Staaten ins Land. Im Oktober 2022 wurden 3208 Gesuche registriert, fast 20 Prozent mehr als im Monat davor. Und in den kommenden Monaten geht es laut Behörden in diesem Stil weiter.



# Weltmeisterliches Katar

Politik und Medien putzen sich am Gastgeber der Fussball-WM die Schuhe ab. Zu Unrecht. Das Emirat hat sich in ein neues Zeitalter katapultiert.

Pierre Heumann

**M**arcel Desailly, ehemals französischer Profifussballer mit Wurzeln in Ghana, unterschrieb im Jahr 2004 einen Vertrag mit dem katarischen Fussballklub Al-Gharafa. Als er auf der Halbinsel ankam, schwärmte er von den Sporteinrichtungen, die den Vergleich mit jenen in Manchester oder in Marseille nicht zu scheuen brauchten. Als Christ in einem streng muslimischen Land musste er sich allerdings zunächst wundern. Darüber nämlich, dass sich die Spieler zu den Gebetszeiten zurückzogen, auf den Boden knieten und zu Allah beteten.

Erstaunt war er auch, dass die Sportler während des ganzen Fastenmonats Ramadan tagsüber auf Speis und Trank verzichteten. Doch dann begriff er und akzeptierte es mit viel Verständnis, dass die Spieler ihre Tradition und ihre Kultur achten. «Wir sind hier nicht in Europa», sagte er sich. Auch wusste er, dass sein Engagement in Doha nur vorübergehend sein würde. Nach Katar war er wie die meisten Menschen in und um Doha aus wirtschaftlichen Gründen gekommen: um Karriere zu machen, um mehr Geld zu verdienen. Es gab allerdings einen bedeutenden Unterschied: Im Unterschied zur grossen Masse der Wanderarbeiter war Desailly privilegiert.

## Zehn neue Parkanlagen

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Die meisten Wanderarbeiter stammen aus dem indischen Subkontinent. Sie bauen wie damals die Stadien, die Hochhäuser, die Schnellstrassen und die Hotels, die Katar architektonisch und logistisch in die Moderne katapultieren. Der Ministaat verändert sich dermassen rasant, dass selbst Einheimische oft Mühe haben, sich in ihrer Stadt zurechtzufinden. «Ach so, dieses Gebäude war gestern noch nicht hier», sagen sie dann.

Das Emirat hat sich auf die Fussball-WM perfekt vorbereitet. Die Metro funktioniert – «besser als in europäischen Städten», sagt ein syrisch-deutscher Expat –, es wurden mehr als zehn neue Parkanlagen angelegt, Strassen gebaut, ebenso ein neuer Flughafen.



Die Liebe der Araber zum Fussball ist obsessiv: Doha, 20. November.

Aber Katar erntet dieser Tage nichts als Häme. Für westliche Besucher gibt es allerhand zu meckern. Zum Beispiel, dass in dem stockkonservativen muslimischen Land Fans der öffentliche Alkoholkonsum an den meisten Orten verboten ist. Oder dass Menschenrechte verletzt werden (erstaunlich, dass diese beiden Mängel oft auf dieselbe Ebene gestellt werden).

*Die Metro funktioniert, es wurden Strassen gebaut, ebenso ein neuer Flughafen.*

Oder dass die Behörden die LGBTQ-Community schikanieren. Oder dass beim ersten Spiel der katarischen Nationalmannschaft ein grosser Teil der Fans das Stadion verliess, aus Enttäuschung über ihre Elf. James Montague, der in seinem Buch «Wenn es Freitag wird» das Wechselverhältnis zwischen Politik und Fussball im Orient beschreibt, weiss aber: Die Liebe der Araber zum Fussball ist «obsessiv». Derzeit wohl vor allem in Saudi-Arabien, nachdem

die Kicker des Königreichs die Stars aus Argentinien besiegt haben. Saudi-Arabien hat nach dem «historischen Sieg» einen Feiertag ausgerufen, der für alle Angestellten im öffentlichen und im privaten Sektor sowie für alle Studenten gilt.

## Arbeit für Tamilen, Nepalesen, Filipinos

Vor lauter Kritik an Katar wird oft übersehen, dass sich das Emirat durchaus positiv entwickelt hat – und zwar in einem Tempo, das man vielen anderen Staaten wünschen würde. Um das zu würdigen, braucht es indessen Offenheit – und eine Portion Fairness. Gängige Vorurteile über «die Araber» stehen dem im Weg. Offenkundig ist aber: Für viele Menschen aus Bangladesch, Nepal, Sri Lanka oder aus den Philippinen sind Jobs am Golf die einzige Möglichkeit, deutlich mehr zu verdienen als in ihrer Heimat. Das ermöglicht es ihnen, Monat für Monat Gelder an ihre Familien zu Hause zu überweisen. Das hat allerdings einen Haken: Weil die in Katar verdienten Gelder den bedeutendsten Teil des



Kapitals ausmachen, das in Länder wie Nepal, Bangladesch oder Sri Lanka fließt, sind die Finanzminister dieser Länder von Einkünften dieser Gastarbeiter genauso abhängig wie die Familien der «Arbeitssöldner». Das hat Konsequenzen: Diese Staaten haben kein Interesse, sich gegenüber Golfländern wie Katar für den Schutz ihrer Bürger einzusetzen. Lieber nehmen sie es hin, dass sie unter schlechten, manche sagen, unter menschenverachtenden Bedingungen leben und arbeiten, weil sie sonst ihre «Einkommensquellen» verlieren könnten.

### Lob von Amnesty International

Seit Katar wegen der WM im Rampenlicht steht, wird dem Emirat die massive Missachtung von Menschenrechten vorgeworfen. Doch Kritiker übersehen all die Verbesserungen, welche die Regierung in Doha bereits realisiert hat. Selbst die sonst stets kritische Menschenrechtsorganisation Amnesty International (AI) anerkennt, dass Katars Magistrate Reformen eingeleitet haben. «Wir beobachten Schritte in die richtige Richtung, wie etwa ein Gesetz zur Regulierung der Arbeitsbedingungen von Hausangestellten, einen Fonds zur Entschädigung bei Lohndiebstahl sowie die Einführung eines Mindestlohns.» Der politische Druck solle aber auch während der Spiele aufrechterhalten werden, «um die Umsetzung der Reformen in Katar und der Menschenrechtskriterien für künftige Sportturniere sicherzustellen». Dem derzeit populären Boykottaufruf der WM schließt sich Amnesty nicht an. Ein Boykott komme für AI nicht in Frage, «weil die Regierung Katars Reformen eingeleitet hat».

Zumal auch die EU-Kommission von «deutlichen und spürbaren» Fortschritten bei den Arbeitsbedingungen spricht und die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) in Genf, die Standards entwirft und deren Einhaltung überwacht, Katar eine «Verbesserung der Lebensbedingungen für Hunderttausende Arbeiter» attestiert. Die katarische Regierung hat sich



gegenüber der ILO zu einem Arbeitsrecht verpflichtet, das internationalen Standards entspricht. In Doha wurde eine ILO-Filiale eröffnet, die den Prozess überwachen soll.

Die Rechte der Arbeiter, sagt ein Bewohner Katars, seien mittlerweile dermassen ausgebaut worden, dass mancher Manager ins Schwitzen

### Die sexuelle Neigung, in welcher Richtung auch immer, nach aussen zu tragen, ist im Orient verpönt.

gerate, wenn die Behörden die Einhaltung der Vorschriften überprüften. Dass Arbeitgeber den Pass oder die Löhne ihrer Angestellten zurückhalten, kommt zwar vor. Aber es drohen harte Strafen, um Betrügereien zu verhindern.

Keine Frage: Katar ist noch weit von westlichen Standards entfernt. So hat der katarische WM-Botschafter und frühere Fussball-Nationalspieler Khalid Salman in einem Interview Homosexualität als «geistigen Scha-

den» bezeichnet. Das war unklug – und verletzend. Was allgemein kaum erwähnt wird: Gleichgeschlechtliche Beziehungen sind im Islam verboten und können mit Gefängnis oder gar mit dem Tod bestraft werden dort, wo der Koran traditionell und wörtlich interpretiert wird. Doch am Golf – und auch in Katar – sind schwule Beziehungen keine Ausnahmen. Selbst Monarchen haben Männer mitunter lieber als Frauen – zum Beispiel der im Mai verstorbene Präsident der Vereinigten Arabischen Emirate, Scheich Chalifa, oder der ehemalige Herrscher des Oman, Sultan Qabus bin Said. Die sexuelle Neigung, in welcher Richtung auch immer, nach aussen zu tragen, ist im Orient verpönt. Das bleibt Privatsache. Coming-outs sind im arabischen Raum äusserst selten.

Ja, Katar, reichster Staat der Welt, ist weit davon entfernt, demokratische Regeln, wie wir sie im Westen kennen, einzuführen. Aber auf vielen Gebieten ist Katar liberaler als andere Monarchen am Golf. So sind zum Beispiel Gewerkschaften, unter bestimmten Bedingungen zumindest, zugelassen – in der Nachbarschaft sitzen deren Aktivisten oft hinter Gitter. Und Machtkämpfe innerhalb des Herrscher-Clans sind unbekannt. Fast schon sensationell wirkt, dass der Vater des jetzigen Emirs aus freien Stücken zurückgetreten ist und den Thron seinem Sohn überlassen hat.

### Keine WM im Mittelalter

Bei allen kulturellen Unterschieden zum Westen bleibt festzuhalten, dass die WM das Reformtempo im Emirat beschleunigt hat. Anders formuliert: Würde Katar die Fussball-WM nicht austragen, wäre das Emirat in vielerlei Hinsicht wohl im Mittelalter stecken geblieben – und niemand würde deswegen ein Fähnchen für die Menschenrechte schwenken.

James Montague: When Friday Comes. Football Revolution in the Middle East and the Road to Qatar, 2022.

\* DIE SCHLAUE WEIHNACHTS-ÜBERRASCHUNG \*



Nur solange Vorrat!

129.50 statt 169.-

EMPFOHLEN VON DER Stiftung Lesen

WWW.SPICK.CH

SPICK

# Genialität eines Spiels

Fussball ist ungerecht, also das grösste Geschenk an die Jugend der Welt. Er lehrt einen, nie den Mut zu verlieren.

Mario Widmer

Die 22. Fussballweltmeisterschaft ist angeklickt. Noch nie in der Geschichte der Menschheit wurde besser mit dem Ball gespielt. Noch nie spielten mehr Menschen Fussball, noch nie faszinierte der Fussball mehr Menschen.

Noch nie in der Geschichte dieses Planeten wurden bessere Bilder von mit dem Ball Spielenden in die Stuben der ganzen Menschheit übertragen, die TV-Technik hat eine derart grossartige Entwicklung genommen. Die grössten Spieler aller Zeiten sind für acht Milliarden, praktisch für jeden berührbar geworden.

Und doch: Noch nie in der Geschichte des Fussballs wurde so auf der Organisation herumgeprügelt, die diesen Fussball in 211 Ländern dieser Erde verwaltet. Der Fifa.

Es scheint, dank ihr ist der Fussball zum Wildschwein unserer Zeit geworden, jeder darf ihn durch das Dorf treiben, auf ihn einknebeln.

Wo der Ball ist, ist die Fifa, wo die Fifa ist, ist Korruption, ist das Böse, ist das Schlechte.

Warum nur? Millionen, Milliarden feiern das Hüpfen des Balles.

Die Frage ist so komplex wie einfach. Und darum nur für jene wirklich zu beantworten, die wissen, fühlen, leben, was Fussball ist. Denn Fussball ist wie das Leben, Fussball ist für die Guten und die Bösen, nur eines ist Fussball nicht und darf es, so er überleben möchte, nie werden: gerecht.

## Wo Armut ihre Exzesse feiert

Fussball ist die grösste Spielwiese der menschlichen Leidenschaften neben dem Sex. Im Fussball toben sich die grössten Fragen der Menschheit aus. Ist der Mensch gut? Oder ist er fähig, das Gute in seinem Kern zu vergessen, weil die jubelnde Euphorie des Sieges ihm wichtiger ist? Ist es das Ziel des Menschen in seinem Leben, gerecht zu sein, ist Fussball, kann Fussball gerecht sein?



*Spielwiese der menschlichen Leidenschaften:*  
Kinder in Kapstadt, Südafrika.

Die Fifa fördert den Fussball auf der ganzen Welt. In den Ländern der Gerechten, Selbstgerechten wie bei uns, in den Ländern der we-

## *Im Fussball toben sich die grössten Fragen aus. Ist der Mensch gut?*

niger Gerechten und in den Ländern, in denen Korruption noch Kultur ist.

Am Fussball verdienen sich die Reichen eine goldene Nase, der Fussball gibt den Ärmsten in den Favelas die Chance, an den Tischen der Reichen zu tafeln.

Es ist die Popularität des grössten Spiels der menschlichen Geschichte, die den Fussball so vulnerabel macht. Von seiner Popularität will sich jeder ein Stück abschneiden. Daran mästen sich die Moralisten, die Besserwisser, die Kritiker aus Neid und Missgunst.

Die Fifa-Bosse, die so viel gemacht haben, um den Fussball um den Erdball zu verteilen, ihn auch dort zu ermöglichen, wo die Armut

ihre Exzesse feiert, das Leben nur einen Höhepunkt kennt, das Spiel mit dem Ball.

Die Fifa-Bosse, die nicht zugeben wollen, dass ihr System nur dank Korruption funktioniert, 211 Länder, die nur darum an einem Strick ziehen werden, weil jene, die es sich leisten können, jene vergolden, die es zum Entscheid braucht.

## Stärken und Schwächen

Am meisten mästen sich die Politiker an der Popularität des Spiels, es gibt ihnen an seinem grossen Festival die Chance, ihr Moralien zu verspritzen, dessen Gestank nach Dummheit, Naivität und Langeweile sonst keiner mehr aushält.

Unschuldig sind die Fifa-Bosse wirklich nicht, die ihr goldenes Spiel gegenwärtig den Geiern zum Frasse vorwerfen. Um selber gerechter in der Landschaft stehen zu können, sind sie

darin, dem Fussball seine Seele zu rauben. Mit VAR (Video Assistant Referee) und High-tech wollen sie das Spiel gerechter machen, ein Spiel, das seine Genialität aus der Tatsache schöpft, dass es von Anfang bis zum Schluss gleichsam auf den menschlichen Stärken und den menschlichen Schwächen wie Leidenschaft und Täuschung gebaut ist.

Wenn es keine Diskussion mehr um Abseits, Foul, Penalty oder Handspiel geben wird, hat der Fussball, das grösste Spiel des Lebens, ausgespielt. Es wird im Morast des Moralins ersticken, der gegenwärtig durch den dümmlichen Mainstream erzeugt wird, und die eigenen Leser und Zuschauer von der grössten Show der Welt, der Fussball-WM, vergraulen.

Der ungerechte Fussball. Er ist das grösste Geschenk an die Jugend der Welt, die von ihm lernt, dass der Mensch im Leben auch in der Ungerechtigkeit den Mut nicht verlieren muss, um den Sieg zu kämpfen.

Mario Widmer, langjähriger *Blick*-Sportchef, ist der Doyen des Schweizer Fussballjournalismus.



# Uneinlösbare Versprechen der Welt

Skizzen aus einer Zeit, die farbig wurde und dennoch schwarzweiss zu bleiben schien.



*Zeit des Flaschenspielens, des ersten Kusses.*

**D**as ist einer dieser Tage, der sich so anfühlt, wie Erik Saties «Gnossiennes» klingen; verlassen, jeder Ton eine Note einer Einsamkeit. Die eigene kleine Welt steht still und die fremde grosse dreht sich ohne Munterkeit. Draussen ist jener trübe, nasse, kalte, zügige, und nackte November, der einen verstehen lässt, weshalb die meisten vermuten, dass im November mehr Menschen sterben als in jedem anderen Monat. Dabei ist es der Februar, die Zeit vor dem Frühling, der die meisten dahinrafft.

Ich wollte über die Weltbevölkerung schreiben, dass, als ich 1964 in eine noch ganz andere Welt hineingeboren wurde, es 3,3 Milliarden Menschen gab, zweieinhalb Mal weniger als heute. Als ich so gross war, dass ich ein paar Dinge begreifen konnte, die nicht nur mit meiner kleinen Welt an einem kleinbürgerlichen Stadtrand mit bösen alten Frauen, dicken Männern in hellblauen Unterleibchen, viel zu vielen Hunden und allgegenwärtigen Blicken durch dünnbevorhangte Fenster zu tun hatten, also etwa 1980, gab es schon 4,5 Milliarden Menschen.

Aber immer noch schien die Welt ein ruhiger Ort zu sein mit genug Raum, ein Etwas ohne Dichtestress, ein Topos, der noch nicht überhitzt war und durchdigitalisiert. Telefone klingelten nur zu Hause, und auf den Strassen patrouillierten Polizisten mit Hüten, immer dieselben, sie hiessen Herr Keller oder Herr Meier, jene, die einen vor sieben Jahren und in

einem anderen Leben ermahnten, wenn man zu schnell mit dem Trottinett fuhr, und wenn sie einen ein paar Mal ermahnt hatten, drohten sie, dass sie mit den Eltern sprechen würden. Das war, glaube ich, erstaunlicherweise prägend, was meine Einstellung zur Polizei und der Macht des Staates anbelangt.

In meinem Leben gab es damals, wie heute im Grunde auch, vielleicht vierzig Menschen, mit denen ich zu tun hatte, und die restlichen 4,499999960 Milliarden interessierten mich nicht gross. Die Welt war gross, das sah ich im Fernsehen, ich sah lebende Savannen in Afrika, das Apollo-Weltall, den Start des ersten Spaceshuttles im April 1981, und ich bekam mein erstes Mofa, ein Puch Maxi, und sofort kam ein hoher Lenker dran, ein Denfeld-Sattel, ein Fenster in den Kolben, um Geschwindigkeit zu gewinnen, weil die Welt am Stadtrand mir zu langsam wurde und ich davonfahren wollte.

**D**as sind nur grobe Skizzen einer unauffälligen Jugend aus einer Zeit, die farbig wurde und dennoch schwarzweiss zu bleiben schien, bruchstückhafte Reminiszenzen aus einem mehr oder weniger unbeschwerten Grösserwerden. Es gab ein paar Probleme dann, die Sowjets marschierten nach Afghanistan, auf den Papst wurde geschossen, es gab Tschernobyl und Sandoz, es gab Jugendunruhen, «Tell-Star» im Fernsehen, die Welt wurde lauter und trottete nicht mehr, son-

dern fing an, schnell zu laufen. Aber das war nicht wirklich mein Problem, wir fuhren mit unseren Maxis an den Bielersee, campierten in Erlach, brieten Klöpfer und tranken Martini Bianco und überlegten uns, wie lange wir brauchen würden, um nach Südfrankreich zu kommen.

**S**o war das, die Zeit des Flaschenspielens, des ersten Kusses, des ersten Joints, der ersten Pickel, der ersten grossen Enttäuschungen auch, weil die Welt, die man für ein Versprechen hielt, das sie einlösen würde, wenn man grösser wäre, einfach nur die Welt war, die einen manchmal beschenkte, und oft bestahl.

Die Wolken lichten sich draussen zögerlich, ein wenig Licht dringt durch die Nebel, es geht gegen Mittag, man selbst kommt langsam in den Herbst des Lebens, und da ist die Hoffnung, so brüchig wie Licht im November, dass es trotzdem noch Jugend für einen gibt. Wir sind jetzt acht Milliarden Menschen auf der Erde, es wird eng werden und vielleicht nur noch letzte Generationen geben, die festkleben in einer Welt, die aus den Fugen geraten ist, die immer mehr Möglichkeiten bietet, aber dennoch auch immer weniger Raum. Aus der Flucht in neue Welten von einst mit dem Maxi wird ein Verschwinden im Metaversum.

Wie gesagt, es gibt so Tage, die sich anfühlen wie die «Gnossiennes» von Erik Satie.



## PERSONENKONTROLLE

# Badran, Blöchliger, Berset, Kern, Vranckx, Sunak, Nguema, Jackson, Kim, Kim



*Schimpftirade:* Politikerin Badran.

**Jacqueline Badran**, Wutbürgerin, leistete sich wieder einen ihrer berühmten Ausraster. Die Journalisten warteten am Freitag im Bundeshaus auf den Entscheid der Genossen, wie sie bei der Bundesratsersatzwahl weiter vorgehen wollen. Plötzlich trat die Zürcher SP-Nationalrätin aus dem Sitzungszimmer. Sofort fing sie an, die Pressevertreter zu attackieren. Diese würden im Falle der SVP-Bewerberin ihren Job nicht machen und deren Ambitionen zu wenig durchleuchten. Gemeint war damit wohl die Nidwaldner Regierungsrätin **Michèle Blöchliger**. Badran geniesst im Bundeshaus einen Sonderstatus. Von keinem Ratsmitglied würde sich die Medienmeute eine derartige Schimpftirade gefallen lassen. Aber eben: Fast alle Redaktoren ticken politisch gleich wie das unflätige Mitglied der grossen Kammer. Offenbar sieht man in ihr eine Verbündete und ist bereit, alle Ausfälligkeiten und Grobheiten hinzunehmen. (odm)

**Alain Berset**, Rundumgeschützter, hatte dank der *Sonntagszeitung* ein gutes Wochenende. Die jetzigen und allenfalls früheren Medienberater des Kandidaten fürs Bundespräsidium steckten dem Blatt gleich zwei Geschichten: Nämlich jene, dass die Justizministerin entscheiden muss, ob nicht gegen den Sonderermittler ermittelt werden muss, welcher der Standleitung zwischen Bersetts Departement und dem Ringier-Verlag auf der Spur ist. Im zweiten Artikel wird berichtet, dass der Gesundheitsminister während der Pandemie rund um die Uhr bewacht worden sei. Sogar im Ferienhaus, das sich der geniesserische SP-Mann im Waadtland leistet. Dazu gab's ein schönes Bild des Ehepaars Berset. Und die Botschaft: Weil der Bundesrat nicht nur tagsüber bewacht war, konnte er auch nachts keine Dummheiten anstellen. (mö)



*Höhenflug:* Manager Vranckx, Kern.

**Georges Kern**, Innovator, fliegt beim weiteren Aufbau des Schweizer Uhrengiganten Breitling immer höher. Jetzt hat der 57-jährige, in Düsseldorf geborene Topmanager an der Zürcher Bahnhofstrasse zum 70. Geburtstag der legendären Navitimer-Uhr die «Swiss Bo1 Limited Edition» vorgestellt. Dies zusammen mit dem 49-jährigen Swiss-Konzernchef **Dieter Vranckx**. «Das sind wundervolle Momente hier», schwärmte Kern. «Wir sind stolz, mit der Lancierung dieser Uhr gleichzeitig unsere Zusammenarbeit mit der Schweizer Airline besiegeln zu können.» Uhren und Flugzeuge haben immer zusammengepasst. (ah)

**Rishi Sunak**, Kostverächter, spart bei der Verpflegung von Journalisten. Auf dem mehrstündigen Rückflug vom G-20-Gipfel in Bali gab es in der Maschine des britischen Premierministers für die mitreisende Presse nur eine Mahlzeit: vegetarisches Sushi und Lachs mit pappigen Nudeln. (ky)

**Teodoro Obiang Nguema**, Dauerbrenner, will es nach 43 Amtsjahren nochmals wissen: Der 80-jährige Diktator von Äquatorial-Guinea tritt erneut bei den Präsidentschaftswahlen an. Sein Sohn und designierter Nachfolger muss sich weiter mit seinen Spielsachen trösten: einer Flotte von Bugattis und **Michael Jacksons** Glitzerhandschuh, den er für 275 000 Dollar ersteigert hatte. (ky)

**Kim Jong Un**, Papa, kümmert sich um seinen Nachwuchs und sein Erbe. Erstmals zeigte sich Nordkoreas Diktator mit seiner ältesten Tochter **Kim Ju Ae** – was Spekulationen nährte, er wolle sie als Nachfolgerin aufbauen. Der Vater zeigte ihr sein Lieblingsspielzeug: eine Interkontinentalrakete. (ky)



## INSIDE WASHINGTON

### Woke geht in die nächste Runde

Die Republikaner bejubeln den Abgang ihrer «Lieblingsspolitikerin», der abtretenden Sprecherin des Repräsentantenhauses Nancy Pelosi. Im Falle ihres wahrscheinlichen Nachfolgers, des New Yorker Kongressabgeordneten Hakeem Jeffries, sollten sie sich besser nicht zu früh freuen.

Jeffries, der weithin als Spitzenkandidat der Demokraten gilt, wäre der erste Afroamerikaner (abgesehen vom ehemaligen Präsidenten Barack Obama), der eine der beiden Parteien anführt. Der 52-jährige Demokrat aus Brooklyn hat sich um die Unterstützung eines seiner jüngeren Parteigenossen, des New Yorker Kollegen Jamaal Bowman, verdient gemacht. Bowman, der den Kapitalismus einst als «Sklaverei» bezeichnete, schwärmt: «Von den Latinos über die Progressiven bis hin zu den «Blue Dogs» [finanz- und gesellschaftspolitisch konservative Demokraten] und den zentristischen «New Dems» – Hakeem wird dafür sorgen, dass alle Stimmen ins Gespräch einfließen.»

Kritiker der Demokraten feiern Jeffries als Bollwerk der Mitte. In einem Interview mit *The Atlantic* schwor Jeffries im vergangenen Jahr: «Es wird nie einen Moment geben, in dem ich vor dem demokratischen Sozialismus der harten Linken in die Knie gehe.» Doch trotz seiner erklärten Feindseligkeit gegenüber Boutique-Radikalen ist Jeffries ein energischer Verfechter der Identitätspolitik. Der frühere Unternehmensanwalt lanciert regelmässig rassenspezifische Angriffe über die Parteigrenzen hinweg. Nach den Präsidentschaftswahlen 2016 donnerte Jeffries im Repräsentantenhaus: «Wir wissen, dass jeder Rassist in Amerika für Donald Trump gestimmt hat.» Der neue Boss im Repräsentantenhaus ist eine Generation jünger als die alte Chefin. Er garantiert dafür, dass die «Woke Wars» weiter wüten.

Amy Holmes

# Grundreinigung

«50 Jahre Erfahrung sorgen dafür,  
dass auch Ihre Böden in perfektem  
Zustand bleiben.»

**Mevljudi Colaku**  
seit 24 Jahren für Armit im Einsatz



\* Auftragsausführung 15.12.2022 - 15.03.2023, max. 10 Vignetten

**Jetzt Angebot einholen 0800 404 808**



MÖRGELI

## Schweizer Fernseh-Kommentar aus Katar

«Liebe Zuschauende, ich begrüße Sie zum ersten Spiel unserer Nationalmannschaft anlässlich der Fussball-Weltmeisterschaft 2022. Wir befinden uns im Stadion Al-Janoub in Katar. Und zwar genau an jener Stelle, wo noch vor fünf Jahren Frauen gesteinigt worden sind. Die Spieler der Schweiz und von Kamerun betreten jetzt jenen Rasen, den indische Wanderarbeiter bei mörderischer Hitze und miserabler Bezahlung ausgelegt haben. Die vollbesetzten Ränge sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass allein der Bau dieser Tribünen gemäss Bericht des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB) 2145 Todesopfer gefordert hat.

Die beiden Teams stellen sich jetzt zur Nationalhymne auf. Kamerun ist als faktische Präsidialdiktatur nicht Teil unserer solidarischen Wertegemeinschaft. Das Land hat eine vergleichsweise junge Mannschaft, was uns daran erinnert, dass dort die durchschnittliche Lebenserwartung laut WHO infolge von Aids und Mangelernährung lediglich bei 58 Jahren liegt. Die zufriedenen Gesichter der elf singenden Kameruner lassen kaum mehr erahnen, dass früher auch Schweizer Handelshäuser vom Sklavenhandel mit Afrikanern im Mittleren Osten profitiert haben.

Wir hören jetzt die Schweizer Nationalhymne. Sie mag uns für eineinhalb Minuten vergessen lassen, dass Amnesty International vorletztes Jahr bei den Schweizer Asylbehörden eine Verletzung der Anti-Folter-Konvention rügen musste. Unsere noch immer rein männliche Nationalelf steht eng Schulter an Schulter – ein starkes Zeichen gegen Ausgrenzung und Homophobie. Namen wie Shaqiri, Cömert, Seferovic oder des Obwaldners Jonas Omlin sind zaghafte Versuche einer beginnenden Diversität und Inklusion.

Im Mittelfeld zieht Granit Khaka die Fäden. Sein unermessliches Jahreseinkommen von 6,8 Millionen Franken schlägt im Vergleich zu den meisten Sans-Papiers jeder sozialen Gerechtigkeit ins Gesicht. Er spielt zu Freuler, dieser zu Steffen, jetzt stürmt Vargas, umdribbelt den verblüfften Aboubakar und – Tooor, Tooor, Toooooor! Was für eine herrliche Welt! Welche Lebensfreude! Danke, wunderschönes Katar!»

Christoph Mörgele

# Kampf um Klimadollars

Die Uno-Konferenz in Ägypten hat den Entwicklungsländern Geldversprechen gemacht. Das Spiel läuft seit dreissig Jahren.

Beat Gygi

An der 27. Uno-Klimakonferenz im ägyptischen Tourismusort Scharm El-Scheich haben die Industrieländer einer Abmachung zugestimmt, die sie vielleicht irgendwann teuer zu stehen kommt. Die Regierungen beschlossen einen neuen Fonds, der laut dem schweizerischen Bundesamt für Umwelt, «die verletzlichsten Länder im Umgang mit Schäden aus dem Klimawandel unterstützen soll». Die Schweiz – das heisst die Bundesverwaltung – begrüsse diese zusätzliche Hilfe grundsätzlich, bedauere aber, dass wichtige Fragen nicht geklärt worden seien. Zum Beispiel bleibe offen, welche Länder Beiträge an den Fonds leisten sollten, wie die Gelder verteilt würden und wer den Fonds verwalte. Die Schweiz wolle sich dafür einsetzen, dass diese Fragen so rasch wie möglich geklärt würden.

Das tönt noch nicht nach unmittelbarer Gefahr, dass die Industrieländer bald gross zahlen müssen. Die Schweiz hat in den globalen Klimadebatten wenig Gewicht und die jährlichen Uno-Klimakonferenzen sind seit je Umverteilungskämpfe mit eingeübten Ritualen. Grundsätzlich geht es um die Umverteilung von «Nord» nach «Süd», Forderungen der Entwicklungs- und Schwellenländer gegenüber den Industrieländern.

### Überflutung oder Dürren

Diese Spannung prägte schon den ersten Erdgipfel 1992 in Rio de Janeiro. Damals schätzten die in der Gruppe der 77 organisierten Schwellen- und Entwicklungsländer die Kosten ihrer Entwicklungsziele auf etwa 600 Milliarden Dollar pro Jahr, wenn diese umweltschonend erreicht werden sollen, davon 125 Milliarden als Kredite und Zuschüsse. Der Umverteilungskampf zieht sich bis heute hin, mal geht es um mehr Entwicklungshilfe, dann um eine globale Umweltfazilität oder den grünen Uno-Klimafonds, in dessen Leitung die Schweiz mitmacht.

In der neusten Spielart verlangen die Entwicklungs- und Schwellenländer nun direkt eine Entschädigung in der Höhe der seit längerem diskutierten 100 Milliarden Dollar pro Jahr für die durch Industrieländer verursachten Klima-

schäden und Verluste. Seit der Weltklimarat Schäden durch Stürme, Überflutung oder Dürren nun in eine stark vermutete Verbindung mit dem Klimawandel bringt, lassen sich Schuldzuweisungen leichter formulieren als früher. Und wenn Swiss Re schreibt, man gehe «infolge der globalen Erwärmung von einer zunehmenden Schwere und Häufigkeit extremer Wetterereignisse» aus, wirkt das ähnlich.

Gegen die rasche Umsetzung des Fonds spricht die Erfahrung, dass die Uno-Klimakonferenzen und das Pariser Abkommen kaum zu Ergebnissen führen, weil die Zusagen nicht verbindlich sind. Die Regierungen sind nicht an ihre Versprechen gebunden. Und wenn der Uno-Generalsekretär in seiner Schlussrede zur Cop-27 sagte, man habe den Ehrgeiz, das Ziel der Erderwärmung von maximal 1,5 Grad am Leben zu erhalten, deutet dies darauf hin, dass es noch viele Jahre so gehen wird – mit x Reisen an verschiedene Orte der Welt.

Liebe ist...



... der Gedanke, der zählt.

# Atom-Rösti

Nach 27 Jahren Leuenberger, Leuthard, Sommaruga hat sich bei den Erneuerbaren nichts bewegt.



Die *Weltwoche* hat immer mehr Fans in Deutschland. Sie mutiert erfolgreich zum faktischen Vorfeldorgan der AfD. Die neuen Sterne am rechten Polit-Himmel sind Alice Weidel und Sahra Wagenknecht. Die Nationalisten als die neuen Internationalisten des deutschsprachigen Raumes. Selbst die *NZZ* geht, wenn auch vorsichtiger, diesen Weg. Sie hat die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* rechts überholt und gewinnt so Abonnenten in den rechten Sümpfen Germaniens.

Eigentlich dürften wir energiepolitisch dank den direkten Drähten zu Deutschland etwas mehr Substanz geliefert bekommen. Und dass die *Weltwoche* und die *NZZ* Deutschland und die Schweiz vergleichen würden.

**Germanien 1:** In Deutschland will keine regierungsfähige Partei neue Atomkraftwerke bauen. Es geht nur um die Frage, ob man drei oder sechs bestehende Atomkraftwerke noch etwas weiterlaufen lassen will. Und wenn ja, bis wann. Länger als 2026 will niemand mehr Atomstrom produzieren. Das heisst, der Ausstieg ist so oder anders in trockenen Tüchern. In der Schweiz haben Moritz Leuenberger, Doris Leuthard und Simonetta Sommaruga nie ernsthaft an einen Atomausstieg gedacht. Sie haben grün geblinkt, sind aber immer brav rechts abgelenkt.

Albert Rösti wird absehbar Bundesrat. Das Kandersteger Schlitzohr will Nachfolger von Sommaruga werden. Wenn nicht alles täuscht, haben sich die Freisinnigen und die SVP bereits auf die Verteilung der Departemente geeinigt. Im *Sonntagsblick* hat Rösti die neue Marschrichtung definiert: Erstens brauche es produktionsseitig neue Grosskraftwerke. Zweitens müsse man das

alles technologieneutral angehen. Drittens sei er für den Bau neuer Atomkraftwerke. Ein brutaler Dreifach-Wumms in das Kontor der Sozialdemokratie, der Grünen und der Grünliberalen.

**Germanien 2:** Die Deutschen produzieren heute 40 Prozent ihres Stroms mit neuen, erneuerbaren Energien. Die Schweiz nicht einmal 5 Prozent. Die einstigen Schweizer Überlandwerke produzieren im Ausland mit Sonne und Wind 10 Milliarden Kilowattstunden sogenannten und trotzdem begehrten Flatterstrom. Den können wir nicht beanspruchen, weil Axpo, Alpiq, BKW und Co. im Ausland Subventionen kassiert haben.

Jetzt wollen die Deutschen innert zehn Jahren den Anteil an neuen, erneuerbaren Energien auf 80 Prozent steigern. So viel will die Schweiz nicht einmal bis ins Jahr 2050 schaffen. Und genau auf diesen Bummelzug wollen SP, Grüne und Grünliberale neu zu wählende Bundesräte

## *Leuenberger, Leuthard und Sommaruga haben nie ernsthaft an einen Atomausstieg gedacht.*

verpflichten. Wenn sie verzweifelt Hans-Ueli Vogt wählen, dann wird anstelle des Atom-Rösti der Atom-Parmelin das Departement Sommaruga übernehmen. Im Gegensatz zu Rösti hat Parmelin von Tuten und Blasen keine Ahnung, wie das Beispiel der Notstromaggregate belegt.

**Germanien 3:** Zufallsgewinne und Übergewinne sind Kriegsgewinne. Der Grossteil der Schweizer Bäcker wird 2023 pro Kilowattstunde Strom mehr als 50 Rappen bezahlen. Weil Axpo,

Alpiq, BKW und Co. – wenn den Schweizer Atomkraftwerken nicht die Puste ausgeht – riesige Gewinne einfahren werden. Die deutschen Bäckermeister werden – sofern sie weniger als 1,5 Millionen Kilowattstunden pro Jahr verbrauchen – nur 13 Rappen bezahlen. Dank der Ampel, dank der Abschöpfung der Kriegsgewinne, dank der CDU, die im Bundesrat nicht blockiert. Deutschland, einig Vaterland.

In meiner Jugend war Otto Fischer Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes. Wenn er in Brig auftauchte, war der Saal des Bahnhofbuffets bis auf den letzten Stuhl besetzt. Viele mussten sogar stehen.

Nach-Nachfolger Hans-Ulrich Bigler sass als Freisinniger im Nationalrat. Nach seiner schmachvollen Abwahl wechselte der Konzeptfreie und Kraftlose zur SVP. In der Politik gilt: Man liebt den Verrat, aber nicht den Verräter. Für Bigler müssen die Schweizer Bäcker zurück in die Grundversorgung wechseln können. Und einen Strafbonus bezahlen.

Bigler hat das System nicht verstanden. Die grosse Mehrheit der Stromverteiler wird von Alpiq, Axpo, BKW und Co. ausgenommen wie Weihnachtsgänse. Die Preise werden 2024 und 2025 weiter steigen. Auch für die grosse Mehrheit der Bäckermeister. Dies hat der Präsident der Elcom begriffen. Werner Luginbühl ist für das deutsche Modell. Die Bäckermeister müssten ihn vorsorglich zum Ehrenmitglied wählen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz



# Covid aus der Spritze

Mehrfach Geimpfte infizieren sich häufiger mit Corona als weniger oft Geimpfte und Ungeimpfte. Das belegen geheime Daten der deutschen Bundeswehr.

Philipp Gut

In der Bundeswehr gilt eine Impfpflicht. Diese hat ihre Grundlage in Paragraf 17a Absatz 2 des Soldatengesetzes. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einer «Duldungspflicht», da die Soldaten verpflichtet sind, alle angewiesenen Impf- und Prophylaxemaßnahmen zu akzeptieren. Am 24. November 2021 wurde neu auch die auf der mRNA-Technologie beruhende Covid-19-Impfung in dieses obligatorische «Basisimpf-schema» aufgenommen. In der Bundeswehr herrscht deshalb eine Impfquote von nahezu 100 Prozent (Ausnahmen gibt es wegen hängiger Verfahren und aus medizinischen Gründen). Die militärische Impfpflicht gilt auch für die Auffrischungen (Booster).

Die Soldaten werden durchgeimpft, damit sie angeblich vor dem Virus geschützt sind und andere nicht anstecken. Um die Entwicklung zu dokumentieren, führt das Kommando Sanitätsdienst der Bundeswehr eine präzise Statistik. Sie hält Tag für Tag fest, wie viele Bundes-

wehrangehörige infiziert sind – und wie viele Fälle es kumuliert seit Beginn der Pandemie gegeben hat.

## Fallquote von 55 Prozent

Besonders aufschlussreich ist dabei, dass die Inzidenzen der Bundeswehr jeweils um zwei Vergleichsgruppen ergänzt werden: erstens um jene der deutschen Gesamtbevölkerung («Deutschland») und zweitens um die Altersgruppe der 15- bis 59-Jährigen. Das Resultat dieser Gegenüberstellung ist verblüffend und stellt alles bisher Bekannte – beziehungsweise offiziell Verkündete – auf den Kopf. Es zeigt sich nämlich, dass die vollständig geimpften Bundeswehrangehörigen häufiger infiziert sind als die deutsche Gesamtbevölkerung und die Gruppe der 15- bis 59-Jährigen, die beide eine viel tiefere Impfquote aufweisen.

Dies belegen die geheimen Datensätze, die der *Weltwoche* vorliegen. Nehmen wir zum Beispiel das Bundeswehr-Daten-Dashboard vom

10. November 2022, 13 Uhr (s. Abbildung 1). Dort sehen wir die Sieben-Tage-Inzidenzen der drei Gruppen. Die rote Kurve symbolisiert die Gesamtbevölkerung, die gelbe Kurve entspricht der Altersgruppe von 15 bis 59 Jahren und die blaue Kurve der Bundeswehr. Die Darstellung beginnt auf der horizontalen Zeit-

*Das Resultat stellt alles bisher Bekannte – beziehungsweise offiziell Verkündete – auf den Kopf.*

achse links am 11. Oktober. Sie zeigt, dass die Bundeswehr mehr Corona-Fälle verzeichnet als der Rest der Bevölkerung – und dies über den ganzen betrachteten Monat hinweg.

Rechts auf der Abbildung sieht man die Anzahl der kumulierten Fälle (Infizierte) seit Beginn der Pandemie. Am 10. November 2022 waren demnach 100 338 Bundeswehrangehörige einmal oder mehrfach mit

## Screenshots der Bundeswehr-Daten-Dashboards vom 10. November und vom 4. November 2022

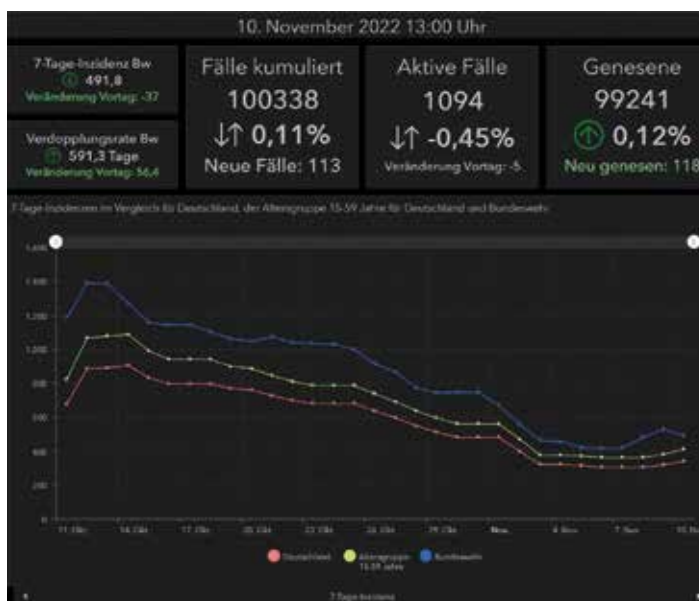


Abbildung 1.



Abbildung 2.



Spur ins Leere.

Sars-Cov-2 infiziert. Auch diese Zahlen lassen sich wiederum mit der Gesamtbevölkerung vergleichen – mit demselben Ergebnis: Die mehrfach geimpften und geboosterten Bundeswehrsoldaten sind deutlich öfter infiziert als die weniger geimpfte deutsche Bevölkerung.

Konkret: Aktuell leisten 181 976 Soldaten Dienst bei der Bundeswehr. Bei inzwischen 101 000 Infizierten gibt das eine Fallquote von 55 Prozent. Gemäss dem Robert-Koch-Institut beträgt die Fallzahl für Deutschland insgesamt 36 180 077 (Stand 18. 11. 2022). Die Fallquote der Gesamtbevölkerung ist also erheblich tiefer: Sie liegt bei 43 Prozent – gegenüber den 55 Prozent der Bundeswehr.

### Nutzen in Frage gestellt

Und dies, obwohl – oder weil – die amtlich ausgewiesene Impfquote der deutschen Bevölkerung nie an die Spitzenwerte der Bundeswehr herankommt. «Grundimmunisiert» (zwei Impfungen) sind nach Angaben des Robert-Koch-Instituts je nach Bundesland zwischen 65 und 83 Prozent der Bevölkerung (Stand 18. 11. 2022). Eine «erste Auffrischung» haben zwischen 50 und 70 Prozent der deutschen Bevölkerung erhalten. Dreimal geimpft sind, auf die ganze Republik bezogen, 62 Prozent, viermal geimpft bloss 13 Prozent.

Als Zwischenfazit lässt sich also festhalten: Wer vollständig und mehrfach geimpft ist – wie die Bundeswehrsoldaten –, wird häufiger

mit dem Coronavirus infiziert als weniger oft geimpfte Personen. Wie die Daten weiter zeigen, ist dies seit dem Einsetzen der flächendeckenden Booster-Wirkung Mitte April 2022 der Fall (s. Abbildung 2, Seite 22). Seither sind die Soldaten ständig stärker infiziert als die Vergleichsgruppen, die weniger häufig geimpft sind.

Das ist aber noch nicht alles, was die Bundeswehrdaten belegen. Sie erlauben noch weitere Einblicke in den Zusammenhang von Impfung und Infektion, die den Nutzen der Impfkampagne und ihrer Weiterführung grundsätzlich in Frage stellen.

Dazu betrachten wir das Balkendiagramm «Infektionen nach erfolgter Impfung/Genesung innerhalb der Bundeswehr» von Mitte Mai 2022 (s. Abbildung 3, Seite 24). Es zeigt die durchschnittliche Zeit (Anzahl Tage), die nach

### Seit Mitte April 2022 sind die Soldaten ständig stärker infiziert als die Vergleichsgruppen.

einer Covid-19-Impfung vergeht, bis sich die Geimpften wieder anstecken. Die Grafik unterscheidet die verschiedenen Impfstoffhersteller und markiert sie mit unterschiedlichen Farben. Biontech/Pfizer etwa wird durch den türkisgrünen Balken dargestellt, Astra Zeneca in Blau. Weiter differenziert die Darstellung nach der Anzahl der erfolgten Impfungen (insgesamt vier).

Der zentrale Befund ist nun: Je öfter jemand geimpft ist, desto schneller wird er angesteckt und infiziert. Während die zweite Impfung bei gewissen Herstellern die Zeit bis zur Wiederansteckung gegenüber der ersten Impfung etwas verlängern konnte (aber auch nicht bei allen), ist der Trend ab der dritten und vierten Impfung eindeutig negativ: Die Wiederansteckungszeit wird immer kürzer.

### Je mehr geimpft, desto mehr infiziert

Nehmen wir als Lesebeispiel Astra Zeneca: Nach der ersten Impfung eines Bundeswehrsoldaten dauerte es im Durchschnitt 294 Tage, bis er wieder angesteckt war. Bei der zweiten Impfung waren es noch 195 Tage, bei der dritten 85 und bei der vierten nur noch 43 Tage. Bei Biontech/Pfizer ging es nach der ersten Impfung 73 Tage bis zu einer erneuten Infizierung. Bei der zweiten Impfung waren es 110 Tage. Danach sackten die Werte wieder ab: auf 77 Tage bei der dritten und auf 62 Tage bei der vierten Impfung.

Zusammengefasst belegen die Daten der Bundeswehr:

1. Die praktisch vollständig geimpften Soldaten werden häufiger mit dem Coronavirus angesteckt als der Rest der Bevölkerung, der bei weitem nicht so durchgängig geimpft ist. Es gilt: Je mehr geimpft, desto mehr infiziert.
2. Die Zeit bis zu einer (Wieder-)Ansteckung verkürzt sich mit der dritten und vierten Impfung. Es gilt: Je mehr geimpft, desto schneller





Abbildung 3: durchschnittliche Zeit (Anzahl Tage) zwischen Impfung und Wiederansteckung, nach Impfstoffhersteller.

infiert. Zugespielt lässt sich also formulieren: Corona kommt aus der (Booster-)Spritze.

Die Bundeswehr weiss natürlich um den politischen Sprengstoffcharakter dieser Erkenntnisse. Sie weiss, dass ihre geheimen Daten der Impfkampagne von Bundesregierung, Gesundheitsbehörden und hauseigenem Sanitätsdienst den Boden entziehen. Inzwischen hat die Bundeswehr still und heimlich aufgehört, die Infektionen nach erfolgter Impfung zu dokumentieren. Im Mai dieses Jahres stellte sie die entsprechende Erhebung ein – nach dem Motto: Was nicht sein darf, ist nicht. Was wir nicht protokollieren, existiert nicht.

### Unterschlagen, vertuscht, gelöscht

Ein ähnliches Verwirr- und Versteckspiel, der militärischen Camouflage ähnlich, wandte die Bundeswehr auch bei der Information über die Impfnutzen an. Auf ihrer Web-

site «Nachgefragt: Covid-19-Impfungen» behauptete sie apodiktisch: «Unter den bereits geimpften Angehörigen der Bundeswehr sind bisher keine schwerwiegenden Nebenwirkungen gemeldet worden. Die Aussage, es gebe hier Todesfälle nach Impfungen, entbehrt schlicht jeder Grundlage.» So stand das noch am 9. Mai 2022. Die Weltwoche hat die damalige Website gesichert und archiviert.

Klickt man heute denselben Link an, führt die Spur ins Leere. «Bundeswehr: Ziel nicht gefunden», steht jetzt dort – ironischerweise mit dem Bild eines Such-Feldstechers.

Der Hintergrund der Löschaktion dürfte sein, dass die Behauptung der Bundeswehr, es habe keine schwerwiegenden Nebenwirkungen und keine Todesfälle nach Impfungen gegeben, nachweislich falsch ist. Ausgerechnet Oberstarzt Professor Dr. Kai Kehe vom Sanitätsdienst der Bundeswehr entlarvte diese Falschaussage im Zusammenhang mit hängigen Beschwerdeverfahren gegen die Impfpflicht vor dem deutschen Bundesverwaltungsgericht in Leipzig, wo er als Sachverständiger für die Bundeswehr auftrat. Vom Richter gefragt, ob es denn schwere Nebenwirkungen gebe, berichtete Oberstarzt Kehe im Juni dieses Jahres von 47 schweren Fällen und einem Todesfall. Mittlerweile soll die Zahl der schwerwiegenden Fälle gemäss Insidern weiter gestiegen sein.

Die Bundeswehr unterschlägt, vertuscht und löscht also, was nicht ins Bild passt. Das Bild, das ist die grosse offizielle Erzählung der Verantwortlichen – von der Bundesregierung über das Robert-Koch-Institut bis zu den Generälen der Bundeswehr –, dass die Covid-19-Impfung die medizinische Wunderwaffe gegen das Virus sei und dass sich die Bevölkerung darum wiederholt impfen lassen sollte: je mehr, desto besser. Für die Soldaten ist das keine dringende Emp-

fehlung, sondern – aufgrund der geltenden Duldungspflicht – ein strikter Befehl.

Genau diese Ausgangslage ermöglicht nun aber das grossangelegte Real-Experiment eines Vergleichs der beiden Gruppen: hier die Soldaten mit einer Impfquote von nahezu 100 Prozent, dort die Gesamtbevölkerung mit einer

*Wenn die Regierung vor Infektionen schützen will, muss sie die staatliche Impfkampagne beenden.*

deutlich niedrigeren Impfquote. Das Dumme ist, dass die bundeswehreigenen Daten die offizielle Impfdoktrin Lügen strafen. Sie belegen, dass die wiederholte Impfung nicht nützt und nicht schützt wie behauptet, sondern das Risiko einer Infektion sogar verstärkt.

Je mehr man sich impfen lässt, desto mehr und desto schneller wird man infiziert – diese von der Bundeswehr statistisch ermittelte Tatsache lässt nüchtern betrachtet nur einen Schluss zu: Wenn die Regierung die Bevölkerung vor zunehmenden Infektionen schützen will, muss sie die staatliche Impfkampagne beenden.

### Schuss ins eigene Knie

Und an die Adresse der Bundeswehr gerichtet: Wenn sie ihre Soldaten schützen will, muss sie die mRNA-Injektionen aus dem Katalog der obligatorischen Impfungen streichen. Stattdessen sagt sie, die Impfung durch Duldungspflicht diene der Aufrechterhaltung der Truppen. Ihre eigenen Daten widerlegen dies: Das exzessive Impfen, Impfen, Impfen, Impfen erhöht die Infektionsgefahr und führt zu mehr krankheitsbedingten Ausfällen. Die Impfpflicht der Bundeswehr ist ein zielsicherer Schuss ins eigene Knie.



---

# Die zivilisatorische Kraft des Fussballs

Plötzlich verzaubern elf Saudis die Fussballwelt und besiegen Argentinien.  
Weshalb der Fussball seine Kritiker immer widerlegt.

*Peter Hartmann*

**D**ie Namen hat man noch nie gehört und wird sie vielleicht bald vergessen. Tatsache ist, dass dieses Team aus Saudi-Arabien mit seinem Auftritt gegen Argentinien Starttruppe innert knapp zwei Stunden all die globalen Sympathien eroberte, die das WM-Gastgeberland Katar mit Milliardensummen nicht gewinnen konnte. Der Zauber des Fussballs wirkt auch in solch verfahrenen Lagen wie jetzt, wenn ein politisch angreifbares reiches, winziges Land wie Katar und eine zusehends fragwürdigere Organisation wie die Fifa quasi die Weltherrschaft über den Fussball ausüben.

Der Fussball ist unvergleichlich grenzenlos. Er fasziniert die Menschen auf dem ganzen Globus, wird weltweit nach den gleichen akzeptierten Regeln gespielt. Das Schauspiel läuft nach einem festen Ritual ab, doch der Ausgang bleibt, im Unterschied zur Theater- und Opernbühne und zu Tausendundeiner Nacht, im Fussballdrama immer offen. Es geht um Umsturz und Unterwerfung, Sieg und Untergang. Der Fussball ist das einzige Medium neben der Musik, das überall verstanden wird (reden wir bitte nicht von der Offside-Verwirrregel). Er erschafft Helden wie Pelé, Maradona, Messi, Ronaldo, die aus dem Nichts kommen, weltweit bewundert werden und auf dem Terrain der Chancengleichheit berühmt werden.

Insofern ist der Fussball das wichtigste zivilisatorische Instrument zur Beeinflussung von Menschenmassen. Kein Wunder, werden seine Lenker politisch umworben und neigen zu Selbstüberschätzung und Machtanmassung. Vielleicht hat Fussball auch mit Überleben zu tun. Der renommierte britische Verhaltensforscher Desmond Morris hält das Fussballritual für eine tradierte Form der Jagd aus der Steinzeit mit ihren Stammeskämpfen um die Beute (den Ball von heute). Die heimkehrenden Jäger mit ihren erlegten Tieren wurden vom Publikum begeistert gefeiert. Morris, 94, betrieb ballnahe Feldforschung und war jahrelang Präsident des Viertligaklubs Oxford United.

Wir sind alle Fussballnahrungsabhängige. Vielleicht ist das die Erklärung.



*Sieg und Untergang:* Diego Maradona gegen Belgien, 1982.



# Rösti wird grün

Der Bundesratskandidat flirtet beim neuen CO<sub>2</sub>-Gesetz mit dem linken Lager. Damit geht der langjährige Öl-Lobbyist auf Distanz zu seiner eigenen Partei.

Marcel Odermatt

**S**eine Partei hat er locker überzeugt. Die SVP-Fraktion nominierte Albert Rösti im Walliser Bergdorf Hérémece bereits im ersten Wahlgang. Sein Gegner Hans-Ueli Vogt benötigte vier Anläufe und schaffte es erst mit einem Kraftakt auf das Bundesratticket. In der Fraktion ist der Berner Nationalrat der Favorit für die Nachfolge von Ueli Maurer.

Doch wählen müssen ihn nicht seine Kolleginnen und Kollegen, sondern die Vereinigte Bundesversammlung. Viele Linke im Parlament befürchten, dass Rösti nach seiner Inthronisierung gleich der nächste Coup gelingt. Nach dem Abgang von Simonetta Sommaruga wird in der Landesregierung das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) frei. Die Grünen sprechen von einem «Horrorzenario», wenn sich Rösti das Uvek schnappen würde. Der 55-Jährige mauerte sich in den letzten Jahren zum Dauerkontrahenten von Simonetta Sommaruga (SP) und ihrer Vorgängerin Doris Leuthard (CVP). So bekämpfte er an vorderster Front zunächst erfolglos die Energiestrategie 2050 und dann siegreich das CO<sub>2</sub>-Gesetz.

## Das Publikum staunt

Im Moment scheint Rösti allerdings vor allem darauf bedacht, die Befürchtungen der Ratslinken zu zerstreuen. Das zeigte sich diese Woche im «Tagesgespräch» auf Radio SRF. Der Bundesratsaspirant wurde gefragt, wie er sich zum CO<sub>2</sub>-Nachfolgegesetz stelle. Sommaruga hatte nach dem Volks-Nein im Juni 2021 keine Zeit verstreichen lassen und eine neue, revidierte Vorlage präsentiert, die jetzt im Parlament beraten wird. Diese Neuauflage «könne man unterstützen», so Rösti. Das Publikum staunt. Erst im Mai 2022 hat er nach sieben Jahren den Präsidentenposten von Swissoil abgegeben. Nun findet Öl-Lobbyist Rösti plötzlich, die Schweiz müsse «die Fossilen ersetzen» und bei den «Erneuerbaren mehr Gas geben». Kurz: «Die Energiewende muss stattfinden.»

Bern

Die Aussagen stehen nicht nur im Widerspruch zu Röstis politischem Wirken, sondern auch zur Haltung seiner Partei, die ihn eben zu ihrem Bundesratskandidaten gekürt hat. In der Vernehmlassungsantwort zu Sommarugas neuem Gesetzesvorschlag heisst es klipp und klar: «Die SVP lehnt den vorliegenden Entwurf dezidiert ab.» Als Hauptgrund wird die Zuwanderung angegeben. Trotz massiver Bevölkerungszunahme gingen die Treibhausgasemissionen der Schweiz zwischen 1990 und 2019 insgesamt

*«Er will wohl so kurz vor den Bundesratswahlen niemanden im Rat brüskieren.»*

um rund 14 Prozent und pro Kopf von jährlich 8,1 auf 5,4 Tonnen zurück. «Die eindruckliche Treibhausgasreduktion der Schweizerinnen und Schweizer und somit die Zielerreichung 2030 wird aber faktisch durch die Masseneinwanderung wieder zunichtegemacht», heisst es im Papier. Und weiter: «Dass die Zuwanderung in der Umwelt- und Energiepolitik unberücksichtigt bleibt, ist deshalb aus Sicht der SVP un-

haltbar angesichts der Tatsache, dass die Bevölkerung in der Schweiz von 6,7 Millionen Menschen im Jahr 1990 bis 2030 wegen der Personenfreizügigkeit auf 10 Millionen Einwohner steigen wird.»

Röstis Partei ist ausserdem überzeugt, dass dem angepassten CO<sub>2</sub>-Gesetz ein fundamentaler Denkfehler zugrundeliegt. «Wir können es uns in der Schweiz nicht leisten, die Kernenergie auszuschliessen. Sie wird benötigt, um die Stromlücke zu schliessen», so SVP-Nationalrat Christian Imark. «Dieses Technologieverbot ist unbedingt aufzuheben.» Zum plötzlichen Sinneswandel von Parteikollege Rösti sagt Imark: «Dieses Zusammenhanges ist sich auch Albert Rösti bewusst. Er hat schliesslich an dieser Vernehmlassungsantwort mitgearbeitet. Dass er sich jetzt wohlwollend zum Gesetz äussert, hängt wohl damit zusammen, dass er so kurz vor den Bundesratswahlen niemanden im Rat brüskieren will.»

## Skeptischer Gewerbeverband

Röstis Aussagen geben nicht nur in seiner Partei zu reden. Auch beim Gewerbeverband (SGV) herrscht Skepsis bezüglich des CO<sub>2</sub>-Gesetzes.

Laut dem stellvertretenden Direktor Henricque Schneider verdient die Vorlage zwar das Prädikat «nicht schlecht». Doch es bestehe noch Anpassungsbedarf. Ein Beispiel ist der zusätzliche bürokratische Aufwand für die Unternehmen. Das Gesetz verlangt, dass Firmen einen sogenannten Dekarbonisierungsplan einzureichen haben und diesen regelmässig aktualisieren müssen. Der SGV will im parlamentarischen Prozess Korrekturen anbringen.

Knapp zwei Wochen vor den Bundesratswahlen macht Rösti im entscheidenden Klimadossier einen Schritt auf das rot-grüne Lager zu. Beim Entscheid am 7. Dezember in der Vereinigten Bundesversammlung dürfte ihm dieses Entgegenkommen wohl nützen. Gleichzeitig weckt es bei seinen eigenen Leuten die alten Zweifel, wie resolut der Favorit die politischen Positionen der SVP in der Landesregierung vertreten wird.



«Die Energiewende muss stattfinden»: SVP-Nationalrat Rösti.

# Amerikas Königin

Cher scheint immer schon da gewesen zu sein, ohne je altmodisch zu wirken. Sie erinnert mich an Queen Elizabeth II.

Julie Burchill

**D**as Vereinigte Königreich hatte die Queen, die Vereinigten Staaten haben Cher. Die mittlerweile 76-jährige Grande Dame wurde bereits als Teenager berühmt. Sie scheint immer schon da gewesen zu sein, ohne je altmodisch zu wirken, denn im Lauf der Zeit hat sie immer wieder ihre Gestalt verändert. Sie ist in, doch nicht so richtig von dieser Welt und hat im Zentrum des Showbusiness-Mahlstroms ruhig ausgeharrt. Entsprechend einmalig ist ihre Erfolgsbilanz.

Sie hat als Einzige in sechs aufeinanderfolgenden Jahrzehnten (von den Sechzigern bis in die 2010er Jahre) Singles aufgenommen, die es in *Billboard* auf Platz eins brachten. Ausserdem hat sie über die längste Periode am meisten Singles auf Platz eins von *Billboard* gehabt, nämlich 33 Jahre, sieben Monate und drei Wochen lang, respektive von «I Got You Babe» 1965 bis «Believe» 1999. Mit letzterem Song wurde sie mit 52 die älteste Sängerin, die es seit Erfindung der Popmusik in den USA auf Platz eins brachte.

## Sieg des Menschenverstands

Sie hat einen Academy Award, einen Grammy Award, einen Emmy Award und drei Golden Globe Awards gewonnen und wurde am Filmfestival von Cannes als beste Schauspielerin ausgezeichnet. Es fehlt nur ein Tony, die Auszeichnung für eine besondere Leistung auf einer Broadway-Bühne, dann hätte sie EGOT (Emmy, Grammy, Oscar, Tony), also den Grand Slam des amerikanischen Showbusiness. Erstaunlich ist auch, auf wie vielen Listen sie aufgeführt ist: Greatest Pop Culture Icons, Greatest Women in Music, Greatest Women of All Time, Greatest Movie Stars of Our Time, Sexiest Artists. 1992 wurde sie vom Museum Madame Tussauds zu einer der fünf schönsten Frauen aller Zeiten erklärt und mit einer entsprechenden Wachsfigur geehrt.

Spötter fragten, woran man Original und Nachbildung denn noch unterscheiden könne, und tatsächlich hat Cher immer gern mit dem herumgespielt, was Mutter Natur ihr mit-

gegeben hatte, und daraus auch nie ein Geheimnis gemacht: «Wenn ich mir meine Titten auf den Rücken verpflanzen lassen will, ist das meine Sache.» Dennoch hat bei ihr der gesunde Menschenverstand gesiegt, wohingegen niemand sich Michael Jackson zu sagen traute: «Es



*Eine der fünf schönsten Frauen aller Zeiten:* Künstlerin Cher.

reicht.» Manchmal guckt sie etwas verdutzt aus der Wäsche, aber wer täte das nicht angesichts des Aufstiegs vom Kind, das von der Mutter gelegentlich in ein Waisenhaus gesteckt wurde und seiner Legasthenie wegen aus der Highschool flog, zum heutigen Superstar?

Mit der Queen verbindet sie das Prinzip «Nichts erklären, sich nie beschweren», und so jammert sie – im Gegensatz zu anderen sogenannten «Überlebenden» – auch nie über ihre Ehen mit gewalttätigen Männern oder die Undankbarkeit ihrer Sprösslinge. Sie ist eine Schwulenikone und spielte zu einer Zeit, als die nichtbinären Nervensägen das Wort «Gender» noch gar nicht gehört hatten, be-

reits mit performativer Sexualität, wie sich in dem bemerkenswerten Videoclip zu «Walking in Memphis» sehen lässt.

Sie machte ihr Privatleben im Fernsehen zu Geld – wie später ihre armenischen Landsleute, die Kardashians – mit der «Sonny & Cher Show», die die siebziger Jahre hindurch lief und in der sogar ihre Scheidung vorkam, ohne dass es peinlich gewirkt hätte. Ein Vergleich mit Madonna, die neulich auf Tiktok auf sich aufmerksam machte mit ihrer augenscheinlichen Verwandlung von Marilyn Monroe in Marilyn Manson, ist unvermeidlich: Beide firmieren nur mit ihrem Vornamen, stammen aus der Arbeiterschicht und schlugen sich, brennend vor Ehrgeiz, als Teenager mit allen Mitteln durch.

## Im falschen Schlafzimmer?

Cher hat etwas Nüchtern-Überhebliches, das auf dem Wissen beruht, wie viel sie zu bieten hat mit ihrer tiefen Stimme und ihrer schauspielerischen Begabung, die ihr einen Oscar eintrug. Madonnas selbstbewusstes Auftreten dagegen soll vor allem kaschieren, wie wenig sie zu bieten hat, nämlich weder eine Stimme noch die geringste schauspielerische Begabung. Sieht man Cher mit einem vierzig Jahre jüngeren Freund, sagt man sich: «Ja, klar. Das ist Cher, wäre ja komisch, wenn die mit einem 76-Jährigen rummachte.» Sieht man Madonna mit ihrem neusten Toyboy, denkt man: «Hat eines ihrer Kinder Schulkameraden bei sich übernachten lassen, und dieser hier hat sich ins falsche Schlafzimmer verirrt?»

Das Wichtigste ist freilich, dass Cher uns nicht durch die Glätte ihres Gesichts beweisen will, wie relevant sie nach wie vor ist, sondern durch ihre Erfolge in unterschiedlichen Disziplinen. Was diese fantastische Frau als Nächstes tun wird, weiss niemand. Aber mit grosser Wahrscheinlichkeit wird sie, wenn sie eines Tages aus den Steppschuhen kippt, nicht sagen: «Hätte ich nur . . .»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



# Sieben Götter für die Schweiz

Still und ehrfürchtig schauen National- und Ständerat zu, wie sich der Bundesrat immer mehr Macht anmasst.

Hubert Mooser

Die SP schickt ihre Kandidatinnen für die Nachfolge von Bundesrätin Simonetta Sommaruga auf eine Roadshow durch die Städte Luzern, Zürich, Liestal und Lausanne. SP-Fraktionschef Roger Nordmann sagte dazu, man wolle sie der Bevölkerung vorstellen. Tatsächlich geht es darum, den Medienrummel noch ein bisschen anzuheizen, um eventuell daraus ein bisschen elektoralen Profit zu schlagen. Denn potenzielle und amtierende Bundesräte ziehen seit Jahren eine grössere Aufmerksamkeit der Medien auf sich. Das liegt daran, dass der Bundesrat längst das eigentliche Machtzentrum darstellt. Er ist der einflussreichste Akteur im politischen Alltag der Schweiz.

## Wer ist das Staatsoberhaupt?

Dabei wollten die Gründerväter der modernen Schweiz 1848 keinen starken Bundesrat, sondern ein mächtiges Parlament. Sie sahen für die Leitung der Eidgenossenschaft bloss Sachwalter vor und splitterten deren Macht erst noch auf sieben Köpfe auf. Darum stehen bis heute bei einem Staatsbesuch zur Begrüssung des ausländischen Gastes alle Bundesräte brav aufgereiht vor dem Bundeshaus, denn das Gremium an sich ist bei uns das Staatsoberhaupt.

Die Machtverteilung im Regierungskollegium hat überlebt, aber das Parlament hat die Kontrolle über die Staatsleitung längst verloren – zuerst wegen eines Ausbaus der Volksrechte. Dann auch durch eine Machtausweitung des Bundesrates. Der sichtbarste Teil dieser Verschiebung: National- und Ständerat beraten zum grossen Teil bloss Geschäfte, die ihnen Regierung und Verwaltung und das Umfeld von Bundesräten vorkauen. Und die Medien richten ihren Fokus nicht mehr auf das Parlament, sondern auf den Bundesrat.

Doch der Machthunger von Bundesrat und Verwaltung ist auch heute nicht gestillt. Vielen steckt noch der Schreck in den Gliedern, als der Bundesrat die Schweiz während der Corona-Pandemie zeitweise mit Vollmachten regierte. War es falsch, in diesem Zusammen-

hang von einer Diktatur zu reden, wie es die SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher tat? Selbst SP-Bundesrätin Sommaruga sagte im Mai 2020: «Der Bundesrat hat zur Bewältigung der Krise verschiedene Grundrechte beschneiden müssen. Er hat die persönliche Freiheit der Menschen und die Freiheit der Wirtschaft eingeschränkt, und er hat in die kantonale Hoheit eingegriffen.» Das Parlament liess sich mindestens in der Anfangszeit auf die Zuschauerränge verdrängen.

Der Bundesrat hat die Krise dazu genutzt, die eigene Macht noch mehr auszubauen. So hat das Parlament in fast blindem Vertrauen und Gehorsam und wie vom Bundesrat gewünscht

## Die Legislative legte eine Obergrenze der Bundesstellen fest – um sie wenig später wieder aufzuheben.

die Covid-19-Gesetze bis ins Jahr 2024 verlängert. Die Landesregierung kann also weiterhin eine Zertifikatspflicht einführen und zum Beispiel Ungeimpfte wieder ausgrenzen – obwohl die Corona-Pandemie in der Schweiz kein Thema mehr ist.

Die Abwicklung der Corona-Krise durch den Bundesrat erinnert an das Vollmachten-Regime der Regierung während des Zweiten Weltkrieges, als das Land von «sieben Diktatoren und einem General» (SRF) geführt wurde. Mitte-Ständerat Pirmin Bischof erinnerte vor zweieinhalb Jahren im Ständerat daran, dass dieses Ordnungsprinzip erst sieben Jahre nach dem Krieg ausser Kraft gesetzt wurde. «Das Parlament tat dies. Aber wenn wir ehrlich sind, geschah dies auch nur auf Druck einer Volksinitiative», so Bischof. Braucht es also eine Initiative, um die Covid-Gesetze zu schleifen?

Denn es droht bereits ein neuer Regulierungsschub wie nach den Kriegsjahren, als man einzelne Gesetze weiterführte, die Wehrsteuer zum Beispiel, heute als direkte Bundessteuer bekannt. Die Staatskrake wucherte und wuchert seither weiter. Eine Verwaltungsreform, die von den Bundesräten Christoph Blocher



Das Parlament hat die Kontrolle über

(SVP) und Hans-Rudolf Merz (FDP) initiiert wurde und eine schlankere Bundesverwaltung zum Ziel hatte, scheiterte 2005 am erbitterten Widerstand der Verwaltung. Das Parlament legte 2015 eine Obergrenze von maximal 35 000 Bundesstellen fest – um sie wenig später wieder aufzuheben.

## Politamateure vs. Verwaltungsprofis

Der Staatsapparat wachse, und zwar mit zunehmender Geschwindigkeit, heisst es in einer neuen Studie des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP) der Universität Luzern. Das Parlament beflügelte diese Entwicklung, indem Politiker aus schierem Ehrgeiz Traktanden auf die Agenda der nationalen Politik setzten, die dort eigentlich nicht hingehörten.

Man hat in den vergangenen Jahrzehnten zwar auch die Aufsichts- und Kontrollfunktion des Parlamentes laufend verstärkt, um ein Gegengewicht zu schaffen zum immer einflussreicher und mächtiger werdenden Bundesrat. Doch stehen heute, etwas zugespitzt gesagt, die Polit-Amateure im Parlament einer hoch-professionalisierten Exekutive gegenüber, was ihre Aufsichtsfunktion wenn nicht neutralisiert, so doch schwächt.

Die einzige wirkliche Kontrolle der Regierung durch das Parlament erfolgt durch die SVP, welche sich in den letzten Jahren zur Opposition im Lande mauserte. Die andere Polpartei, die SP, die eine Zeitlang diese Rolle innehatte, gehört heute längst zum links-liberalen Mainstream und zu den Claqueuren des Bundesrates.



die Staatsleitung längst verloren: Raffaels «Il Concilio degli Dei» (1517–1518).

Vor diesem Hintergrund wirkte die Pandemie für die sieben Bundesräte fast wie ein Brandbeschleuniger, um die eigene Macht weiter auszubauen. Der nahtlose Übergang von der Corona-Krise zu einer durch die Regierung verursachten Energiekrise und der Krieg in der Ukraine halfen dabei. Der Bundesrat regiert nämlich heute das Land, als befänden wir uns im Krieg. Er hat, teils gestützt auf Notrecht und zur Bewältigung einer möglichen Strom- und Gasknappheit im kommenden Winter, in dringlichen Verfahren und assistiert von einem willfähigen Parlament ein ganzes Arsenal an Massnahmen in Stellung gebracht. Beispielsweise kann die Regierung die Raumtemperatur für Innenräume, die mit Gas beheizt werden, auf maximal 20 Grad Celsius beschränken.

### Heer von Hofschranzen

Eine bizarre Geschichte zum Jahresanfang gab Bundesrätin Simonetta Sommaruga die Rechtfertigung, die von Kantonen und Städ-



„Sieht so aus, dass wir stärker vom Strukturwandel betroffen sind, als wir glauben.“

ten kontrollierten Stromkonzerne an die Kandare zu nehmen. So meldete der *Tages-Anzeiger*, der Stromkonzern Alpiq habe vor Weihnachten 2021 den Bund um eine Finanzspritze von einer Milliarde Franken angehen müssen. Das Gesuch wurde wieder zurückgezogen, bot Sommaruga aber Gelegenheit,

### Der Bundesrat regiert heute das Land, als befänden wir uns im Krieg.

einen Rettungsschirm für Stromkonzerne aufzuspannen und als Gegenleistung die Offenlegung der Handelsgeschäfte zu verlangen. Letzteres wurde jedoch auf Druck der Kantone abgeschwächt.

Dass mit zunehmender Macht auch Machtmissbrauch einhergeht, weiss man nicht erst, seit Bundesrat Alain Berset zur Bewältigung einer privaten Liebesaffäre eine Elitetruppe der Polizei in Marsch setzte. Eine besonders krasse Form des Machtmissbrauchs durch die Landesregierung stellte auch die Fichierung von 900 000 Schweizerinnen und Schweizern dar, die im Zuge der Affäre um die FDP-Bundesrätin Elisabeth Kopp in den 1980er Jahren ans Licht kam. Auch die Mirage-Affäre, bei der das Parlament über die Kosten getäuscht wurde, kann man unter diesem Kapitel abhandeln. Der dafür zuständige Bundesrat Paul Chaudet (FDP) zog wenigstens die Konsequenzen und trat von seinem Amt zurück. Alain Berset (SP) überlegt sich dagegen einen Wechsel ins Finanzdepartement.

Wahrscheinlich müsste Chaudet heute nicht mehr zurücktreten, weil ein immer grösser werdendes Heer von Hofschranzen und PR-Leuten rund um die Uhr damit beschäftigt ist, seine Bundesräte in ein günstiges Licht zu rücken und mittels Fütterung der Medien mit halbvertraulichen Informationsbrocken kritische Berichte über Skandale im Keim ersticken zu lassen. Interviews von Bundesräten werden nur wohlwollenden Medienleuten gewährt, was, im Grunde genommen, eine unzulässige Diskriminierung jener Journalisten darstellt, welche die Politik der Bundesräte kritisch hinterfragen.

### Plötzlich Lichtgestalt

Die Bundeskanzlei setzte der Propaganda-Offensive der Landesregierung nun noch die Krone auf, indem sie eine neue zusätzliche PR-Truppe verpflichtete, welche die Bundesrätinnen und Bundesräte in den sozialen Medien sozusagen glorifizieren soll.

Kein Wunder, beginnen die Parteien auch schon in der Kandidaturphase mit der Verklärung ihrer Bundesratsbewerber, indem anlässlich von Roadshows unscheinbare Gestalten, oder Durchschnittstypen eben, die sich im Parlament bisher eher unauffällig verhalten haben, von ihren Parteien und den Medien plötzlich zu Lichtgestalten hochstilisiert werden.

Und manchmal kann es ein böses Erwachen geben, wenn man es nicht ins Gremium schafft und einen dann die Vergangenheit einholt wie im Falle des Genfer Bundesratskandidaten Pierre Maudet (FDP).



# Label-Klau bei der Agrarlobby

Meisterlandwirt Mathias Schnyder klagt an: Man habe ihm sein Marketing-Konzept gestohlen. Der Krimi belastet die Schweizer Landwirtschaftsszene.

Christoph Mörgeli

**M**athias Schnyder-Roth ist mit Leib und Seele Bauer in Schiffenen, Gemeinde Düringen. Gemeinsam mit einem Kollegen bewirtschaftet der fünfjährige Familienvater einen Betrieb von vierzig Hektaren. Schon als blutjunger Landwirt hat sich der heute 48-Jährige zwischen 1995 und 2000 intensiv Gedanken gemacht, wie man die Nahrungsmittel den Konsumenten attraktiver vermitteln könnte. Auf seine Initiative hin bildete sich die Gruppe Agro-Image plus mit dem Ziel, Werbung und Vermarktung besser zu gestalten oder überhaupt erst richtig anzustossen. Später wurde der Verein Agro-Image Schweiz gegründet, den Schnyder bis zu seinem Ausschluss während zweier Jahre präsidiert und als Geschäftsführer geleitet hat. Es wurden zahlreiche Schul- und Seminar-klassen besucht und mit der modernen produzierenden Landwirtschaft bekanntgemacht.

In jener Zeit entwickelte Schnyder ein Agro-Vermarktungskonzept, Plakate, Lastwagenplakate sowie die Idee einer Sichel (Erntedankfest) auf dem Bundesplatz. Ein Grafiker in Mühleberg gestaltete die Ideen, der Verein Agro-Image, die Landi & Saatzucht Düringen und später die Milchproduzenten sowie der Schweizer Bauernverband unterstützten die Realisierung dieser Projekte finanziell.

## Einfach abgekupfert

Dann geschah jenes Ereignis, das Mathias Schnyder nach über zwanzig Jahren noch immer aufs äusserste erregt: Er ist absolut überzeugt, dass ihm ein Berufskollege während seines Spitalaufenthalts wichtige Unterlagen zum Agro-Marketing aus dem Büro entwendet hat. Er hat deswegen Strafanzeige beim Oberamt des Sensebezirks eingereicht, allerdings vergeblich. Und danach hätten bäuerliche Organisationen, so die Anklage Schnyders, seine Ideen aufgenommen; sie seien in der heutigen Agro-Werbung erkennbar, und die Verbände würden bis heute davon profitieren. Die Landi & Saatzucht Düringen hätten seine Idee «Hier wächst Getreidesaatgut» einfach abgekupfert. Darüber liegen schriftliche Bestätigungen von beteiligten Dritten vor. Den

«Erfinder» treibt die Verbitterung um, dass ihm weder die verdiente finanzielle noch die ideelle Anerkennung seiner Innovationen zuteilgeworden ist.

1998 hat Mathias Schnyder das Label Suisse Garantie inklusive der heute noch gebräuchlichen schräggestellten Schweizer Fahne erfunden. Bei einem Treffen im Gebäude des Schweizer Milchproduzentenverbandes in Bern fand Barbara Paulsen, ehemalige Marketingchefin bei den Milchproduzenten und Projektleiterin von Agro-Marketing Suisse, Schnyders «Swiss Food Only» solle durch «Swiss Quality» ersetzt werden. Schliesslich erwies sich aber Schnyders Suisse Garantie als beste Lösung – und hat sich bis heute als anerkanntes Label durchgesetzt. Barbara Paulsen bestätigte in einer schriftlichen Erklärung vor dem Oberamt des Sensebezirks, dass Schnyder der geistige Vater von Suisse Garantie ist. Das Label ist wichtig für jene grosse Mehrheit der Bauernbetriebe, die ihre Erzeugnisse weder gemäss Bio Suisse noch IP Suisse (integrierte Produktion) auf den Markt bringen. Suisse Garantie wurde in der Folge von Agro-Marketing Suisse (AMS), den Schweizer Milchproduzenten (SMP) sowie dem Schweizer Bauernverband (SBV) vorangetrieben.

Vor allem die Agro-Marketing Suisse als Zusammenschluss verschiedener Branchen hat sich das Label Suisse Garantie angeeignet. Die Organisation engagiert sich mit Marketing- und Sensibilisierungsmassnahmen für den Absatz einheimischer Nahrungsmittel. Sie realisiert nach eigenem Bekunden «sowohl eigene Marketingmassnahmen als auch Marketingdienstleistungen für ihre Mitglieder». Der Begriff «eigen» scheint beim Label Suisse Garantie allerdings fragwürdig, da der eigentliche Erfinder der Meisterlandwirt Mathias Schnyder ist. Agro-Marketing Suisse wacht also heute streng über ein Kind, das gar nicht ihr eigenes ist: «Das Logo der Garantiemarke

Suisse Garantie darf nur unter Einhaltung der Gestaltungsrichtlinien verwendet werden.» Der Bauernverband bestreitet die Beteiligung Schnyders am Label.

## Streitereien und runde Tische

Da die fortwährenden Streitigkeiten zwischen Schnyder und den landwirtschaftlichen Organisationen die Landwirtschaftsszene belasten, wurden verschiedentlich Schlichtungsverhandlungen beziehungsweise

runde Tische anberaumt. Der damalige Nationalrat Josef Kunz (SVP) und sein heute noch amtierender Kollege Erich von Siebenthal (SVP) bemühten sich 2010 gemeinsam mit Nicolas Bürgisser, Oberamtmann des Sensebezirks, um eine Aussprache der involvierten Organisationen und Firmen. 2022 wurde die Mediation durch das Oberamt, die Düringer Pfar-

rerin sowie Erich von Siebenthal fortgesetzt. 2010 war auch der damalige Direktor der Milchproduzenten und heutige SVP-Nationalrat und Bundesratskandidat Albert Rösti zur Zusammenkunft geladen. Er war damals zusätzlich Verwaltungsratspräsident des Landwirtschaftlichen Informationsdienstes (LID).

Schnyder ist heute noch erzürnt, dass viele Organisationen nicht nur sein geistiges Eigentum gestohlen, sondern dafür auch noch Bundesgelder abgeholt hätten. «Auch Albert Rösti wusste vom Diebstahl», bekräftigt er. Rösti betont, dass die Vorfälle auf die Zeit vor seiner Verbandstätigkeit zurückgehen. «Ich habe Herrn Schnyder sehr ernst genommen, in meinem Büro angehört, und ihn gebeten, gestützt auf seine mündlichen Anschuldigungen schriftliches Beweismaterial zu unterbreiten. Die paar Unterlagen, die ich bekam, liessen für mich leider keine Beurteilung zu und nicht auf etwas Unrechtmässiges schliessen.» Auch habe er «sehr viel Zeit mit mehreren Sitzungen, Telefonaten und der Einberufung eines runden Tisches in die Angelegenheit investiert».



# Solidarität des Schweigens

Steuerhinterziehung beim linken Online-Portal *Republik*. Die Medien schweigen den Fall tot.



**B**evor wir uns der Steueraffäre beim linken Online-Magazin *Republik* zuwenden, braucht es einen juristischen Vorschub zum Strafbestand der Steuerhinterziehung.

«Vollendete Steuerhinterziehung begeht, wer vorsätzlich oder fahrlässig so handelt, dass er nicht oder nicht vollständig veranlagt wird.» So definieren die Schweizer Steuerbehörden das Vergehen.

Damit kommen wir zum Online-Magazin *Republik*. Die *Republik*, wie man weiss, ist seit ihrer Gründung im Jahr 2017 ein gefeiertes Leitmedium der links-grünen Szene, das mit Vorliebe die Moralleuke schwingt.

Nun ist es mit dem moralischen Anspruch nicht mehr so weit her. Die *Republik* hat ein Verfahren wegen vollendeter Steuerhinterziehung in den Betriebsjahren von 2017 bis 2020 am Hals.

Im letzten Geschäftsjahr musste die *Republik* 930 000 Franken an «Rückstellungen für Steuern» verbuchen. Die 930 000 Franken sind die Summe, die aufgrund des Steuerdelikts nachzuzahlen ist. Womöglich kommen noch Strafsteuern hinzu.

820 000 der 930 000 Franken an Steuernachzahlungen fallen für Schenkungen an, welche die *Republik* beim Steueramt nicht deklarierte. Die Schenkungssteuer beträgt im Kanton Zürich für nicht gemeinnützige Organisationen 36 Prozent. Hochgerechnet hat die *Republik* damit Schenkungen in Höhe von rund 2,3 Millionen Franken der Behörde verschwiegen. Allein im Geschäftsjahr 2019/20 fielen davon 970 000 Franken an.

Die restlichen 110 000 der 930 000 Franken an Rückstellungen stammen aus nicht bezahlten

Mehrwertsteuern für Transaktionen zwischen der Muttergesellschaft, einer Genossenschaft, und der Tochter *Republik* AG. Die Mehrwertsteuer beträgt 7,7 Prozent. Hochgerechnet hat

*Steuerhinterziehung von Unternehmen ist für die Linke so ziemlich die grösste Todsünde.*

die *Republik* damit steuerbare Einnahmen in Höhe von rund 1,4 Millionen Franken unterschlagen.

Im Total ergibt das eine hübsche Deliktsumme. Die *Republik* hat 3,7 Millionen Franken am Fiskus vorbeigeschmuggelt. Das ist deutlich mehr als die Hälfte ihres Jahresumsatzes.

Bemerkenswert an der Causa ist zuerst einmal die Reaktion der *Republik*. Das rote Magazin, das sonst von bürgerlichen Parteien bis Banken unablässig «Transparenz! Transparenz!» einfordert, tat in eigener Sache das pure Gegenteil. Zu ihrem Steuerfall fiel der Redaktion gerade mal ein, es handle sich um einen belanglosen «Formfehler». Ansonsten verweigerte man jede Erklärung, als wären die Sowjetzeiten in der Kommunikation bis heute nicht vorbei.

Eine solche Betonstrategie ist nicht überraschend. Für die Linke ist Steuerhinterziehung von Unternehmen so ziemlich die grösste Todsünde, weil hier eine private und damit schon mal verdächtige Firma den kommunalen und damit geheiligten Staat um seine Pfründe betrügt. Auch die Journalisten der *Republik* stellten sich gern als edle Jäger von üblen Steuerschurken dar.

Aus heutiger Sicht sind manche ihrer Storys nun reine Ironie. «Die Kunst der Steuerhinterziehung» betitelte die *Republik* etwa eine anklagende Story über Steuertricks von Investoren. «Die Mehrwertsteuer-Masche» betitelte die *Republik* eine anklagende Story über Steuertricks von Unternehmen.

Die Entzauberung der selbstgerechten *Republik* ist, kein Zweifel, aus journalistischer Optik eine hochinteressante Geschichte. Und jetzt kommt die dicke Überraschung: Keine unserer fünfzig Tages- und Wochenzeitungen schrieb auch nur eine Zeile über die Affäre. Totenstill war es auch bei Radio und Fernsehen.

Nur ein paar kleinere Online-Sites fassten nach. Am ausführlichsten ging das Medienmagazin *Zackbum.ch* auf den Fall der *Republik* ein. Es erkannte einen vorsätzlichen Tatbestand: «Es ist offenkundig, es wurde eine Schlaumeierei probiert.»

**D**ass die Mainstream-Medien den Fall totschwiegen, ist ein Beleg für die alte These, nach der ein rot-grüner Filz die Berichterstattung manipuliere. Man könnte die These auch stützen, wenn man das Beispiel andersherum betrachtet. Stellen wir uns vor, eine 3,7 Millionen schwere Steueraffäre wäre bei einem rechtsstehenden Online-Magazin ruckbar geworden, etwa beim *Nebelspalter*. Unsere Journalisten hätten durchgedreht. Tagelang hätten wir lesen und hören können, wie bei einem bürgerlichen Verlag jede Moral zerfiel.

Die *Republik* hat Glück, dass sie auf der richtigen, der linken Seite steht. Links gibt es noch Solidarität. Die Solidarität des Schweigens.



# «Biden versteht seine Aufgabe nicht»

Ökonom Jeffrey Sachs über die Gefahren im Ukraine-Krieg, Strategien zur Rettung der Natur und die Rolle der USA bei der Ausbreitung des Coronavirus.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Professor Jeffrey Sachs, einer der bekanntesten Ökonomen der Welt, stand wiederholt im Zentrum historischer Prozesse. So sass er als Berater im Kreml, als Präsident Boris Jelzin dort die Implosion der Sowjetunion verkündete. Sachs arbeitete flugs eine Strategie aus, um Russlands Wirtschaft aufzurichten. Nach der Auflösung der Sowjetunion, so seine Überzeugung, mussten die Nachfolgestaaten dabei unterstützt werden, einen neuen Platz in Europa einzunehmen, damit die Dynamik, die er beobachtete, zu einer friedlichen Entwicklung führen würde. Deshalb half er Warschau mit einer Schocktherapie beim Übergang zur Marktwirtschaft, um Polen den Weg in den Westen zu ebnet.

Sachs wurde zweimal (2004 und 2005) vom *Time*-Magazin in die Liste der «100 einflussreichsten Menschen der Welt» aufgenommen. Im Alter von 28 Jahren lehrte er bereits als ordentlicher Professor an der Universität Harvard. Weil ihm die Beschränkung auf Forschung nicht genügte, engagierte er sich im Laufe seiner Karriere wiederholt in der Politik, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Er schrieb mehrere Sachbücher und war Berater von drei Uno-Generalsekretären, darunter auch António Guterres.

Jetzt warnt der 68-Jährige eindringlich, dass die Menschheit am Rand eines Atomkriegs stehe. Er wirft US-Präsident Joe Biden vor, seine Verantwortung nicht wahrzunehmen. Statt mit Hilfe der Diplomatie zu versuchen, den Krieg in der Ukraine zu beenden, verweigere Biden das Gespräch mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin. Sachs ist Direktor des Zentrums für nachhaltige Entwicklung an der Columbia University, wo er von 2002 bis 2016 das Earth Institute leitete. Wir erreichen ihn per Videoanruf in Wien.

**Weltwoche:** Herr Professor Sachs, Sie plädieren für eine diplomatische Lösung im Ukraine-Krieg. Wo aber sind die Politiker, die über einen Waffenstillstand oder gar über einen Frieden verhandeln könnten?

**Jeffrey Sachs:** Die Hauptverantwortung liegt bei Biden und Putin. Es handelt sich weitgehend um einen Stellvertreterkrieg zwischen den USA und Russland.

**Weltwoche:** Stellvertreterkrieg? Mit dem Einmarsch in die Ukraine hat Russland den Krieg begonnen.

**Sachs:** Auch wenn es viele amerikanische Politiker nicht hören wollen: Putins Warnung vor der Nato-Erweiterung war sowohl real als auch ernst gemeint. Russland will kein schwerbewaffnetes Nato-Militär an seinen Grenzen. Diese Position sollte vom Westen respektiert werden. Es wäre dann der erste Schritt in Richtung Frieden. Als aber Präsident Biden gefragt wurde, ob er Putin auf dem G-20-Gipfel treffen wolle, sagte Biden: «Warum sollte ich mich mit dieser Person treffen?» Meiner Meinung nach versteht Biden seine Aufgabe nicht. Seine Aufgabe ist es, mit Hilfe der Diplomatie zu versuchen, den Krieg zu beenden.

**Weltwoche:** Und was denkt Putin über ein Treffen mit Biden?

**Sachs:** Ich weiss nicht, was Putin denkt, aber ich weiss, was die Russen gesagt haben: Sie wollen Verhandlungen.

**Weltwoche:** Putin hat auf seine Teilnahme am G-20-Treffen in Indonesien verzichtet – um Biden auszuweichen?

**Sachs:** Putin weigerte sich, zum G-20-Gipfel zu reisen, nachdem Biden ein Treffen mit Putin ausgeschlossen hatte. Die ganze Situation ist absurd, wie unter Kindern auf dem Schulhof, aber in diesem Fall mit Tausenden von Atomsprenköpfen und einem massiven Krieg, der in der Ukraine tobt. Ich halte es im Übrigen mit John F. Kennedy, der in seiner berühmten Antrittsrede sagte: «Wir sollten nie aus Angst verhandeln, aber wir sollten auch nie Angst haben zu verhandeln.» Ich denke also, dass bei einer Bedrohung, wie wir sie gerade erleben, der richtige Zeitpunkt für ein Treffen gekommen ist. Bei einer diplomatischen Lösung bekommt keine Partei alles, was sie will. Putin könnte zum Beispiel darauf verzichten, sein russisches Imperium wiederherzustellen, und die Ukraine könnte davon absehen, der Nato beizutreten. Und die Vereinigten Staaten wären gezwungen, die Grenzen ihrer Macht in einer multipolaren Welt zu akzeptieren, indem sie keine Stützpunkte in der Ukraine errichten. Wenn wir den diplomatischen Weg nicht einschlagen, droht die weitere Zerstörung der Ukraine. Sicherlich hat sie mit dem Rückzug Russlands aus Cherson einen wichtigen Sieg erungen, aber die nächste Schlacht könnte in die andere Richtung gehen und eine massive Zerstörung der ukrainischen Infrastruktur nach sich ziehen.

**Weltwoche:** Mit westlichen Waffen kann sich die Ukraine verteidigen.

**Sachs:** Richtig. Aber es führt auch zu einer Eskalationsspirale, die in einem Atomkrieg enden könnte. In der Zwischenzeit drohen der Ukraine weiterhin viele Tote und massive Zerstörung.

**Weltwoche:** Nach Angriffen auf die Nord-Stream-Pipelines haben Sie mit dem Finger auf die Vereinigten Staaten und Polen gezeigt. Tatsächlich gab es damals keine Beweise, und wir wissen bis heute nicht, wer für die Lecks verantwortlich ist.

**Sachs:** Ich habe gesagt, dass die Beteiligung dieser beiden Länder «wahrscheinlich» sei. Aber glauben Sie mir, es waren höchstwahrscheinlich die USA, vielleicht zusammen



mit dem Vereinigten Königreich oder anderen Verbündeten.

**Weltwoche:** Welche Beweise haben Sie für diese schwerwiegende Anschuldigung?

**Sachs:** Die Beweise liegen doch klar auf der Hand. Präsident Biden sagte am 7. Februar in einem Interview: «Wenn Russland in die Ukraine einmarschiert, dann ist dies das Ende der Nord-Stream-Pipeline.» Der Reporter fragte nach, weil er glaubte, Biden falsch verstanden zu haben: «Wie meinen Sie das, Herr Präsident?» Die Pipeline, so der Journalist, gehöre nicht nur deutschen und niederländischen Unternehmen, sondern vor allem Russland. Der Präsident hingegen wiederholte sinnemässig: «Glauben Sie mir, wir haben Mittel und Wege dazu.»

**Weltwoche:** Betrachten Sie das als Beweis?

**Sachs:** Ich betrachte es als starkes Indiz. Es gab zudem eine Äusserung des ehemaligen polnischen Aussenministers, der nach Bekanntwerden des Lecks twitterte: «Danke an die Vereinigten Staaten.»

**Weltwoche:** Sie haben sicher gesehen, dass er seinen Tweet sehr schnell wieder gelöscht hat.

**Sachs:** Das ist richtig. Nutzen Sie also Ihr Urteilsvermögen. Ich werde mein Urteilsvermögen nutzen. Aber ich möchte Sie daran er-

*«Ich erinnere daran, dass die USA gegen die Pipeline waren. Sie haben mit ihrer Zerstörung gedroht.»*

innern, dass der US-Aussenminister im Nachhinein gesagt hat, dass die Zerstörung der Pipeline eine enorme Chance für Europa sei, sich aus der russischen Energieabhängigkeit zu befreien. Ich erinnere Sie auch daran, dass die Vereinigten Staaten von Anfang an gegen die Pipeline waren. Sie haben sogar mit der Zerstörung derselben gedroht.

**Weltwoche:** Könnte es nicht auch sein, dass Russland ein Interesse an der Zerstörung der Pipeline hat, weil Putin Europa bestrafen will?

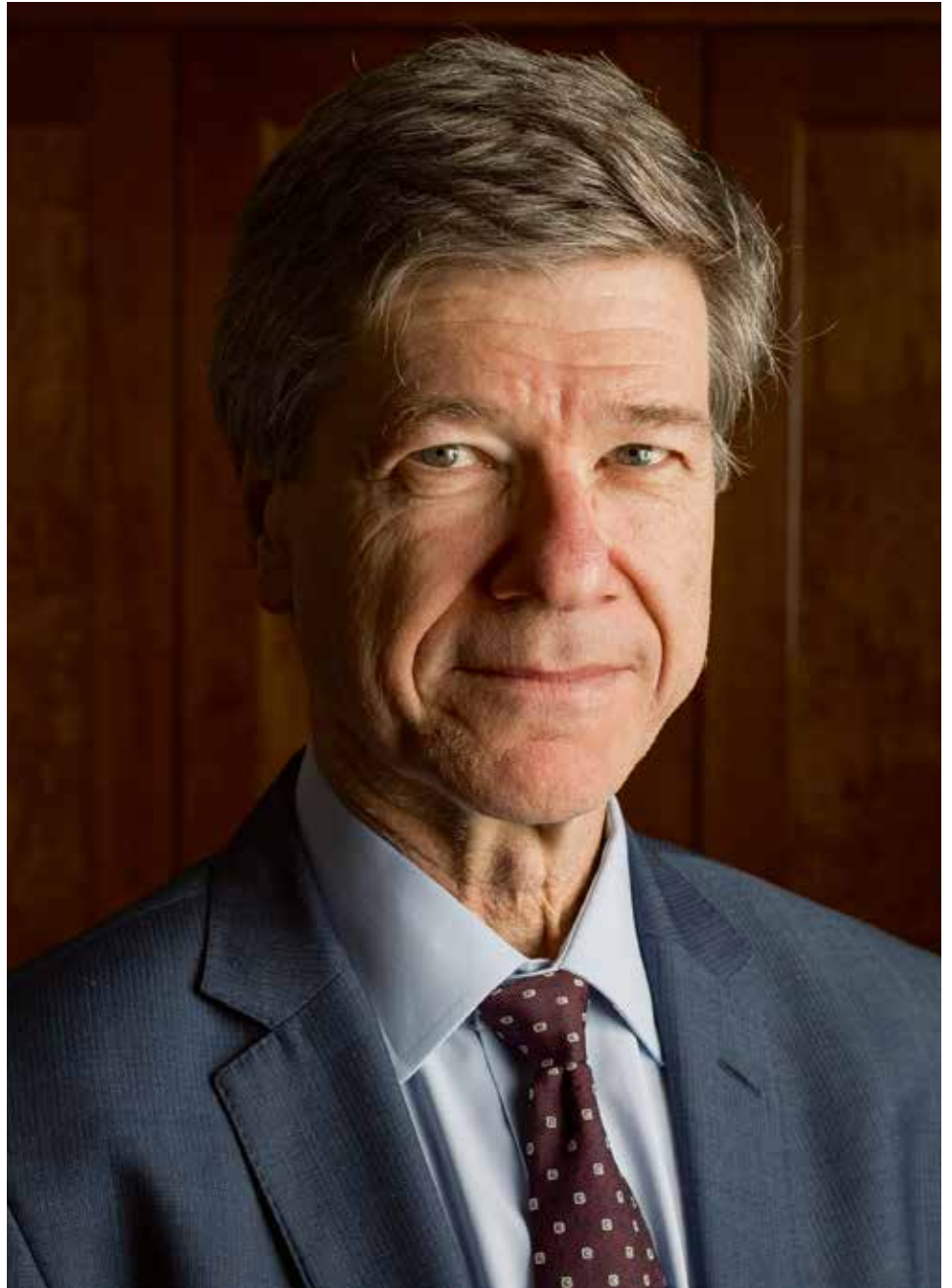
**Sachs:** Nun, das halte ich für absurd.

**Weltwoche:** Warum?

**Sachs:** Da Russland ein Druckmittel für seine Verhandlungsmacht haben will, macht die Idee, die eigene Pipeline in die Luft zu sprengen, keinen Sinn, denn Russland könnte Europa «bestrafen», wie Sie es nennen, indem es das Gas abstellt, ohne die eigene Pipeline zu sprengen. Durch die Sprengung der Pipeline würde Russland an Einfluss verlieren, nicht gewinnen.

**Weltwoche:** Sie waren Vorsitzender der Covid-19-Kommission, die von der medizinischen Fachzeitschrift *The Lancet* eingesetzt wurde. Als Ergebnis Ihrer Studie stellen Sie kritische Fragen zum Ursprung von Sars-CoV-2.

**Sachs:** Ich bin mir ziemlich sicher, dass Sars-CoV-2, das Virus, das Covid-19 verursacht, aus



*«Washington hat einen neurotischen Komplex gegenüber China»:* Forscher Sachs.

der von den USA finanzierten Biotechnologieforschung stammt. Wir wissen, dass die Nationalen Gesundheitsinstitute der Vereinigten Staaten seit den ersten Februartagen 2020 jede objektive Untersuchung dieser Frage blockiert haben. Das Versagen der US-Regierung bei der Untersuchung lässt sich nicht bestreiten. Die von den USA finanzierte Manipulation von Coronaviren hatte bereits in den Jahren vor dem Ausbruch des Virus begonnen.

**Weltwoche:** Was war das Ziel der Forscher?

**Sachs:** Ihr Ziel war es, das Ausbreitungspotenzial von Sars-ähnlichen Viren zu untersuchen und vielleicht Impfstoffe zu entwickeln. Wir wissen, dass sehr gefährliche Forschungen im Gange waren und dass die USA keine angemessene Untersuchung durchgeführt haben.

**Weltwoche:** Sie glauben also nicht an die Theorie, wonach das Virus in einem Labor in China oder auf dem Markt von Wuhan ausgebrochen sein könnte?

**Sachs:** All das ist möglich. Was ich gefordert habe und was die *Lancet*-Kommission gefordert hat, ist eine unabhängige, wissenschaftliche, transparente Untersuchung dieser Möglichkeiten. Das ist bis jetzt nicht geschehen.

**Weltwoche:** Sie sind Direktor des Center for Sustainable Development an der Columbia University und haben an der Uno-Klimakonferenz COP-27 in Ägypten teilgenommen. Was wurde an der Konferenz erreicht?

**Sachs:** Die COP hat zwei Funktionen: formale zwischenstaatliche Verhandlungen sowie globales Networking und Brainstorming zu Klimalösungen. Beim Brainstorming geht es



sehr dynamisch zu. Die globale Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, Unternehmen, Städten, Organisationen der Zivilgesellschaft, Akademikern und anderen ist bemerkenswert. Sie führt zu einem sehr umfangreichen Austausch tiefgreifender und innovativer Ideen. Das ist sehr beeindruckend.

**Weltwoche:** Aber all das ist nicht handlungsorientiert.

**Sachs:** Es ist durchaus handlungsorientiert, ist aber zudem auf eine Politik der Regierungen angewiesen, um richtig zu funktionieren. Die zwischenstaatlichen Verhandlungen sind aber in der Tat der rückständigste Teil des Prozesses. Viele Regierungen tun noch nicht, was sie bei Plänen, öffentlichen Investitionen und deren Finanzierung tun müssten.

**Weltwoche:** Als Wirtschaftswissenschaftler frage ich Sie: Welche Politik ist Ihrer Meinung nach am besten geeignet, um eine nachhaltige Entwicklung zu erreichen, Gesetze oder wirtschaftliche Anreize?

**Sachs:** Natürlich beides, und das haben die 196 Unterzeichner des Pariser Abkommens im Dezember 2015 ja auch vereinbart. Aber die Zusammenarbeit ist zu gering, die Interessen des Sektors der fossilen Brennstoffe sind zu gross und die Regierungen sind zu kurzfristig. Und deshalb erfolgt der politische Wandel zu langsam. Die Uno berichtete Ende Oktober, dass die Erdtemperatur am Ende des Jahrhunderts bei 2,6 Grad über der vorindustriellen Temperatur liegen könnte. Das wäre weit ausserhalb des im Pariser Abkommen vereinbarten Bereichs und wäre extrem gefährlich.

**Weltwoche:** Es gibt eine weitere Gefahr: nämlich die Entstehung eines bürokratischen Monsters im Namen der Ökologie.

**Sachs:** Wir haben bereits heute eine Energiebürokratie, aber die regelt fossile Brennstoffe. Wenn man sich zudem anschaut, wie die Schweiz funktioniert, die Pionierin der Wasserkraft war, dann geht das auf eine staatliche Regulierung von weit über einem Jahrhundert zurück. Dass das Energiesystem reguliert wird, ist also nichts Neues.

**Weltwoche:** Das klingt wie ein Plädoyer zur Stärkung einer grünen Bürokratie.

**Sachs:** Es gibt und wird ein gemischtes und reguliertes System geben, teils Markt, teils Staat, und das ist nichts Neues. Das werden wir auch bei einem kohlenstofffreien Energiesystem haben. Aber lassen Sie mich auch Folgendes sagen: Es gibt keinen Platz für eine Konfrontation der Grossmächte in dieser Welt, wenn wir die Umweltkrise lösen wollen, die sich verschlimmert.



«Die Hauptverantwortung liegt bei Biden und Putin»: Genf, 16. Juni 2021.

**Weltwoche:** Neben dem Krieg in der Ukraine bahnt sich eine weitere Krise an, nämlich die zwischen dem Westen und China. Wie bei Russland geht es auch hier um die Gefahr wirtschaftlicher Abhängigkeiten. Könnte das zum Ende der Globalisierung führen?

**Sachs:** Die Globalisierung ist seit je Teil der menschlichen Geschichte. Wir waren in den letzten 500 Jahren weltweit voneinander abhängig, und das wird auch so bleiben. Die

*«Wenn wir die Umweltkrise lösen wollen, gibt es keinen Platz für eine Konfrontation der Grossmächte.»*

Globalisierung ist also keineswegs am Ende. Sie wurde im digitalen Zeitalter auf vielen Gebieten sogar intensiver.

**Weltwoche:** Wirtschaftliche Abhängigkeit kann zum Bumerang werden, wie Europa jetzt bei den Energielieferungen aus Russland erlebt.

**Sachs:** Ich finde diesen Vergleich sehr seltsam. Natürlich sind wir voneinander abhängig. Aber die Vereinigten Staaten haben im Moment einen neurotischen Komplex gegenüber China. Das ist eine Art Abwehrreaktion, die darauf zurückzuführen ist, dass der Westen nicht mehr die ganze Show beherrscht. Der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Produktion verlagert sich nach Osten, nach Asien. Dieser Prozess lässt sich eigentlich schon seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs beobachten, besonders seit 1980. Dafür gibt es einen einfachen Grund: 60 Prozent der Weltbevölkerung leben in Asien. Es war also sehr ungewöhnlich, dass 60 Prozent der Weltbevölkerung in Asien lebten, aber 1950 nur 20 Prozent der Weltproduktion in Asien erwirtschaftet wurden. Deshalb ist

das Wirtschaftswachstum Asiens meiner Meinung nach nicht nur ein natürlicher, sondern ein höchst wünschenswerter Prozess, denn er bedeutet, dass die asiatischen Länder der Armut entkommen.

**Weltwoche:** Sie begrüssen also die Tatsache, dass die westlichen Volkswirtschaften derzeit auf der Verliererseite stehen? Oder wäre das zu viel gesagt?

**Sachs:** Es ist komisch, in diesem Zusammenhang von einer wirtschaftlichen Verliererseite zu sprechen. Asiens Flucht aus der Armut ist nicht der Verlust des Westens. Wir Ökonomen denken vielmehr an die gegenseitigen Gewinne, die der Handel ermöglicht. Als Entwicklungsökonom begrüsse ich es zudem, wenn arme Länder weniger arm

werden. Ich bin nicht der Ansicht, dass dies ein Verlust für die reichen Länder ist. Ich betrachte Chinas Fortschritt deshalb nicht als Verlust für den Westen.

**Weltwoche:** Die extreme Armut im Süden der Welt führt zu einer Abwanderung in reichere Länder. Was wäre die Lösung, um dies zu stoppen?

**Sachs:** Die Lösung ist, in allen Teilen der Welt für eine lebensfähige Wirtschaft zu sorgen.

**Weltwoche:** Afrika hat viele Ressourcen, wie der Nahe Osten, aber die afrikanischen Länder bleiben arm und die Golfstaaten gehören zu den reichsten der Welt. Was machen die afrikanischen Regierungen falsch?

**Sachs:** Es ist wichtig, allzu vereinfachte Vergleiche zu vermeiden. Das Wichtigste für Afrika sind heute Investitionen in Bildung, Gesundheit und Infrastruktur, einschliesslich Elektrifizierung, Verkehr, Wasserversorgung und Abwasserentsorgung sowie der digitalen Entwicklung. Auf diese Weise hat sich China in den letzten vierzig Jahren rasant entwickelt.

**Weltwoche:** Eines der Probleme Afrikas ist, dass die Investitionen nicht zur Bevölkerung durchdringen, sondern bei korrupten Führern bleiben.

**Sachs:** Bei allem Respekt, es ist ein bisschen komplizierter als das, und ich würde den Leuten empfehlen, meine Bücher zu diesem Thema zu lesen. Afrika kann sicherlich ein schnelles Wirtschaftswachstum erreichen, wenn es in Bildung, Gesundheit, Infrastruktur und Unternehmensentwicklung investiert. Ich bin sogar optimistisch, dass es dies in den kommenden Jahren tun wird, vor allem wenn die internationale Finanzarchitektur so angepasst wird, dass mehr globale Ersparnisse zur Finanzierung von Investitionen in nachhaltige Entwicklung fliessen.



**WineOnTheRocks SA**  
**45 Jahre. Hersteller. Schweiz.**  
[wine.ocks/wineontherocks](http://wine.ocks/wineontherocks)

**WINE<sup>®</sup> on The ROCKS**



# Betroffenheit ist gratis

Der Westen empört sich über den Gastgeber der Fussball-WM. Beim Portemonnaie hört die Anteilnahme auf.

Guido Tognoni

Das nennt sich heutzutage «ein Zeichen setzen» oder, vor allem bei Journalisten beliebt, «Haltung zeigen»: Die ganz Tapferen verkünden ihre Weigerung, Fussballspiele der WM-Endrunde aus Katar am Bildschirm anzuschauen, öffentlich. Wie edel. Die linken Politiker der Stadt Zürich verbieten ihren Wählern das Fernsehen auf öffentlichen Plätzen. Wie kindisch. Zürich will ein autoritäres Regime mit diktatorischen Massnahmen bekämpfen – die angeblich weltoffene Stadt hat es weit gebracht.

## Gesten und Geld

Auch einige der in Katar teilnehmenden Verbände wollten eine Geste machen. Der Schweizer Spielmacher Granit Xhaka hätte gegen Kamerun, Serbien und Brasilien mit einer mehrfarbigen Kapitänsbinde am Arm auflaufen sollen, um Offenheit gegenüber allen sexuellen Ausrichtungen zu signalisieren. Die Fifa wollte dies als unerlaubte politische Werbung sehen und drohte nicht nur mit Bussen, sondern mit disziplinarischen Massnahmen, worauf die Koalition von sieben europäischen Verbänden einbrach. Dänemarks Fussballer zeigen ihre Haltung dadurch, dass sie ein drittes Trikot ganz in Schwarz mitbringen. Ob einige Zuschauer die schwarze Botschaft verstehen würden, ist höchst fraglich, denn diese Form von Haltung dürfte

im Materialkoffer bleiben, weil ein drittes Trikot höchstens dann verwendet wird, wenn die erste und zweite Ausrüstung farblich zu wenig mit Hemd und Hose des Gegners kontrastiert. Aber immerhin bleibt der PR-Gag etwas haften.

Die in Mannschaftskreisen allen Ernstes geführten Debatten über die Farbe der Kapitänsbinde sagen alles aus über die Heuchelei rund um die angeblichen und echten Missstände in Katar. Denjenigen, über die seit Jahren am meisten gesprochen wird, nämlich die Arbeiter, die teilweise tatsächlich unter schwierigen, nicht selten extremen Umständen Stadien, Hotels und Verkehrswege gebaut haben, dürften die Farben der Kapitänsbinde egal sein. Was sie viel mehr interessieren würde, ist die Frage, ob die

## Die allen Ernstes geführten Debatten über die Farbe der Kapitänsbinde sagen alles aus über die Heuchelei.

Fussballmillionäre und die teilnehmenden Verbände, von der Fifa wohligh alimentiert, vielleicht zusätzlich zum Tragen von farbigen *Bändeli* geneigt wären, etwas von ihren Prämien abzugeben. Denn beim Geld hörte die Anteilnahme der Verbände und Spieler bisher auf. Der Schweizer Verband findet es dafür heldenhaft, in einem Luxushotel zu wohnen, das nicht von «Zwangsarbeitern» (NZZ) erstellt worden sein soll, ein Schlafzimmerkriterium, das für die NZZ «fast so viel wie tausend Worte» aussagt.

Davon, dass den Arbeitern tausend Franken mehr helfen würden als tausend oder eine Million Worte, ist bis zur Stunde nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Es ist nicht einmal ein Graben zwischen Haltung, also symbolischen Gratisgesten für gemimte Anteilnahme, und effektiver Hilfe zugunsten der Arbeiter vorhanden, da es solche Geldleistungen schlicht nicht gibt. Sie sind bisher nur von der Fifa gefordert worden.

Dabei haben sich die Horrormeldungen über Katar seit Jahren überschlagen und erfuhren in den vergangenen Wochen ein Crescendo, das es so im Sport noch nie gab, weder in Russland

noch in China, weder in Südafrika noch in Brasilien, wo ebenso Anlagen gebaut wurden, über deren Nutzen man nicht einmal streiten kann. Die Annahme, dass es in diesen Ländern den Arbeitern besser erging als jenen in Katar, wäre reichlich verwegen, von anderen Zuständen des gesellschaftlichen Lebens nicht zu reden.

## Furor trübt die Sinne

Katar will nun vier Wochen lang die Stadien kühlen, falls dies im November oder Dezember überhaupt erforderlich ist. Die Gemüter werden deswegen allerdings nicht abgekühlt, auch wenn die Kühlung nur wenig von jener Energie benötigt, die in Katar noch mehr im Überfluss vorhanden ist als Geld, aber von den feurigen Kritikern als üble Verschwendung gezeisselt wird. Wie absurd diese Erregung ist, zeigt ein Blick auf Europa und Nordamerika, wo Zehntausende Kunsteisbahnen für die leichtbekleideten Zuschauer auf Zimmertemperatur gewärmt werden und Millionen Hallenbäder Unmengen an Energie verbrauchen. Jenen Komfort, der in Europa und Nordamerika seit Jahrzehnten selbstverständlich ist, soll sich Katar nicht genehmigen dürfen. Dafür erklären Zeitungen wie der *Tages-Anzeiger*, die ihre zahlende Leserschaft offenbar für Kinder oder anderweitig unmündig halten, weshalb sie trotz aller Kritik an Katar nicht auf die Berichterstattung über eine Fussball-WM verzichten wollen.

Der jahrelange Katar-Furor hat allen den klaren Blick verstellt. Zum Beispiel den Blick über den Persischen Golf, einige Kilometer nördlich von Doha entfernt. Wenn es eine Regierung nicht verdient, dass sich ihre Nationalmannschaft der Sportwelt präsentieren darf, so ist das jene der Mullahs im Iran, die 85 Millionen Einwohner seit Jahrzehnten drangsalieren, prügeln und bei Freiheitsdemonstrationen von den Strassen schiessen lassen. Das Leben der angeblich so benachteiligten Frauen in Katar ist im Vergleich zum Leben der Frauen unter der Knute der Mullahs geradezu paradiesisch.

Guido Tognoni war Kommunikationsdirektor der Fifa und lebte längere Zeit in Doha.



# Grossmeister des Nasenbohrens

Der extralange Mittelfinger der Lemuren reicht bis in den Rachen.  
Eine Schweizerin dokumentiert die bizarre Entdeckung.

Rolf Hürzeler

Stechaugen, abstehende Ohren und vor allem spindeldürre Händchen – das ist der Steckbrief eines Fingertiers. Der Geselle ist ein Primate wie wir Menschen auch, aber lediglich von der Grösse einer Katze. Überdies zeichnet er sich durch eine ungewöhnliche Eigenschaft aus: Sein überlanger Mittelfinger dient ihm zum Nasenbohren, wie Anne-Claire Fabre, Kuratorin am Berner Naturhistorischen Museum, in spektakulären Videoaufnahmen anschaulich belegt: «Meine Kollegen konnten zwar dieses Verhalten, fanden es aber nur abstoßend, ohne es zu analysieren», sagt sie dazu. Die Fingertiere leben in den Regenwäldern von Madagaskar und heissen bei den Einheimischen Aye-Aye.

## Stärkt das Immunsystem

Die Feuchtnasaffen, zu denen die Aye-Aye gehören, stehen am Anfang einer Evolutionsgeschichte der eigenhändigen Pflege der oberen Atmungsorgane. Denn das Nasenbohren ist unter Primaten unterschiedlicher Entwicklungsstufen verbreitet. Das Reinigen der Nase dient etwa der erleichterten Sauerstoffaufnahme. Es befreit von allfälligen Parasiten und stärkt allenfalls das Immunsystem, wenn der bakterielle Schleim geschluckt wird. Wissenschaftlerin Fabre schränkt allerdings ein: «Ein abschliessender Befund fehlt bis heute. Ich will mit meinen Videoaufzeichnungen zu einer vertieften Forschung anregen.»

Laut der US-Fachzeitschrift *Science News* pflegen die Aye-Aye ihren acht Zentimeter langen Mittelfinger durch die Nase bis in die Kehle zu stecken. Geschickt sammeln sie den Schleim und tun sich gütlich daran, ohne jegliche soziale Hemmungen, versteht sich. Wissenschaftlerin Fabre beobachtete das Verhalten eines weiblichen Aye-Aye im Lemuren-Zentrum der Universität von Durham im US-Bundesstaat North Carolina.

Die Bilder veranlassten Fabre und ihr Team zu der Frage, wie viele Primaten das gemeine Nasenbohren zu pflegen lieben. Recherchen in der einschlägigen Literatur zeigten, dass die Gewohnheit bei rund einem Dutzend Prima-



Ohne soziale Hemmungen: Lemuren.

ten dokumentiert ist, Menschen inklusive. So ist auch der legendären, heute 88-jährigen Forscherin Jane Goodall das Verhalten bei den Schimpansen in Tansania aufgefallen. Regel-

## Die Madagassen schreiben diesen Tieren magische Fähigkeiten zu.

mässige Zoobesucher werden bestätigen, dass Orang-Utans und Gorillas die Disziplin ebenfalls meisterhaft beherrschen. Wenn auch nicht mit dem gleichen Geschick wie die Aye-Aye, wenn sie ihre Kehle von Absonderungen reinigen.

Wer jemals einem verirrtten Aye-Aye in unseren Breitgraden begegnet, sollte ihn pfleglich behandeln. Laut einem Wikipedia-Beitrag schreiben die Madagassen diesen Tieren magische Fähigkeiten zu. Gemäss einer Legende beglücken die Aye-Aye schlafende Menschen im Wald gerne mit einem Graskissen

und schieben es ihnen miraculös unter den Kopf. Der solchermassen Beschenkte darf auf grossen Reichtum hoffen. Pech haben all die Schlafenden, die das Kissen unter ihren Füssen finden, denn sie werden einem bösen Zauberer zum Opfer fallen. Laut einer anderen Version der Geschichte bestraft das Schicksal einen Menschen innerhalb eines Jahres mit dem Tod, wenn er einen Aye-Aye gemeuchelt hat. Oder wenn der Affe seinerseits explizit auf jemanden zeigt.

Diese Lemuren setzen ihren langen Finger nicht nur für die gehobene Kunst des Nasenbohrens ein. Er erweist sich laut Forscherin Fabre vor allem bei der Nahrungssuche als nützlich: «Ihre Mittelfinger sind hochgradig spezialisiert.» So können sie in Baumrinden geschickt nach Würmern und Käfern grübeln, um ihren Speiseplan zu bereichern. Die Tiere sind Allesfresser und garnieren ihr Blättermenü gerne mit Kleingetier.

## Primaten, nicht Nagetiere

Ihre nächsten, grösseren Verwandten, die Riesenfingertiere, sind bereits vor rund tausend Jahren verschwunden. Heute sind die Aye-Aye zwar weiter verbreitet als angenommen, gelten aber dennoch als gefährdete Spezies. Der Bestand soll in einem Vierteljahrhundert um die Hälfte abgenommen haben, weil sie gejagt werden. Die frechen Wichte besuchen Obstplantagen, um sich an den Früchten gütlich zu tun. Die Bauern machen ihnen den Garaus, ungeachtet der Zaubereien.

So einzigartig die Videoaufnahmen der Berner Wissenschaftlerin sind, neu sind diese Affen für die Forschung nicht. Der geniale französische Naturforscher Louis Jean-Marie Daubenton beschrieb sie Ende des 18. Jahrhunderts und hielt sie für Nagetiere. Sein britischer Kollege Richard Owen ordnete sie später den Primaten zu. Allerdings ist zweifelhaft, ob die beiden je lebendige, nasenbohrende Exemplare gesehen haben, denn sie sind in der Gefangenschaft schwer zu halten. In den zoologischen Gärten von Basel und Zürich sind leider keine zu besichtigen.



# Wahr ist nur das Leben

Was feiern wir eigentlich, wenn wir den Advent feiern?

Gottfried Locher

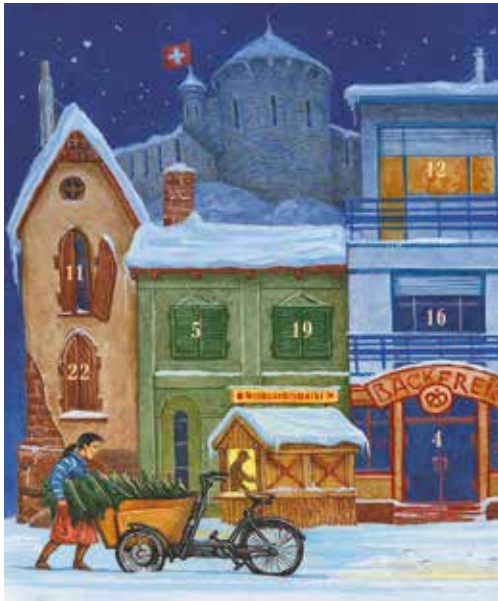
**E**s ist Adventszeit. Man kann sie unterschiedlich füllen. Wer Kinder hat, baut mit Vorteil die Küche zum Backlabor für angehende Souschefs um. Wer gesellschaftlich nach oben will, der zeige jetzt seinen wichtigen Kopf an jedem halbwegs angesagten Weihnachtsevent. Wer eher fromm ist und dazu noch Frühaufsteher, dem seien die Rorate-Messen ab sechs Uhr morgens in der Kirche empfohlen, gefeiert zu Ehren der Jungfrau Maria, ohne die es den Advent nicht gäbe, wenn man der Bibel glaubt. Und wer nicht daran glaubt, weder an Maria noch an Josef, noch an das Christkind, der gönne sich immerhin einen hemmungslosen vorweihnächtlichen Shopping-Trip. Nie locken die Schaufensterauslagen glitzernder und goldener als jetzt. So feiern alle ein bisschen anders.

## Zweimal Weihnachten

Was feiern wir eigentlich? Den «Adventus Domini», sagt die Theologie, die Ankunft des Herrn. Mit «Herr» ist Jesus gemeint, der Begründer des Christentums, und mit «Ankunft» seine Geburt in einem Stall zu Bethlehem in der Nähe von Jerusalem. Zwei Milliarden Menschen freuen sich, mindestens statistisch, im Advent auf die Geburt Jesu. Aber nicht alle freuen sich zur selben Zeit. Als der Westen 1582 auf die gregorianische Zeitrechnung umstellte, blieben einige Ostkirchen beim alten julianischen Kalender. Die Differenz beträgt dreizehn Tage, darum feiert man in Belgrad, Kiew und Moskau zwei Wochen später Weihnachten, erst nach Neujahr. Auch die serbischen, ukrainischen oder russischen Gemeinden in der Schweiz feiern erst am 7. Januar.

## Martinsgans

Was sich auch noch geändert hat: Früher war der Advent eine Fastenzeit. Immer am 11. November, am Gedenktag des heiligen Martin, gab es ein Festessen, die Martinsgans am Martinimahl, da wurde ein letztes Mal so richtig geschlemmt. Danach war fertig lustig, es begann die Fastenzeit, und die dauerte bis Weihnachten. Heute



*Wahrheit ist keine Theorie, sondern eine Biografie.*

ist das Adventsfasten Geschichte, abgeschafft protestantischerseits schon in der Reformation und katholischerseits 1917. Überlebt hat hingegen das Martinimahl als gesellschaftlicher Anlass, meist in Form eines fröhlichen Banketts in vielen Schweizer Zünften und Vereinen. Ge-

*Wir haben nicht ausgewählt, wer wir sind. Aber wir können sicher sein, dass unser Leben wertvoll ist.*

blieben ist an einigen Orten auch die verlängerte Adventszeit. In Mailand beispielsweise gilt bis heute der ambrosianische Ritus mit seinem vierzig-tägigen Advent, teilweise auch im Kanton Tessin, zum Beispiel in der Leventina oder im Bleniotal. Dort brennt mancher Adventskranz zwei Wochen länger als bei uns. Entsprechend trägt er auch zwei Kerzen mehr, sechs statt vier.

## Macht und Ohnmacht

Was feiern wir? Man kann es bei der Folklore belassen, oder man kann etwas tiefer bohren. Dann trifft man im Advent auf die Biografie

eines Menschen, der vor 2000 Jahren die Welt verändert hat und sie indirekt immer noch verändert. Es ist die Biografie von Jesus, dem seine Anhänger den Ehrentitel Christus gaben. Christus heisst wörtlich «Gesalbter», und das wiederum ist die typische Bezeichnung eines Jerusalemer Königs. Christen waren also ursprünglich all jene, welche Christus als ihren König verehrten, einen etwas seltsamen, weil machtlosen König. «Mein Reich ist nicht von dieser Welt», pflegte er zu verkündigen oder: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben», und weitere relativ unbescheidene Selbstdarstellungen. Seine Gegner lachten ihn dafür aus. Weniger lustig fanden sie seine enorme Ausstrahlung und Anziehungskraft. Die Menschen liebten Jesus für seine tröstlichen Worte und seine heilsamen Taten. Der Advent erinnert jährlich an den umstrittenen und unübertroffenen einflussreichen Mann.

## Gebrochene Biografie

Diese Erinnerung ist aber ein Störfaktor. «Ich bin die Wahrheit» – im Ernst? Eine einzige, erst noch ziemlich gebrochene Biografie will sich mit den gesammelten Einsichten menschlicher Vernunft anlegen? Das war damals schon ein Affront und ist es immer noch. Im äusserlich liebreizenden Advent versteckt sich eine trotzig-kampfansage: Wahrheit ist keine Theorie, sondern eine Biografie. Wahrheit ist kein Produkt unseres Geistes, sondern die Summe der Jesus-Geschichte. Wer Wahrheit sucht, der suche nicht zuerst im Hörsaal, sondern im Stall von Bethlehem.

Niemand kann Beifall erwarten, der so etwas behauptet. Meinungsmacher aller Couleur gingen zum Gegenangriff über, sie tun es noch heute. Die Politik widerspricht, weil die Jesus-Botschaft ihre Machtstrukturen in Frage stellt. Die Philosophie widerspricht, weil ein biografisch begründeter Wahrheitsanspruch anti-intellektuell und unvernünftig ist. Ja, sogar die Theologie widerspricht, spätestens seit der Aufklärung. Schliesslich möchte sie nicht aus dem Olymp der akademischen Fakultäten aus-

gestossen werden. Also muss sie den christlichen Glauben vernünftiger darstellen, kompatibler mit anderen Wissenschaften, philosophischer, systematischer. Dass die kontroverse Figur des Jesus von Nazareth dabei hinderlich ist, ist nachvollziehbar. Also rückt man sie etwas in den Hintergrund. Aus der gebrochenen Biografie des geistlichen Revoluzzers wird mit der Zeit die geschliffene Theorie einer *classe ecclésiastique*. Was an der Universität geschieht, hat auch Folgen für die Kirche: Aus persönlicher Christus-Nachfolge wird staatlich subventionierte Religionsverwaltung. Der Advent hingegen ist kirchenkritisch. Er fokussiert auf das Leben, nicht auf die Lehre. Er feiert Jesus, wenn es sein muss, ohne Kirche.

### Handlungen zeigen Wahrheiten

Kann man den Advent auch feiern, wenn man mit dem Christentum nichts am Hut hat? Sicher. Mindestens diese Botschaft geht alle an: Biografie vor Theorie. Orientiere dich mehr am tatsächlich gelebten Leben als an schönen Worten. Stelle die echten Taten eines Menschen über den Schwall seiner luftigen Behauptungen. Schau, wie jemand handelt, egal, was er sagt. Schau genau hin, denn seine Handlungen offenbaren seine Wahrheiten oft auch gegen seinen Willen. Im Advent feiern wir den hohen Stellenwert jedes menschlichen Lebens, jedes Lebenslaufs. Der Advent verteidigt das Zufällige unserer Geburt, die Kontingenz unseres Daseins. Wir haben nicht ausgewählt, wer wir sind und unter welchen Bedingungen wir leben. Aber wir können sicher sein, dass darin Wahrheit steckt, dass unser Leben wertvoll ist, so, wie wir es leben und dereinst gelebt haben. Keine Theorie, keine Ideologie erreicht je den Wert eines einzelnen gelebten Lebens. Das ist die Logik des Advents. Sie gilt immer, in jedem Leben und zu jeder Zeit. Was jemand wirklich tut, zeigt, was er wirklich glaubt. Was jemand für wahr hält, ist das, wofür er seine Zeit hergibt. Schöne Worte kann jeder machen. Aber hässliche Taten entlarven gnadenlos noch die salbungsvollsten Worte. Wahr ist immer nur das Leben.

### Risikogeburt

Kraft des Advents: Hartnäckig erinnert er an die widersprüchlichen Anfänge eines Menschen, aus dem man ständig eine widerspruchsfreie Lehre machen will. Seine Anfänge sind alles andere als berauschend: unklare elterliche Verhältnisse, kein Geld, nirgends willkommen, Risikogeburt in einem dreckigen Stall, tierische Infektionsgefahr durch Ochs und Esel, drohende Verfolgung durch die Behörden, kalte Nacht. An Weihnachten liegt ein Säugling in der Krippe. Der Advent feiert eben nicht die Lehre, sondern das Leben.

Gottfried Locher ist Theologe. Er war von 2011 bis 2020 Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz.

Weltwoche Nr. 47.22  
Bild: AP/Keystone

# Tennis-Prinzessin im Palast von Doha

Vor über zwanzig Jahren besuchte ich mit Martina Hingis den heutigen Emir von Katar. Fast alles klappte nach Plan.

Mario Widmer

Der heutige Emir von Katar hatte 2001 eine Vision. Er sah die Welt, wie sie nach Katar schaute. 2001 hiess die Vision Martina Hingis. 2022 lautet der Name der Vision Fussball-Weltmeisterschaft. Und die Vision ist keine Vision mehr. Aus der Fata Morgana ist Wirklichkeit entstanden. 2001 war Tamim bin Hamad Al Thani noch keine 21 Jahre alt. Er, an einer englischen Militärschule erzogen, verbrachte Anfang Februar eine Woche Urlaub bei seiner Mutter, Sheika Mosa, einer von drei Frauen des Emirs, in einem von drei Palästen in Doha, Katar. Er erzählte ihr von Martina, der Tennis-Prinzessin, von der ganz England schwärmte, seit sie vor vier Jahren das Turnier von Wimbledon im unschuldigen Alter von siebzehn gewonnen hatte. Er erzählte von dem bezaubernden Mädchen, das ein paar Schritte vom Palast entfernt am WTA-Turnier von Doha spielte.

### Maybach, Bentley oder Rolls?

Den Wortlaut der Antwort der Sheika kenne ich nicht. Den Inhalt schon. «Mein Sohn», muss sie gesagt haben. «Du wirst 21. Nimm die Sache in die eigenen Hände. Geh sie besuchen. Sprich mit ihr.» Und dann entschied sich die Sheika, selber Hand anzulegen. «Ich werde Martina und ihre Mutter in den Palast einladen», sagte sie zu Tamim, der unter dem Namen «der Herrliche» eines Tages regieren sollte.



Sieg für die Ewigkeit: Hingis und Tamim, 2001.

Fast alles klappte nach Plan. Als Martina und ihre Mutter Melanie von der Einladung in den Palast erfuhren, hatten sie nur einen Einwand. «Allein gehen wir da nicht hin. Wer weiss, plötzlich landen wir noch in einem Harem. Mario muss mit.» Mario? Ich.

Ich passte nun natürlich nicht zu einem Besuch bei der Sheika. Für die Sheika kein Problem. Und so fuhren wir alle drei hin. Maybach, Bentley oder Rolls? Keine Ahnung mehr. Wunderbarer Palast, wunderbarer Tee, wunderbare Sheika, wunderbare Martina, wunderbare Melanie. Ein sehr höfliches Gespräch über die Welt und Allah, zwei Stunden wie im Märchen.

Zurück im «Ritz-Carlton» ein aufgeregter Concierge. Der Sohn des Emirs bitte heute Abend Martina um eine Audienz, ein Gespräch. Kann das organisiert werden? Melanie und Martina waren einverstanden, in einem Salon wurde der Tee serviert, ein paar diskrete Leibwächter in der Nähe, Tamim bin Hamad Al Thani und Martina konnten sich gegenseitig den Puls fühlen. Vielleicht sagte Martina ihrer Mutter mehr, für mich war das Gespräch Privatsache zwischen zwei jungen Menschen auf dem Weg, die Welt und einen winzigen Teil ihrer Probleme etwas aus der Nähe kennenzulernen.

Seit 21 Jahren spricht Martina nur positiv über Tamim den Herrlichen, hin und wieder telefonieren die beiden miteinander, seit zwölf Jahren ist Tamim selber Emir, Martina ist, wie allgemein bekannt ist, nicht Sheika geworden, die Gründe gehören ihm und ihr. Er hat drei Frauen und dreizehn Kinder, sie ein Töchterchen. Und – natürlich, das Turnier, das 2001 den grossen Sport nach Doha gebracht hat, hat Martina für die Ewigkeit gewonnen. Die Bilder mit ihr und dem Falken als Siegespokal gingen um die Welt.

Wenn die Schweiz heute in Katar ihr erstes Gruppenspiel an der Fussball-Weltmeisterschaft spielt, sehe ich Martina und Tamim vor mir. Vor 21 Jahren. Nicht mehr, nicht weniger. Zwei junge Menschen. Und was aus ihnen geworden ist.

Mario Widmer ist ehemaliger Sportchef des *Blicks* und Manager von Martina Hingis.



# Republikaner laden die Kanonen

Nachdem sie das Repräsentantenhaus erobert hat, will die Grand Old Party Joe Bidens Familiengeschäfte mit «höchster Priorität» untersuchen.

Urs Gehriger

An der Eile lässt sich die Dringlichkeit ablesen, welche die Republikaner dieser Sache beimessen. Kaum hatten sie die Mehrheit im Repräsentantenhaus zurückerobert, traten Parteimitglieder vor die Presse. Man werde das Business-Netzwerk von Hunter Biden untersuchen, mit welchem er seine Familie bereichert habe, erklärten sie letzte Woche.

Die Untersuchung habe «höchste Priorität». Und sie stellten klar, wer im Fokus steht. «Dies ist eine Untersuchung zu Joe Biden, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.» Joe Biden habe «das amerikanische Volk über sein Wissen und seine Beteiligung an den internationalen Geschäftsplänen seiner Familie belogen», erklärte James Comer, der neu den Aufsichtsausschuss des Repräsentantenhauses leiten wird. Comer nannte Hunter Bidens Netzwerk «korrupt» sowie eine «nationale Sicherheitsbedrohung» und erklärte, sein Gremium habe Beweise für Beziehungen zu chinesischen, russischen und ukrainischen Beamten.

## Ignorieren, irreführen, unterdrücken

Kernstück der Untersuchung ist ein Laptop von Hunter Biden, den er in einem Reparatur-Shop abgegeben und nicht mehr abgeholt hatte. «Eine Überprüfung von Hunter Bidens aufgegebenem Laptop sowie Informationen von Whistleblowern offenbaren ein jahrzehntelanges Muster der Einflussnahme, von nationalen Sicherheitsrisiken und politischer Vertuschung. Mitglieder der Familie Biden nutzten ihre Verbindungen zu Joe Biden, um sich zu bereichern.»

Dieser steht im Verdacht, als US-Vizepräsident nicht bloss als Türöffner operiert, sondern selbst von den Geschäften profitiert zu haben. Dies hatte Hunter Bidens ehemaliger Geschäftspartner, Tony Bobulinski, bereits vor den Wahlen 2020 in einem Interview dargelegt. Mehrere Medien, darunter die *Weltwoche*, haben bei eigenen Recherchen des Laptop-Inhalts Spuren gefunden, die auf eine direkte finanzielle Beteiligung von Joe Biden hindeuten.



«Ein kompromittierter Präsident»: die Bidens auf dem Balkon des Weissen Hauses.

Die Republikaner veröffentlichten einen Report mit dem Titel «Ein kompromittierter Präsident: Die Untersuchung der Familie Biden», in dem sie auf 31 Seiten die Kernelemente ihrer Untersuchung umrissen: Es geht unter anderem um Betrug an den Vereinigten Staaten, Steuerhinterziehung, Verstoss gegen mehrere Gesetze, Geldwäscherei, Bereicherung und nationale Sicherheitsrisiken.

Der Report erinnert daran, warum die «Laptop from Hell»-Saga von ausserordentlichem Charakter ist. Knapp drei Wochen vor

## «Facebook nutzte Algorithmen, um die Verbreitung von Berichten über den Laptop einzuschränken.»

den Präsidentschaftswahlen 2020 zitierte die *New York Post* erstmals Dokumente aus dem Laptop von Hunter Biden. Die Reaktion der Medien und Behörden lassen sich mit drei Termini zusammenfassen: ignorieren, irreführen, unterdrücken.

Die Massenmedien boykottieren die Recherche. Twitter sperrte Benutzer, die Links zu Geschichten über den Inhalt des Laptops teilten. «Facebook nutzte seine Algorithmen, um die

Verbreitung von Berichten über den Laptop einzuschränken», heisst es im Bericht. Und: Ehemalige «Geheimdienstmitarbeiter, die jetzt als Fernsehkommentatoren arbeiten, bezeichneten die Hunter-Biden-Laptop-Geschichte als russische Desinformation».

## Offenbar kein Einzelfall

Es blieb nicht bei Zensuraktionen der Medien. Das FBI schaltete sich aktiv ein, um die Recherche zu unterbinden, wie Facebook-CEO Mark Zuckerberg in einem Interview offenlegte. Offenbar kein Einzelfall, wie die Schlüsselfigur in der Laptop-Saga, John Paul Mac Isaac, bestätigt. Der Computerexperte aus Wilmington, Delaware, bei dem Hunter Biden im April 2021 das Gerät zur Reparatur abgab und trotz mehrfacher Aufforderung nicht abholte, informierte das FBI. Als Agen-

ten den Laptop sicherstellten, kam es gemäss Mac Isaac zu einer «erschreckenden» Szene. Ein Agent habe ihm unmissverständlich zu verstehen gegeben, er solle den Mund halten: «Wir haben die Erfahrung gemacht, dass den Menschen, die nicht über diese Dinge sprechen, nie etwas passiert.» Mac Isaac beschreibt die Szene in seinem neuen Buch «American Injustice», das er diese Woche veröffentlicht hat. Er ist überzeugt: Das FBI hat sich «mit den Mainstream- und sozialen Medien abgesprochen, um die Geschichte zu blockieren».

Bidens Regierung habe bislang die Kooperation zur Aufklärung der Geschichte komplett verweigert, erklärten Republikaner des Untersuchungskomitees. Das Finanzministerium sei im Besitz von mindestens 150 Verdachtsmeldungen (Suspicious Activity Reports – SARs), die sich auf die Finanztransaktionen von Mitgliedern der Familie Biden beziehen. «Aber wir wurden in unseren Versuchen behindert, diese Informationen zu erhalten.» Das könnte sich im Januar ändern, wenn der Kongress erstmals in neuer Zusammensetzung zusammentritt.

Die Recherchen der *Weltwoche* zum Thema: [www.weltwoche.ch/daily/hunter-biden](http://www.weltwoche.ch/daily/hunter-biden)

# Zürich cancelt Künstler Haller

Die Stadt wollte ihren Kunstschatz im Internet allen Interessierten zeigen. Nach Anfrage der *Weltwoche* wird ein politisch unkorrektes Werk gelöscht.

*Beni Frenkel*

Von Hermann Haller (1880–1950) stammen die eindrücklichsten Büsten in der Stadt Zürich. Der Bildhauer schuf das Hans-Waldmann-Denkmal am Stadthausquai. Bekannt wurde er mit der «Landi»-Figur: Auf einem über vier Meter hohen Sockel spreitet ein nacktes Mädchen seine Arme auseinander. Heute würde man eine solche Büste kaum aufstellen. Auch andere Plastiken hätten keine Chance, zu blutt sind die Mädchen und Jungen.

Seit Anfang November präsentiert die Stadt Zürich nach jahrelanger Vorbereitungsarbeit ihren Kunstbestand im Internet. Die Forderung

nach einer Datenbank ist auf die Alternative Liste zurückzuführen. Richard Wolff (damals noch Gemeinderat) und Walter Angst empörten sich: «Wir sind der Ansicht, dass es eine Schande ist, wenn die Stadt so viele Kunstwerke besitzt und die Mehrheit davon nicht gezeigt wird.»

Nun kann man sich endlich durch die Bilder klicken. Wer «Mädchen» eingibt, erhält 39 Werke angezeigt, die irgendwo in den Amtsstuben hängen, liegen oder noch eingepackt sind. Auch wer «Neger» in die Suchanfrage eingibt, wurde bis vor kurzem fündig: «Neger (mit Speer)». Die Plastik ist nur 40,5 Zentimeter

hoch, hat aber für viel Wirbel gesorgt.

Auf Anfrage der *Weltwoche*, warum ausgerechnet die woke Stadtregerung so eine Bezeichnung zulässt, wurde sogleich reagiert: «Wir bedauern es sehr, dass dieses Werk der städtischen Kunstsammlung mit eindeutig rassistischer Bezeichnung auf der Website des Kunstbestands zu sehen war. Es wurde inzwischen von der Website entfernt.» So schnell geht das in Zürich. Das Werk eines der bedeutendsten Zürcher Kunstschaffenden wird gleich gelöscht.



*Bindella*

TENUTA VALLOCAIA



*Unsere geschmeidige.  
Aromareiche Assemblage.  
Aus Montepulciano.*



Jetzt bestellen!  
[bindella.ch/weinshop](http://bindella.ch/weinshop)



# Selenskyjs Lügen

Die Unwahrheit gehört zum Propagandageschäft des ukrainischen Präsidenten. Nun widersprechen ihm erstmals die westlichen Verbündeten.

Wolfgang Koydl

**D**er Präsident tot, ermordet von Attentätern. Die Bevölkerung – grossteils verschleppt nach Sibirien. Das Land – in weiten Teilen eine radioaktiv verseuchte Wüste. So sähe die Ukraine heute aus, neun Monate nach dem russischen Einmarsch am 24. Februar – wenn, ja, wenn alles eingetreten wäre, was die ukrainische Propagandamaschinerie in grauerregenden Prophezeiungen vorhergesagt hat.

Lügen und Propaganda gehörten schon immer zu Kriegen. Die Ukraine ist nur insofern eine Ausnahme, als ihre Behauptungen besonders fantasievoll sind und meist vom Oberbefehlshaber selbst vorgetragen werden: Staatspräsident Wolodymyr Selenskyj nutzt seine täglichen Selfie-Videos und weltweit ausgestrahlten Ansprachen mit Vorliebe für Vorwürfe an die russische Seite. Doch nur selten haben sie sich als zutreffend herausgestellt.

## Mission erfolgreich

Wer erinnert sich noch an den angeblichen Luftangriff auf eine Geburtsklinik in Mariupol, der sich als genauso gegenstandslos entpuppte wie die Attacke auf das Theater derselben Stadt? Tatarenmeldungen von Massenvergewaltigungen wurden von der Menschenrechtsbeauftragten des ukrainischen Parlaments persönlich zurückgenommen, und die Stinkefinger zeigenden Heroen von der Schlangeninsel waren nicht tot, sondern in russischer Gefangenschaft. Aber da waren sie schon auf einer Briefmarke und im kollektiven Gedächtnis der Weltöffentlichkeit verewigt. Mission erfolgreich.

Wer weiss noch, welche Attentäter Selenskyj nach dem Leben trachteten – mal Tschetschenen, mal Söldner der Wagner-Gruppe? Er ist am Leben, niemand kam ihm nahe, um ihm ein Haar zu krümmen. Dass Russen das von ihnen selbst gehaltene Atomkraftwerk Saporischschja beschossen, behaupten Selenskyj und sein Apparat noch immer. Wenn sich schon ihre Warnungen vor einem Einsatz russischer Atomwaffen in Luft auflösten, dann soll es wenigstens ein zweites Tschernobyl sein.



«Wenn man die Wahrheit sagt, bricht alles zusammen»: Präsident Selenskyj.

Selenskyj widersprach in einem Interview sogar seiner eigenen früheren Behauptung, dass Russland die Evakuierung von Zivilisten verhindere. Auf einmal fand er es richtig,

## *Bidens Sicherheitsberater empfahl Selenskyj telefonisch, die Kirche im Dorf zu lassen.*

dass ukrainische Zivilisten vor Ort bleiben. «Sind Sie der Meinung, dass das nur Menschen mit Maschinengewehren tun sollten, die keine Frauen und Kinder haben?», fragte er den Interviewer genervt. «Wer wird dann verteidigen?» Und weil er die Skepsis seines Gesprächspartners damit nicht ausräumen konnte, beschloss er dieses Dementi in eigener Sache mit der entgeisterten Frage: «Ja, was soll ich allein hierbleiben?»

Meist spielten die Propagandamärchen keine Rolle, da der Westen die Behauptungen ungeprüft übernahm oder sie stillschweigend

unter den Teppich kehrte. Eine Folge dieser Praxis: Die westliche Öffentlichkeit hat heute im Grunde genommen ebenso wenig Ahnung vom tatsächlichen Kriegsverlauf wie die russische. Denn auf beiden Seiten gibt es jeweils nur ein Narrativ. Doch Russen sind im Zweifel besser informiert – durch die vielen Kriegsblogger, die auch kritisch berichten, unter anderem auf dem im Westen viel geschmähten Kommunikationskanal Telegram.

## Riss in der westlichen Front

Einen Riss erhielt die gemeinsame westliche Front nun erstmals mit dem Einschlag der Raketen im polnischen Dorf Przewodow. Obwohl von US-Präsident Joe Biden über dessen polnischen Amtskollegen Andrzej Duda bis zu Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg einhellig bekräftigt wurde, dass es sich um ukrainische Luftabwehrraketen handelte, die vom Kurs abgeraten seien, beharrte Selenskyj darauf, dass es «zweifelloos nicht unsere Raketen» gewesen sein könnten.

Der Westen reagierte verschnupft – zum ersten Mal sogar *coram publico*. Biden widersprach Selenskyj vor laufender Kamera («Das ist nicht die Beweislage») und ging nicht ans Telefon, als der Kollege aus Kiew ihn dringend anrufen wollte. Stattdessen empfahl Sicherheitsberater Jake Sullivan Selenskyj telefonisch, die Kirche im Dorf zu lassen.

Noch deutlicher wurde ein Diplomat eines Nato-Staates in Kiew, den die *Financial Times* anonym zitierte: «Das wird langsam lächerlich. Die Ukrainer untergraben unser Vertrauen, das wir in sie setzen. Niemand macht der Ukraine einen Vorwurf, aber sie lügen ganz offen. Das hat mehr Zerstörungskraft als die Rakete.»

Als Trostpflaster speiste man Kiew mit dem Argument ab, dass letztlich doch Moskau die Verantwortung trage, weil die Ukraine ohne den Angriff nie in die Verlegenheit gekommen wäre, eine Rakete in Richtung Polen abzufeuern. Denkt man diese Argumentation konsequent zu Ende, könnte man Kolumbus für den Tod von George Floyd unter einem Polizistenknie verantwortlich machen, weil mit ihm Kolonialismus und Sklaverei begannen.

## Bilder aus Butscha

Die Liste falscher ukrainischer Behauptungen ist lang. Wichtiger aber ist, dass sie nicht willkürlich in die Welt gesetzt, sondern oft gezielt platziert wurden – meistens an entscheidenden Wendepunkten im Kriegsverlauf, wenn es darauf ankam, sich erneut der moralischen, militärischen und monetären Unterstützung des Westens und vor allem der westlichen Öffentlichkeit zu versichern.

Das drastischste Beispiel waren die Morde an Zivilisten, die abziehende russische Soldaten in der Kiewer Vorstadt Butscha begangen haben sollten. Die Nachricht platzte in eine Phase, als Verhandlungen zwischen Russland und der Ukraine über einen Waffenstillstand und womöglich eine langfristige Übereinkunft im Gespräch waren.

Zuerst reiste der damalige britische Premier Boris Johnson hastig nach Kiew, um Selenskyj von dummen Gedanken abzubringen. Dann kamen die Bilder aus Butscha, die der ukrainische Präsident weltweit in Szene setzte, er-

gänzt um die von keinerlei Beweisen belegte Behauptung, dass Butscha «kein Einzelfall» sei: «Die Welt hat jetzt gesehen, was Russland

*«Das wird langsam lächerlich. Die Ukrainer untergraben unser Vertrauen, das wir in sie setzen.»*

in Butscha getan hat, aber die Welt hat noch nicht gesehen, was sie in anderen besetzten Städten und Regionen unseres Landes getan haben», verkündete er.

Festzuhalten bleibt: Bislang ist keine mit Butscha vergleichbare Tat aufgedeckt worden. Und auf das Ergebnis eines unabhängigen Untersuchungsberichtes über die Vorgänge in der Kleinstadt selbst wartet man bis heute vergeblich – obwohl Ermittler dort seit Monaten unbehelligt von Kriegshandlungen arbeiten können. Aber die Friedensgespräche waren vom Tisch.

Auch beim Raketeneinschlag in Polen ist der Zeitpunkt bemerkenswert. Auf Bali näherten sich die Führer der G-20-Staaten einem Abschluss-Communiqué, das weit hinter den Vorstellungen der Falken in Kiew (und Washington) zurückblieb. Russland tauchte nirgendwo namentlich auf, den Krieg ganz allgemein verurteilten auch nicht alle, sondern nur «die meisten» Staaten. Wobei im Dunkeln blieb, welche das waren.

## Wie hoch sind die Verluste?

Hell wurde nur die Leinwand, auf der Selenskyj nach Bali zugeschaltet wurde. «Eine russische Rakete hat Polen getroffen», fauchte er die Weltelite an. Das sei eine Botschaft an die G-20 und ein Angriff auf die kollektive Sicherheit. Daher «müssen wir handeln». Wir, wohl gemerkt, nicht ihr. Das Nichtmitglied Ukraine ruft den Nato-Bündnisfall aus.

Kurz zuvor hatte Amerikas Generalstabschef Zweifel an einer Kriegsentscheidung auf dem Schlachtfeld angemeldet und sich für eine politische Lösung ausgesprochen – Anathema für Selenskyj, der sich auf einer Siegestrasse wähnt. Doch was, wenn der Krieg für ihn doch nicht so gut verläuft, wie es die Siegesmeldungen der letzten Wochen nahelegen? Bis heute gibt es, nur ein Beispiel, keine Zahlen, wie hoch die Verluste der ukrainischen Armee sind.

Gleichzeitig schwindet mit Beginn des Winters in Westeuropa die Geduld. Russlands Ex-Präsident Dmitri Medwedew übertrieb zwar, als er auf Telegram schrieb, dass «alle» den «Neurotiker Selenskyj, der [...] jault, beisst und immer mehr Almosen erpresst», mittlerweile «sehr satt» hätten. Aber Umfragen belegen, dass nur noch ein guter Viertel der Deutschen, Franzosen und Italiener zu Beginn des Winters bereit sind, sich weiter für die Ukrai-

ne einzuschränken. Der Rest hält es wohl eher mit Medwedews Einschätzung des Kiewer Staatschefs: «Ein hysterisches Kind mit Entwicklungsproblemen.»

Unter diesen Umständen liegt es im ukrainischen Interesse zu eskalieren – was wieder zu dem Raketenbeschuss in Polen führt. Inzwischen wird im Westen hinter vorgehaltener Hand gemunkelt, was russische Blogger offen aussprechen: dass die Detonationen in dem Dorf Przewodów gar kein Unfall waren und die Ukraine bewusst Raketen auf den westlichen Nachbarn abgefeuert hat. Das wäre dann eine klassische «False-Flag-Aktion», bei der man die eigene Untat dem Gegner in die Schuhe schiebt.

Klar ist: Es liegt im ukrainischen Interesse, den Westen immer tiefer in den Krieg hineinzuziehen. Dazu ist es nötig, die westliche öffentliche Meinung ständig von der Gerechtigkeit der ukrainischen Sache, dem Mut der Helden und dem Leid der Bevölkerung zu überzeugen, wie der amerikanische Politikwissenschaftler Peter W. Singer der *New York Times* erklärte. «Sonst würde sie nicht nur den Informationskrieg, sondern den ganzen Krieg verlieren.»

## Lüge als nationale Idee

Unverblümter formulierte es Oleksij Arestowytch, früher Geheimdienstoffizier, dann Schauspielkollege von Selenskyj und nun sein engster Berater. In einem Interview im März stellte er die rhetorische Frage: «Wie betrügt man richtig?», und gab sich selbst die Antwort: «Immer das Gegenteil von dem sagen, was man tut. Die nationale Idee der Ukraine ist es, sich selbst und andere so weit wie möglich zu belügen. Denn wenn man die Wahrheit sagt, bricht alles zusammen.»



 **BB Wertmetall®**  
Gut zu haben.



**Noch beim Sparschwein oder schon beim S-Deposito<sup>+</sup>?**

Jetzt smart in Silber investieren:  
✉ [contact@bb-wertmetall.ch](mailto:contact@bb-wertmetall.ch)  
☎ 0041 62 892 48 48  
🌐 [bb-wertmetall.ch](http://bb-wertmetall.ch)



# Ballade von Kamerun

Einst galt die ehemalige deutsche Kolonie als Stabilitätsanker Zentralafrikas. Heute herrscht Autokrat Paul Biya, 89, mit brutaler Hand.

Volker Seitz

**P**aul Biya ist der älteste Präsident in Afrika. Der Mann wird im Februar neunzig Jahre alt und hält sich – das Durchschnittsalter der Bevölkerung ist achtzehn Jahre – für unersetzlich. Biya steht für all das, was in Afrika gründlich schiefläuft. Er regiert Kamerun mehr durch Direktiven als durch persönliche Auftritte. Es gibt schon seit Jahren keine Kabinettsitzungen mehr mit ihm. Wie bei allen Autokraten sind seine seltenen Reden vor jubelnden Massen inszeniert. Er stützt seine Macht auf ethnische Loyalitäten und familiäre Bindungen. Er begegnet seiner Umgebung mit grenzenlosem Misstrauen. Öffentliche Posten wie Minister und Staatssekretäre oder Leitungspositionen in Staatsunternehmen besetzt er mit Vertrauten, die ihm gegenüber absolut loyal sind. Minister oder Präfekte erfahren ihre Ernennung oder Absetzung – zur selben Zeit wie alle Bürger – durch das staatliche Fernsehen.

## Im Bürgerkrieg versunken

Jede abweichende Meinung wird gnadenlos unterdrückt. Biya hat ein informelles System von Personenbeziehungen aufgebaut, das der Machtausübung dient. Sein Machtgerüst besteht aus Bestechung, Erpressung und Wahlmanipulation. Korruption seiner engen Mitarbeiter wird geduldet, solange sie dem



**Grenzenloses Misstrauen:**  
Präsident Biya mit Gattin Chantal.

Regime nützlich sind. Die meisten seiner Günstlinge wurden zu Millionären gemacht. Nicht mehr nützlich, wurden sie angeklagt und verschwanden in Gefängnissen. Zurzeit sitzen etwa zwanzig seiner ehemaligen Minister in Haft.

In den vergangenen Jahrzehnten galt die ehemalige deutsche Kolonie Kamerun (1884–1919) als Stabilitätsanker Zentralafrikas. Das Land ist reich an Öl und Gas sowie an Mineralien, speziell Eisenerz, Bauxit, Mangan, Kobalt und Nickel, verfügt jedoch – auch wegen der schlechten Infrastruktur – über keine verarbeitende Industrie in diesen Sektoren, was es von den Preisentwicklungen an den internationalen Rohstoffmärkten abhängig macht. Von den Bodenschätzen profitierten nur wenige Kameruner um die Familie Biya. Die Armutsrate liegt laut den Vereinten Nationen bei fast 40 Prozent. Kamerun steht auf dem Korruptionswahrnehmungsindex 2021 von Transparency International auf Platz 144 von 180 und ist laut Weltbank nicht in der Lage, ausreichend Investitionen, insbesondere aus dem Ausland, anzuziehen.

Das Land ist im anglofonen Westen im Bürgerkrieg versunken, weil Biya seit 2017 jede Form von Protest brutal niederschlagen lässt. Separatisten (etwa ein Fünftel der Kameruner gehört der anglofonen Minderheit an) fordern die Unabhängigkeit zweier Provinzen, in denen der überwiegende Teil der englischsprachigen Bevölkerung lebt. Die Krise in diesem Teil Kameruns wurde anfangs geleugnet, dann zum Terrorismusproblem erklärt. Auf beiden Seiten gab es bislang keine Verhandlungsbereitschaft.

Während sein Land verarmt, gönnt sich Biya mit stattlicher Entourage immer längere Aufenthalte vorwiegend in der obersten Etage des Hotels «Intercontinental» in Genf. Mit Blick auf den Mont Blanc und den Genfersee. Seine fast vierzig Jahre jüngere Frau Chantal, die für teure Kleider und extravagante Frisuren bekannt ist, begleitet ihn auf allen Trips. Hinzu kommt eine Reihe von Ministern, Bodyguards, Dienstpersonal und weiteren Mitarbeitern. Der internationale

Rechercheverbund OCCRP (Organized Crime and Corruption Reporting Project) hat ausgerechnet, dass Biya in seiner vierzigjährigen Präsidentschaft etwa viereinhalb Jahre mit privaten Auslandsreisen verbracht hat.

## Europa schaut zu

Die letzte Präsidentschaftswahl vom 7. Oktober 2018 hat der greise Biya «offiziell» mit 71,1 Prozent der Stimmen gewonnen. Der Rechtsanwalt (in Paris zugelassen) und Oppositionsführer Maurice Kamto wurde mitsamt Dutzenden seiner Mitarbeiter Ende Januar 2019 festgenommen und der Rebellion angeklagt.

## Während sein Land verarmt, gönnt sich Biya Aufenthalte im Hotel «Intercontinental» in Genf.

Dennoch hatte die EU, auch im Namen der «Entwicklungszusammenarbeit», das «freie und faire» Wahlergebnis auch diesmal hingenommen – egal, wie es zustande kam. Sie redeten nur von ein paar Unregelmäßigkeiten.

Aber auch in der EU weiss man, dass keine kamerunische Regierung es vermocht hat, die Bürger effizient, ohne Korruption und Vetternwirtschaft mit staatlichen Dienstleistungen zu versorgen. Anstelle von Regeln gibt es nur Beamte, die stets beweisen können, dass der Bürger im Unrecht ist, so lange, bis er genug bezahlt.

Politische Kreise in Kamerun spekulieren, dass Paul Biyas ältester Sohn, Franck, wie die Söhne der Autokraten in Togo, im Kongo, in Gabun und im Tschad nach der Macht greifen könnte. Die sozialen Medien werden seit 2021 mit Bildern von Franck Biya überflutet, wie er angeblich Unterstützung für sich sammelt. Bemerkenswert: Als im Juli 2022 der französische Präsident Emmanuel Macron Kamerun besuchte, wurde ihm Franck Biya offiziell vorgestellt.

Volker Seitz war von 1965 bis 2008 in verschiedenen Funktionen für das deutsche Auswärtige Amt tätig, zuletzt als Botschafter in Kamerun, der Zentralafrikanischen Republik und Äquatorialguinea. Er ist Autor des Bestsellers «Afrika wird armregiert» (dtv).

# Weltmeisterschaft der Doppelmoral

Vielleicht ist die WM in Katar eine Chance, die Werte des Islams im Westen zu diskutieren.



Er halte das für eine ganz grosse Lügengeschichte, sagt *Spiegel*-Autor Markus Feldenkirchen in der Sendung «Maischberger». Er bezieht sich auf die Behauptung, dass die WM-Vergabe an Katar eine Chance sei, dass sich die Bedingungen vor Ort verbessern würden. Wenn das der Mechanismus wäre, so der 47-Jährige, würden sich Länder wie Katar gar nicht um die WM bewerben.

Die Empirie gibt Feldenkirchen recht. «Wir haben mehrere Faktoren wie Pressefreiheit, Meinungsfreiheit und Arbeitsrechte in den Austragungsländern untersucht und können nicht feststellen, dass Sportgrossveranstaltungen zu einer Verbesserung geführt haben», so der Sportökonom Wolfgang Maennig, der den vermeintlichen Zusammenhang zwischen Demokratisierung und grossen Sport-Events in einer aktuellen Studie untersucht hat. Auch in China und Russland habe sich keine messbare Veränderung ergeben.

Das Argument, der weltweite Fokus auf ein Land löse einen Druck zur Veränderung aus, zeugt bestenfalls von einer naiv-verklärten westlichen Sicht auf die Welt. Im schlimmsten Fall rechtfertigt es lediglich die eigene Bequemlichkeit und fehlende Bereitschaft zur moralischen Konsequenz.

Moralische Inkonsequenz ist ohnehin ein gutes Stichwort. Nun gehöre ich sonst nicht zu den Freunden des erhobenen Zeigefingers. Ich warne zumeist vor einer Politik, die sich von subjektiver Moral leiten lässt. Aber gerade weil sich Länder wie Deutschland in den letzten Jahren fast ausschliesslich von eben jener

subjektiven Moral leiten liessen, erlaube ich mir an dieser Stelle eine Ausnahme, um diese himmelschreiende Bigotterie anzuprangern.

Was hat man damals bei der EM 2021 für ein Fass aufgemacht, als es um Ungarn und Viktor Orbán ging. Gratismutig wurden Stadien beleuchtet, Regenbogenbinden getragen und Kniefälle absolviert. Immer in der Gewissheit, dass dies keine Konsequenzen hat und die

*Plötzlich soll der Sport im Vordergrund stehen. Aber genau das ist das Problem.*

eigene Haltung auf breiten gesellschaftlichen Konsens trifft. Fussball sollte, musste auf einmal politisch sein.

Nur ein gutes Jahr später wollen einige nichts mehr davon wissen. Plötzlich soll der Sport im Vordergrund stehen. Aber genau das ist das Problem, wenn es wirklich um Menschenrechte, die Stellung der Frau und die vielen toten Arbeiter in Katar gehen soll. Denn wenn es wieder nur um Fussball geht, die Euphorie die Massen packt, dann wird auch der Blick auf jene Dinge gnädiger, die sonst mit dem eigenen Wertesystem nur schwer in Einklang zu bringen sind.

Nun fällt der Blick auf Katar wohl auch deshalb bei einigen von Beginn an gnädiger aus, weil es so unendlich weit weg erscheint. Wo sich der linke Moralbürger an seine Hoffnung auf Modernisierung durch weltweite Aufmerksamkeit klammert, denkt sich der Liberale einfach: «Andere Länder, andere Sitten.»

Das ist grundsätzlich nicht verwerflich. Ein Bewusstsein über die Grenzen der eigenen Moralvorstellungen ist mir lieber als linke Moral-Hybris. Es verkennt nur leider, dass die Werte Katars gar nicht mehr so weit weg sind.

Wenn man sich in Deutschland tagelang über die homophoben Aussagen des WM-Botschafters echauffiert, frage ich mich schon, welche Vorstellung in den Köpfen der meisten Deutschen darüber herrscht, was hierzulande in einer durchschnittlichen Moschee über Homosexuelle, aber auch über Juden und sogenannte Ungläubige gepredigt wird. Im Prinzip könnte man eine beliebige Shisha-Bar hierzulande aufsuchen und würde mit grosser Wahrscheinlichkeit dieselben oder sogar noch drastischere Aussagen zu hören bekommen.

Der Islam in Deutschland ist kein anderer als in Katar. Das mag mitunter auch daran liegen, dass Katar neben der Türkei Hauptsponsor deutscher Moscheen ist. Darunter nicht wenige als problematisch eingestufte islamische Gotteshäuser wie die Dar-as-Salam-Moschee in Berlin, die unter Gläubigen als Treff der Muslimbruderschaft gilt.

Vielleicht ist die WM in Katar tatsächlich keine Chance, um den Fokus auf die Menschenrechtsverletzungen eines Emirats von der Grösse Hessens zu richten, aber eventuell eine Gelegenheit, um einmal auf die Werte des Islams zu blicken, der auch hier mitten unter uns gelebt wird.

Wer weiss?! Vielleicht demokratisiert sich dann zumindest der eine oder andere Mitbürger.



# Zürcher Gelassenheit

Ode an meine kleine grosse Stadt an der Limmat.

Hans Ulrich Gumbrecht

Vor Zürich noch blieb mir Bern als Schweizer Städtenamen im Gedächtnis. Wie die meisten deutschen Kinder sass ich am Nachmittag des 4. Juli 1954 mit den Eltern und einer Runde ihrer Freunde vor dem Radio, dessen grünes «magisches Auge» die Qualität der Übertragung anzeigte, um über Herbert Zimmermanns bis heute legendäre Stimme das Endspiel der Fussballweltmeisterschaft zwischen Ungarn und Deutschland zu verfolgen. Als «Wunder von Bern» wurde der 3:2-Sieg der deutschen Aussenseiter zu einer Schwelle in der Nachkriegsgeschichte – und zur frühesten eigenen Erinnerung meines Lebens. Die Schweiz hatte eine Aura.

In die Euphorie jenes Sommers fiel etwas später noch die erste Ferienwoche der Familie am Schwarzwälder Titisee. Von dort ging es eines regnerischen Morgens mit dem Opel Olympia – auch zum ersten Mal – für einige Stunden über die nun schon vielversprechende Schweizer Grenze «ins Ausland» nach Zürich. Der Eindruck war ebenso einschneidend wie verwirrend. Kurz vor der Einschulung hatte ich die Ruinenlandschaft meiner zerstörten Heimatstadt Würzburg als scheinbar natürlichen und die Fantasien beflügelnden Ort für Spiele mit Freunden entdeckt und fragte deshalb die Eltern, wie die Kinder in Zürich denn ohne Ruinen auskommen könnten. Dass es keinen Krieg in der Schweiz gegeben habe, sagten sie, und dass man dort «in den Bergen» spielte. Plausibel fand ich die Antworten nicht, doch mit den Bildern und dem Namen von Zürich kam eine Ahnung von Horizonten auf, die später Form in Begriffen wie «Geschichte» und «kulturelle Differenz» finden sollten.

## Woher kommt die Vorfreude?

Eher konkret war die zweite Schweiz-Begrenzung. Da die deutschen Mieten schon wirtschaftswunderliche Höhen erreicht hatten, entschied ich mich für eine günstigere Wohnung im Kreuzlinger Migros-Gebäude, als ich 1971 wissenschaftlicher Assistent an der Universität Konstanz wurde, die gerade mit der Erwartung gegründet worden war, Studenten aus dem be-



*Noch eine Paradoxie, die sich in fließende Übergänge auflöst.*

nachbarten Thurgau anzulocken. Die Schweiz als Peripherie? Zur kurz vorher bestandenen Promotion hatten mir die Eltern ein in meinen Augen opulentes Konto bei einer Zürcher Privatbank geschenkt. Also müsste diese Stadt doch etwas zu bieten haben, dachte ich und beschloss, das frische Extrageld in regelmässige Wochenendbesuche, wenn möglich mit Freun-

## *Schneller als die Schweizer Preise damals stieg meine Sympathie für Zürich.*

dinnen, zu investieren. Schneller als die Schweizer Preise damals stieg meine Sympathie für Zürich, bis der Kontostand in gleichem Rhythmus und entgegengesetzter Richtung anlässlich eines Zunfthaus-Essens mit meiner spanischen Freundin bei der Nullgrenze anlangte.

An diese Stadt der Touristen dachte ich also schon gerne zurück, bevor sich in den letzten Jahren immer wieder berufliche Anlässe ergeben haben, aus Kalifornien, wo ich mittler-

weile lebe, dorthin zu kommen. Auf jeden Flug von San Francisco nach Kloten freue ich mich und weiss doch nicht genau zu sagen, woher die Vorfreude kommt. Darin liegt eine erste Zürich-Paradoxie, nicht nach der üblichen Definition als spannungsvolles Nebeneinander zweier unvereinbarer Erfahrungen, sondern als prägnante Vorfreude ohne ähnlich prägnante Bezugspunkte. Die zweite, auch eher weiche Paradoxie von der «kleinen grossen Stadt» gehört seit langem zum offiziellen Selbstbild. «Gross» kann sich Zürich nennen, weil kein Bewohner oder Besucher dort Varianten von Luxus und Kultur vermissen muss, wie sie die klassischen Metropolen bieten. Zugleich entsteht auf der «kleinen» Fläche bald ein Gefühl von Vertrautheit, aus dem woanders meist provinzielle Enge wird. In Zürich hingegen sorgen die Limmat und der See für eine unaufdringliche Ordnung mit Offenheit für vielerlei Umwelten.

Zu ihr gehört eine durchgängige Form der besonderen Luxuserlebnisse, die ich dort suche. Nichts verspricht einerseits weniger

als der Name der «Bahnhofstrasse», während andererseits Schaufenster, Sortimente und distanzierte Kundenberater auf ihren beiden Seiten an Eleganz und Exklusivität kaum zu überbieten sind. Noch eine Paradoxie, die sich in fließende Übergänge auflöst. Oder die nicht nur vor Ort berühmte «Kronenhalle». Wer dort zum ersten Mal einen Tisch reserviert hat, läuft Gefahr, den Eingang in der durchschnittlich grauen Häuserfassade der Rämistrasse zu übersehen. Wenige Schritte weiter überwältigt den Gast dann schon ein Ensemble von Weltklassgemälden, die auf den ersten Blick kaum zu einem Restaurant, zumal zu einem auf regionale Gerichte und Weine konzentrierten Restaurant passen wollen. Beinträchtigt die Nähe der Küche nicht langfristig die materiale Qualität der Werke? Derart ökologisch beflissene Fragen verflüchtigen sich angesichts der gleich anstehenden Entscheidung, ob man mit einem Miró im Blick und einem Chagall im Rücken essen möchte – oder doch lieber mit dem Chagall-Bild vor Augen. Und die Klassiker auf der Speisekarte tragen weiter zur Stimmung des künstlerisch-gastronomischen Kontrapunkts bei, den freundliche Kellner zelebrieren.

Wie die Exzentrik der «Kronenhalle» absorbiert der Alltag von Zürich auch das «Baur au Lac» auf dem anderen Ufer der Limmat, mein konkurrenzloses Lieblingshotel, dessen unauffälliges Talstrasse-Portal mögliche Gedanken an Budgetgrenzen erst einmal einklammert. Das «Baur au Lac» steigert noch den Luxuseffekt der «Kronenhalle», weil er sich ohne Kontrapunkt einzustellen scheint. Jedes Detail und jede Geste erfüllen wie selbstverständlich höchste Standards der Branche und lassen den Kunden ohne Anspannung zum Teil eines Rituals werden. Dieses Ritual nimmt selbst den schlichten Holzkiosk gegenüber der Rezeption mit seinen Zeitungen und Postkarten auf, der in jedem anderen Hotel ähnlicher Kategorie ersetzungsbedürftig wirkte. Hier genügt der Eindruck, dass er dorthin gehört, denn so souverän geht das «Baur au Lac» mit seinen Extremen um. Als der Chauffeur mit Hoteluniform uns einmal nach dem langen Flug am Klotener Gepäckband abholte, brachte er kommentarlos die Koffer in einem weissen Rolls-Royce alten Baujahrs unter. Keinerlei Peinlichkeit oder Überraschung stellten sich ein, nur die paradoxe Überraschung der ausgebliebenen Überraschung im «Baur au Lac»-Stil.

Solche Strukturen von Exzentrik, die auf den zweiten Blick zu schöner Selbstverständlichkeit werden, wenigstens auf den zweiten Blick der Zürich-Besucher, entstehen nicht allein aus Luxuserfahrungen. Sie vollziehen sich auch auf Ebenen der Leistungsexzellenz, unter denen mir allein die Universitäten vertraut sind. Dass die Eidgenössische Technische

Hochschule (ETH) alle anderen kontinental-europäischen Hochschulen überragt, bestätigen die ernstzunehmenden Rankings Jahr für Jahr. Am wenigsten ist davon im akademischen Milieu vor Ort die Rede. Denn die Universität Zürich und die ETH entwickeln ihre Qualität in einer Aufmerksamkeit für die normalen Abläufe. Diskussionen nach Vorträgen orientieren sich kaum an der Prominenz eines Gastredners oder am Wettbewerb unter seinen Hörern, sondern an intellektueller Sachlichkeit. Nirgends profitiere ich mit so wenig Ressentiment von Einwänden.

Damit spätestens steht nun die Frage an, ob mich eine rhetorische Dynamik von Sympathie aus der Bahn konkreter Nüchternheit ge-

### *Die Limmat und der See sorgen für eine unaufdringliche Ordnung mit Offenheit für vielerlei Umwelten.*

tragen hat, wie sie doch gerade Zürich nahelegt. Schweizer selbst trauen sich Spitzenergebnisse ja eher in national emblematischen Dimensionen wie dem Bankengeschäft, dem Uhrenbau oder dem Wintersport zu als auf intellektuellem oder ästhetischem Terrain. Haben die Bahnhofstrasse, die «Kronenhalle», das «Baur au Lac» oder die Universitäten dann also eher den Stellenwert von objektiv herausragenden Ausnahmefällen, von Produkten, die wenig mit lokaler Tradition zu tun haben? Ich halte dagegen, dass auch sie aus einer spezifischen, jedoch nur schwer mit Begriffen fassbaren Struktur im Verhältnis zur eigenen Vergangenheit hervorgegangen sind, aus einer für Zürich spezifischen Form von Geschichte.

Sehen wir noch einmal auf die Zunfthäuser. Sie inszenieren sich ohne Vorbehalt als Erben ihrer jeweiligen Vergangenheiten, leiten daraus aber keine Distanz gegenüber neuen Möglichkeiten der Technologie, Logistik oder auch Ästhetik ab. Selbstverständlich eben funktionieren sie als Institutionen auf

den Märkten jeder nächsten Gegenwart. Solche Überlieferungen sind überall sichtbar in Zürich und erstarren nur selten zu Reliquien, da sich ihre Praxis in jener immer vorausgesetzten Offenheit vollzieht. Dies mag auch für den Protestantismus gelten, der vor allem der Stadt ihre historische Identität gegeben hat. Er begann in der Zeit von Zwingli und seinen Rivalen mit einer zum Fanatismus neigenden, ausschliesslichen Konzentration auf den eigenen Glauben, der auf diese Weise seine Freiheit gegenüber der übermächtigen katholischen Kirche durchsetzte. Dabei scheint es freilich während der folgenden Jahrhunderte nicht geblieben zu sein. Eher lebt mittlerweile im Zürcher Protestantismus eine Tradition, die auf Unabhängigkeit für andere setzt, wie sie ihr selbst zu Anbeginn verwehrt war. Nicht zufällig ist die Stadt ein Zentrum des ultra-orthodoxen Judentums mit seinen unbeirrbar verkörperten Ritualen geworden. Denn zur Gegenwart von Zürich können sie gehören, ohne den sprachlichen, religiösen oder ästhetischen Institutionen zu entsprechen. Traditionen schliessen hier längst niemanden mehr aus.

### **Besondere Vollzugsform von Tradition**

Und diese in Offenheit vollzogene Praxis macht den Fluchtpunkt vielfacher Paradoxien für jede Gegenwart der Stadt aus. Aber wäre es nicht trotzdem denkbar, dass Gegenwarten, selbst wenn sie als konkrete Produkte aus einer Tradition von Offenheit hervorgegangen sind, in Enge umschlagen? Wer – vor allem aus der deutschen Peripherie kommend – in den Zürcher Bahnhof einfährt, dem fällt auf, dass das Renovieren von Häuserfassaden (wieder die Fassaden!) kein Vorzugsanliegen dieser reichen Stadt ist. Traditionspflege kommt ohne Selbstverpflichtung auf permanente Renovation aus, eher wirkt Gelassenheit als ihre Matrix und Stimmung.

Mit anderen Worten und von aussen gesehen: Was aus der Vergangenheit in Zukunft werden soll, beschäftigt die Zürcher so wenig, dass kein Druck entsteht, das Erbe von früher aufs Überleben in Dauer herauszupräparieren. Daraus eben erwächst eine besondere Variante von Gelassenheit, und nach ihr verläuft Geschichte in Zürich. Aus meiner ersten, dort aufkommenden Ahnung von «Geschichte» ist der Eindruck einer besonderen Vollzugsform von Tradition geworden.

Für die Zürcher selbst bedeutet gelassen sein auch, sich kaum Gedanken über die eigene Gelassenheit zu machen.



„Mein Mediapad sagt mir Ihre Diagnose und zeigt mir Ihre Empfehlung an!  
Vielen Dank und auf Wiedersehen.“

Hans Ulrich Gumbrecht ist Albert-Guérard-Professor in Literature emeritus an der Stanford University und Distinguished Professor of Romance Literatures an der Hebrew University, Jerusalem.



# Jagdsaison bei den Kulturlinken

Ich bin ja einiges gewohnt. Doch was derzeit in der Schweizer Medien- und Kunstszene abgeht, ist selbst für Hartgesottene erschütternd.

Regula Stämpfli

Es waren ihre Zürcher Freundinnen, die das *Annabelle*-Interview ins Netz und damit nach Berlin teleportierten: die Passmann, die war dran. Dabei gehörte sie doch zu den Guten: Mit 25 hatte sie die alten weissen Männer entlarvt, mit 28 den Millennial-Zeitgeist witzig, divers in einer Amazon-Prime-Serie verpackt. Sophie Passmann war die Vorzeige-Woke, bis sie über Nacht zum Hashtag – neudeutsch für Kreuzigung – codiert wurde. Es genüge halt nicht, so Passmann über politisches Engagement, wenn eine «schwarze Frau» zum vermeintlichen Sprachrohr von «rassistischen Erfahrungen» gemacht würde. Peng.

Passmann überholte Putin als Bösen, sie entschuldigte sich und tauchte ab. Twitter verliess sie per sofort, alle Events mit ihr wurden abgesagt: «Leider gibt es momentan keine Termine für Sophie Passmann», so Ticketcorner. «High five!», rufen die Wortführer links und die Schlägertruppen rechts einander zu. Würde und Realität dank den Extremen links und rechts geschickt im Medienmüll entsorgt. Denn Passmann nervte die Rechten schon lang; es waren aber die Linken, die sie erledigten.

## Fürchterliche Gleichmacher

Aber nein, schreien die intellektuellen Hetzer in der *Republik*: Davon zu reden, dass sich die Extreme berühren, sei verwerflich; wer dies sage, diene sich den Faschos an und müsse verschwinden. Dabei wissen wir seit Hannah Arendt: Ideologien sind fürchterliche Gleichmacher in ihrem Bestreben, menschliche Erfahrung und die Wirklichkeit zu annihilieren, egal, ob links oder rechts. Beste Verbündete in diesem antidemokratischen Drecksspiel, das menschliche Tragödien schreibt, sind Narrative, die sich entlang Beliebtheitsmustern codieren. Shitstorms folgen immer nur einer Logik, und zwar einer maschinengetriebenen. Es spielt keine Rolle, was gesagt wird, Hauptsache, Klicks rattern wie wütende Automaten, aus denen dann Sandro Brotz eine «Arena» konzipiert – ein Fremdschämformat par excellence.

Patti Basler war die Schweizer Variante von Passmann – sie hat ihren Shitstorm gut überlebt.

Der Angriff im *Tages-Anzeiger* war aber auch allzu plump aus der Mottenkiste antifeministischer Beschimpfungen gekramt: «Diese Frau nervt.» Sie sei «dauerpräsent», «selbstgerecht» und – mein Liebling: «Sie hat zu allem eine Meinung.» Echt jetzt? Hätte der Artikel in der *Republik* oder in der *Wochenzeitung* gestanden, wäre die Situation für Basler brenzlich geworden. Die Schreiber dort sind auf stilistisch feine Säuberungskampagnen trainiert: Sie geifern nicht, sie setzen tausend feine Nadelstiche, die dann über die NZZ, die CH Media, Ringier, die TX Group und SRF verteilt werden. Es gibt kein richtiges Leben in den falschen Codes; die unsichtbaren Referenznummern flechten ein dichtmaschiges Netz von Verleumdungen, die noch Jahrzehnte später automatisch repetiert werden.

Bisher galten die Medienangriffe vor allem Frauen – die können und wollen sich nicht wehren; ihnen hilft auch keine, denn jede deutet die Zeichen richtig: Ein falsches Wort, und auch sie wird zum Hashtag. Die linke Jagdsaison zwecks Säuberung in den eigenen Reihen erwischt neu auch Männer. Diesmal ist es ein zarter Berner Poet, der viele Bühnen humorvoll, wortgewandt und voller Kunst bespielt: Jürg Halter (als Rapper früher Kutti MC). Sein Verbrechen? Er ist erfolgreich. Twittert wie ein Grosser, mal links,



*Angepöbelt, bedroht, lächerlich gemacht:* Künstler Halter.

mal etwas rechts, aber immer für die Demokratie. Er setzt sich ein für Kolleginnen, warnt vor der VR China, ist ein etwas gar eifriger Impfpromotor, aber benennt islamistische Antidemokratie klug, präzise und nachdenklich.

Bis zur Attacke von Woz und *Republik* war dieses Jahr ein gutes Jahr für Jürg Halter: ein eigener Film, eine tolle Ausstellung in Zürich, Auftritte bei SRF, alles paletti. Doch dies wurde den linken

*Hätte der Artikel in der «Republik» oder in der «Woz» gestanden, wäre es für Basler brenzlich geworden.*

Trollen, die lautstark beteuern, keine zu sein, offensichtlich zu viel. Im Netz wurde Halter angepöbelt, bedroht, lächerlich gemacht. Halter schrieb in der NZZ darüber, ein Riesenfehler. Denn ab da war die linke Meute nicht mehr zu bremsen. In einem Schmierstück behauptete die *Republik* am 11. November, Halter produziere Fake News zwecks Selbstpropaganda. Als Antwort auf empörte Kommentare meinte Daniel Ryser: «Wir prüften die Fakten, und da wurde klar: Es ist angesichts der heutigen Lage des Diskurses von öffentlichem Interesse, diesem Narrativ zu widersprechen.»

## Opferhierarchie

Welchem Narrativ nun? Dass sich Halter bedroht fühlt, wenn er tatsächlich bedroht wird? Dass er gegen Links- und Rechtsextremismus protestiert und dies nicht erlaubt ist? Oder geht es um das Narrativ der Opferhierarchie, dass nur die Opfer sprechen dürfen, die die *Republik* als Opfer anerkennt? 2019 wurde die *Republik* für den Grimme-Online-Award nominiert. 2021 wählten Medienkonsumenten in einer repräsentativen Umfrage die *Republik* zur «kompetentesten Medienmarke der Schweiz» (Wikipedia).

Und Jürg Halter ist, nach einem ersten Versuch der Notwehr, untergetaucht. Ihm und vielen anderen gilt mein grosses Mitgefühl.

Regula Stämpfli ist Politphilosophin und Autorin. Sie leitet die öffentlichen Hannah-Arendt-Lectures an der Hochschule St. Gallen.

# Verrat an der Bank

Wo sind die Kulturfreunde, wenn man sie mal braucht?



Es gehört wahrscheinlich zu den grossen Ver-säumnissen der Menschheit, sich über etwas Hochsensibles wie die Sitzbank nicht ausgiebig Gedanken zu machen.

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie wichtig es ist, dass eine Sitzbank gut designt ist und die richtigen Masse besitzt? In der richtigen Umgebung eingebettet ist? Und vor allem, dass keine anderen Dinge in ihren Raum eindringen und die Balance zwischen Funktionalität und Therapie empfindlich aus dem Gleichgewicht bringen?

Das Bänkli an öffentlichen Orten ist ja so viel mehr als eine lapidare Sitz- und Liegegelegenheit. Wir beanspruchen es, um unsere geistig-körperlichen Akkus aufzuladen. Um unseren Gedanken nachzugehen. Mitmenschen neugierig zu beobachten. Wartezeiten zu verkürzen. Rasten, schlafen, träumen. Das Bänkli ist das Zentralorgan, um das sich bei Familienfesten im Freien oder unter Freunden alle sammeln. Beim Spazieren oder Wandern geniessen wir darauf Idylle und traumhafte Aussicht. In diesen Momenten ist man der Schönheit der Welt so zugewandt, wie man es nur sein kann. Es gibt ganze Studien darüber, warum sich Menschen für bestimmte Bänke entscheiden.

Wie oft habe ich schon gedacht: «Hier fehlt definitiv ein Bänkli», und überlegt, wie es um das Einfühlungsvermögen von Sitzbank-Standortplanern stehen muss, wenn sie uns ausgerechnet an dieser Lage eines verweigern – während anderswo wiederum ganze Scharen unbesiedelter Bänke aufeinandertreffen.

Das alles ist schon seltsam genug. Der plane-rische Höhepunkt ist aber erreicht, wenn in unmittelbarer Nähe der Bank ein Abfalleimer montiert ist. Hat man es einmal beobachtet, fällt es einem täglich auf. Ich würde lügen, wenn ich sagte, dass mich das kaltlässt. Es ist der reinste

Verrat an der Bank – praktizierende Bänkli-Sitzer sind sich über diesen zentralen Punkt einig. Achten Sie einmal darauf, wenn Sie durch Parks, Wälder spazieren oder am Waldrand entlanggehen, wie absurd häufig Mülleimer unmittelbar neben dem Bänkli stehen. Nicht zehn, zwanzig Meter weiter weg, sondern einfach daneben. Der einzige Grund, warum Planer die Mülleimer nicht direkt auf dem Bänkli montieren, und am liebsten noch mit integriertem Kompost- und Hundekotbehälter, kann nur sein, dass sie noch nicht auf diese Idee gekommen sind.

Vor sich hin stinkende Mülleimer dicht neben den Bänkli, die einen gleich wieder aus aller Entspannung herausreissen, das Panorama und die frische Luft vergessen lassen, zählen zu den sinnlosesten Nachteilen des Lebens. Und sie werfen Fragen auf: Sind Menschen tatsächlich so doof, dass sie keine zehn Schritte gehen können, um ihren Abfall zu entsorgen? Muss er tatsächlich genau da sein, wo sie sitzen, weil sie ihn sonst vor sich auf die Füsse fallen lassen? Sind die Standort-Verantwortlichen – sie sind bei der Stadtplanung angesiedelt – je in ihrem Leben auf einer Sitzbank gesessen? Haben sie vielleicht das Memo der Stadtverwaltung mit dem Fünfzig-Meter-Minimalabstand nicht gelesen? Bänkli oder Mülleimer – was war zuerst da?

Neulich beim Wandern in der Nähe von Kändern, Baden-Württemberg, bin ich auf die perfekte Sitzbank gestossen. Aus dickem, schönem Holz und fast doppelt so gross und lang wie ihre Schweizer Pendanten, thront sie auf dem Berg, sogar zwei Personen finden auf ihr ausgestreckt Platz. Fast könnte man nach dem Mittagessen die Seele darauf baumeln lassen – wäre der Hund nicht da, der die Einzigartigkeit offensichtlich nicht zu erkennen vermag, non-stop Stöckchen anschleppt und die Aktion bel-

lend begleitet. Es liegt auf der Hand: Die «Waldfreunde BW», so ist das Prachtstück beschildert, haben bei der Konstruktion dieses Bänkli an die Wanderer gedacht und nicht einfach ihr Standardprogramm – beliebige Stelle finden, hinstellen, montieren – abgspult. Es liefert den Beweis, dass eine Bank eben nicht eine Bank ist. Das Beste: Kein Abfalleimer weit und breit und trotzdem alles sauber – man traut den Leuten offenbar zu, ihren Krimskrums im Rucksack zu verstauen bis zur nächsten Station.

Ich weiss nicht, ob der Verein zur Förderung der Schweizer Bankkultur über die hiesige Mülleimer-Situation unterrichtet ist. Der Verein hat es sich zum Ziel gesetzt, das Bewusstsein «der breiten Bevölkerung über die praktische und soziale Bedeutung von öffentlichen Sitzbänken zu fördern». Auf dessen Website gibt es sogar eine Bänkli-Landkarte mit Foto, Standort, Informationen über Aussicht und Infrastruktur («kinderwagentaugliche Bank mit Rundumsicht und Grillplatz»). Jeder kann da seine «Bankgeheimnisse» teilen und andere für künftige Spaziergänge und Wanderungen inspirieren. Das ist schön, jetzt nur noch das Mülleimerbewusstsein fördern.

Mehr als 200 000 Sitzbänke bevölkern die Schweiz, heisst es. Das würde angesichts ihrer Unzertrennlichkeit etwa 190 000 Bänkli-Mistkübel bedeuten. Ziemlich viel für ein so kleines Land. Nach dem Titel «Recyclingweltmeister» und «Einsatzsieger der Laubbläser» will man hier offenbar auch das Rennen um die meisten Abfalleimer für sich entscheiden. Sauberkeit kann eben nicht wichtig genug sein.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



# «Sie nennen uns Kollaborateure»

Nach ihrem Abzug aus Cherson bauen Putins Truppen eine neue Front entlang des Dnjepr auf. In der Bevölkerung kommt es zu Racheaktionen. Impressionen von der russischen Seite.

Luca Steinmann

Tawrytschanka

Am Südufer des Dnjepr heben Hunderte Soldaten lange und tiefe Schützengräben aus dem rötlich-feuchten Boden. Vor dem Flussbett weht eine verstaubte Russland-Flagge. Ein paar Meter entfernt verstecken sich zwei Scharfschützen hinter einem verlassenen Lieferwagen, der als Barrikade dient. Auf dessen Seite prangt ein grosses «Z». Ab und zu feuern sie aus ihren Kalaschnikows Schüsse auf die Stellungen der ukrainischen Armee am gegenüberliegenden Ufer. Dann rennen sie schnell weg, da die Ukrainer mit Artillerieschüssen antworten könnten.

## Tausende Befestigungsanlagen

Seit die Moskauer Truppen die Stadt Cherson verlassen haben, ist der Dnjepr zur neuen Frontlinie geworden. Putins Soldaten haben das linke Ufer fast vollständig verlassen und bauen nun auf der gegenüberliegenden Seite die «Linia Oborony» auf: eine Verteidigungslinie aus Hunderten von Tunnels und Schützengräben, die sich entlang des Flusses über Dutzende von Kilometern erstreckt. Auf der anderen Seite versuchen die Ukrainer derweil, die Russen beim Bau der Befestigungen zu behindern, indem sie unaufhörlich Raketen abfeuern.

Die Linia Oborony beginnt an der Grenze zwischen den Regionen Cherson und Saporisch-

schja, unweit von Mariupol, und endet am Ufer des Dnjepr. Auf der Strasse zwischen Saporischschja und dem Fluss fahren Tausende von Panzern, Militärfahrzeugen und Lieferwagen, die sich in Richtung Russland bewegen. Viele kommen aus Gebieten, aus denen sich Putins Truppen zurückziehen. Einige hätten die Russische Föderation über die Krim erreichen sollen, änderten aber den Kurs nach den ukrainischen Bombenangriffen auf die Kertsch-Brücke: Die Strasse ist zu gefährlich geworden.

Beim Blick aus dem Fenster ändert sich das Panorama kaum: Die endlosen grünen Ebenen werden manchmal nur von ein paar fast unbewohnten Dörfern unterbrochen, von Bulldozern und von Soldaten, die mit

## Die soziale Feindseligkeit eines Teils der Bevölkerung veranlasste die Russen, Cherson zu verlassen.

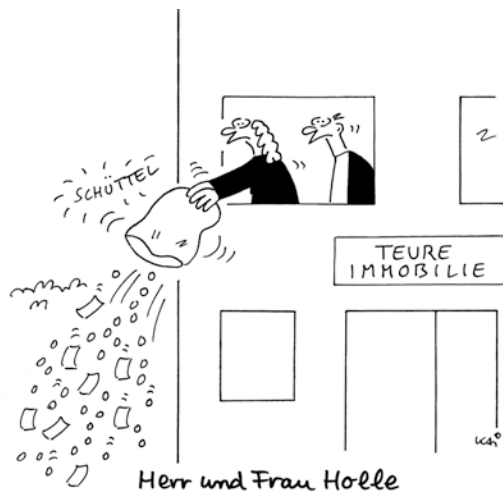
grossen Schaufeln Tausende Befestigungsanlagen in den Boden graben. Viele von ihnen haben gerade die Stadt Cherson verlassen und sind einige Kilometer weiter zurückgeschickt worden, um Verteidigungspositionen aufzubauen oder bei «Zachistka»-Operationen eingesetzt zu werden. Das sind «Anti-Terror-Präventionsaktionen», wie Russland sie nennt, und sie richten sich gegen bewaffnete Gruppen, die sich der Anwesenheit der Russen widersetzen. Tatsächlich wurden die in diesen Regionen stationierten Moskauer Soldaten in den letzten Monaten von wiederholten Angriffen getroffen: Autobomben, Brandstiftungen und Explosionen, die durch selbstgebaute Bomben erzeugt wurden. Oder von Raketenangriffen der ukrainischen Armee, die über den Standort der Truppen von der lokalen Bevölkerung informiert wurde. Russische Ermittlungen führten zur Festnahme von einfachen Bürgern, die den Angreifern Informationen geliefert haben sollen. «Es ist für uns nicht einfach, in dieser Region zu leben», sagt ein junger russischer Soldat, der auf einem Checkpoint



Neue Verteidigungslinie «Linia Oborony».

postiert ist. «Viele Bürger lieben uns nicht und warten auf die Rückkehr der Ukrainer. Einige haben Kontakte zu den bewaffneten Gruppen und kooperieren mit ihnen aktiv.»

Die soziale Feindseligkeit eines grossen Teils der Bevölkerung veranlasste die Russen, die Stadt Cherson zu verlassen. Der Rückzug hat sowohl militärische als auch soziale Gründe. Einerseits war es für die russische Armee sehr schwierig geworden, ihre militärischen Stellungen jenseits des Dnjepr gegen die Angriffe der von der Nato ausgerüsteten und beratenen ukrainischen Armee zu verteidigen. Ein erfolgreicher Widerstand wäre durch die Unterstützung der lokalen Bevölkerung möglich ge-



wesen, dort sind die Pro-Russen jedoch stark in Minderheit. Moskau hat sich deshalb für einen Rückzug entschieden.

In der Mitte der Region Cherson wird die Abfolge der Checkpoints immer dichter. Auf manchen Strecken wird man alle tausend Meter angehalten. Soldaten fordern Passagiere auf, aus ihren Autos auszusteigen, und durchsuchen den Kofferraum. Einige sprechen die Fahrer auf Russisch an, andere auf Ukrainisch. Letztere sind hauptsächlich einheimische Jungs, die Moskau die Treue geschworen haben und zu den russischen Streitkräften eingezogen wurden. Viele von ihnen sind ehemalige ukrainische Polizis-



ten. Die Stimmung ist hier sehr anders als im benachbarten Donbass, wo grosse Teile der Bevölkerung die Russen als Befreier wahrnehmen und die ukrainische Armee als Feind und Bedrohung sehen. In Cherson fürchten sich die russischen Soldaten rund um die Uhr vor Anschlägen und Guerilla-Aktionen. Sie wissen oft nicht, wem sie vertrauen können.

### Flucht der «Kollaborateure»

Etwa zehn Kilometer vor dem Dnjepr sind die Checkpoints von jungen Männern patrouilliert, deren Gesichter von Sturmhauben bedeckt sind, unter denen dunkle Bärte hervorspriessen. Auf den Uniformen sind auf der Höhe des Herzens

grüne Flecken mit der Aufschrift «Achmat sila» aufgenäht. Es sind die tschetschenischen Spezialeinheiten, an die Moskau die Kontrolle über einen ganzen Teil der Linia Oborony vollständig abgetreten hat. Sie sind mit der russischen Armee verbündet, verfügen aber weitgehend über Unabhängigkeit. Sie kontrollieren ganze Dörfer, die über die Verteidigungslinie verstreut sind, und leben in abgelegenen Kasernen mitten in der Steppe oder innerhalb der Dörfer, in Häusern, deren Besitzer vor der Ankunft der Russen auf die andere Seite des Flusses geflohen sind. Viele dieser Häuser gehören ukrainischen Nationalisten oder Moskau-feindlichen Politikern. Neben dem Parouillieren auf den Strassen kämpfen die Tschetschenen mehrere Kilometer entlang der ersten Schusslinien auf dem Dnjepr und führen einige Kilometer weiter hinten wiederum Zachistka-Operationen durch. Bekleidet mit schweren Helmen und Splitterschutzwesten, gehen sie durch die Strassen und durchsuchen Häuser, in denen Waffen versteckt sein könnten. Letzten Monat verhafteten sie fünf Teenager, die die Anwesenheit von vierzig russischen Militärfahrzeugen mitgeteilt hatten, die später durch Brandstiftung zerstört wurden. Mehrere von Tschetschenen bewohnte Häuser wurden von Ukrainern bombardiert, nachdem sie Berichte von der lokalen Bevölkerung erhalten hatten. Doch es gibt Einheimische, die mit den Russen und den Tschetschenen zusammenarbeiten. Einige spülen Geschirr in ihren Kasernen oder putzen ihre Häuser, andere nehmen an der von ihnen organisierten Verteilung von Lebensmittelpaketen teil. Weitere versorgen sie mit Informationen oder schliessen sich den neuen, von den Russen gegründeten Stadtverwaltungen an. «Die ukrainischen Behörden nennen uns Kollaborateure», sagt Tania, eine Frau mittleren Alters, die in Häusern arbeitet, die jetzt von Tschetschenen bewohnt werden. «Wenn sie zurückkämen, würden sie sich sofort an uns rächen.»

Aus Cherson trafen in den letzten Tagen Bilder von Menschengruppen ein, die an Pfähle gefesselt, geknebelt und geschlagen wurden, weil sie in den vergangenen Monaten Bekanntschaft mit den Russen gemacht hatten. Deshalb sind viele «Kollaborateure» bereit, zu fliehen. «Wenn die Ukrainer zurückkämen, hätten wir keine Zukunft», fährt Tania fort, «wir würden sowohl von den Soldaten als auch von vielen unserer Dorfbewohner misshandelt werden, was schon jetzt passiert.»

Zwei Wochen nachdem sie ihre Arbeit für die Tschetschenen begonnen hatte, wurde ein Foto ihres Gesichts auf einem ukrainischen Telegram-Kanal gepostet, wo auch Informationen über sie und ihre Familie verbreitet wurden. Einige der Dorfbewohner beleidigten sie auf offener Strasse. Andere, die inzwischen auf

die andere Flussseite geflüchtet sind, schreiben ihr via Facebook und bedrohen sie. Eine Brandexplosion traf ihr Haus und liess sie und ihre Familie ohne Strom zurück.

### Von Moskau bezahlte Unterkünfte

Tausende Menschen sind in den vergangenen Wochen bereits aus Cherson geflohen, seitdem klar wurde, dass die Russen abziehen würden. Viele haben sich vorübergehend in von der russischen Regierung zur Verfügung gestellten Unterkünften in der Region Genischensk nahe der Krim niedergelassen. Das sind vor allem ehemalige «Kollaborateure» oder Menschen, die lie-



Wem vertrauen? Tschetschenischer Soldat.

ber an der Seite der Russen leben. «Ich bin mit meinem Mann und meinen Kindern hierher geflüchtet, weil wir uns russisch fühlen», sagt eine junge Frau in den Vierzigern. «Meine Eltern hingegen sind in Cherson geblieben, weil sich mein Vater total mit der Ukraine identifiziert.»

Die Flüchtlinge, die bei den Russen verbleiben möchten, werden in ein von den Moskauer Behörden gefördertes Programm aufgenommen, das ihre feste Versetzung nach Russland vorbereitet. Diejenigen hingegen, die es vorziehen, in der Region Cherson zu leben, bekommen eine Unterkunft, welche von Moskau bezahlt wird.

Luca Steinmann, 33, ist ein schweizerisch-italienischer Journalist. Seit Februar verfolgt er den Ukraine-Krieg aus dem Donbass als fast einziger westlicher Reporter auf der Seite der Russen. Im September erhielt er den «Premiolino», einen der wichtigsten Journalistenpreise Italiens, für seine Berichterstattung aus dem Donbass.



## Ewige Besserwisser

Nr. 45 – «Neues aus Pfaffenhofen»  
Kolumne von Christoph Mörgeli

Wir brauchen keine deutschen Lehrmeister, die uns sagen, wie unser Land funktionieren soll. Bürokratie und Grössenwahn waren schon immer Markenzeichen deutscher Aussenpolitik. Man kann es drehen und wenden, wie man will: Grossmäulige deutsche Staatenlenker führten Europa in den letzten hundert Jahren immer wieder ins Verderben: im Ersten Weltkrieg der Kaiser («Herrlichen Tagen führe ich euch noch entgegen»), im Zweiten Weltkrieg der Führer («Sieg Heil!»), später dann die Kanzlerin («Wir schaffen das!»). Ihre Einladung zur Völkerwanderung aus Nahost und Afrika hat Europa zum dritten Mal ins Chaos gestürzt. Und jetzt gibt man den Russen zu verstehen: Ihr seid nur eine zweitklassige Gesellschaft. Die Deutschen neigen mitunter dazu, immer alles besser wissen zu wollen. Aber das Gegenteil ist der Fall. *Arash Yaraghchi, Winterthur*

## Gehorsam statt Diskurs

Nr. 45 – «Immunologischer Grundkurs zur «Impf-Lüge»»  
Beda M. Stadler über Covid-19

Vielen Dank für die aufschlussreichen Erläuterungen. Aber haben Sie in Ihrem Plädoyer für die Covid-Impfung nicht einen achten Punkt vergessen? Was meinen Sie zu den Folgen, die die Covid-Impfungen bei Tausenden von Kindern, Jugendlichen und vorher gesunden Personen ausgelöst haben, die mit dem Virus gar nicht in Kontakt kamen? Wie erklären Sie den Eltern dieser Kinder, den Familien der Betroffenen, deren Leben sich nach den Impfungen total verändert hat, die positiven Wir-

kungen? Und ein neunter Punkt: Wer trägt die Kosten für die Wiederherstellung der Gesundheit aller Betroffenen? *Marlies Bärtschi, Magliaso*

Es wäre wünschenswert gewesen, hätte sich Beda M. Stadler mit seinem anerkannten wissenschaftlichen Gewicht beim BAG und bei Swissmedic zu Beginn der Corona-Pandemie dafür eingesetzt, auch andere Wissenschaftler als nur die handverlesenen, den Behörden genehmen Stimmen in die Beratergremien wie die Task-Force zu berufen. Die Wissenschaft hat jeden Diskurs in vorauseilendem Gehorsam unterbunden und sich in dieser Hinsicht ihr eigenes Grab geschaufelt. Die Folgen sind unabsehbare wirtschaftliche und gesundheitliche Schäden, welche unsere Kinder und Enkel ausbaden müssen. *Thomas Mathis, Mels*

Auf Stadlers Zusammenfassung kann jeder ohne lebenslange Erfahrungen in Virologie kommen. Ein wenig Staats-Media-Konsultation genügt. *Walter Stoll, Lengnau*

## «Wie Kakerlaken»

Nr. 45 – «ARD nennt Andersdenkende «Ratten»»  
Philipp Gut über verbale Entgleisungen

Für derart menschenverachtende Texte müssen wir nicht über die Grenzen schauen. Es geht noch schlimmer, hierzulande in der NZZ. So schreibt Sergei Gerasimow in seiner Rubrik «Kriegstagebuch aus Charkiw» (NZZ 1.9.2022): ««Orks» ist der bei uns am häufigsten verwendete Name für die russischen Invasoren. Er passt verdammt gut zu ihnen. Sie sind dumme, böswillige, aggressive Monster, die der dunklen Macht dienen. Und sie sind hässlich; alle Russen, die wir in den Nachrichtensendungen sehen,

sind hässlich.» In der NZZ vom 16. März 2022: «Dann beginnen die Kämpfe, und die Eindringlinge [russische Soldaten] rennen los wie Kakerlaken, die mit Insektizid übergossen wurden. Die gepanzerten Fahrzeuge brennen, die Soldaten zerstreuen sich. [...] Die Eindringlinge werden durch die Stadt gejagt wie Guy Montag aus «Fahrenheit 451». Es dauert sehr lange, bis sie sterben.» Viel menschenverachtender geht es nicht mehr. *Christoph Fehr, Schaffhausen*

## Perspektivisches Sehen

Nr. 46 – «Schwarzwald, Heidegger, Egon Zehnder»  
Editorial und «Weltwoche daily» von Roger Köppel

Verschiebungen

*Ich kneife ein Auge zu*

*Links-rechts-links-rechts*

*Der Baum verschiebt sich hin zur Ecke  
weg zur Mitte*

*Bewege dich keinen Millimeter*

*Der Baum*

*Keinen Ort zum Wechsel seiner Wurzel*

*Ich habe mich nicht bewegt*

*Nur ein Auge zugekniffen*

*Rechts-links-rechts-links*

Es ist mir Freude und Bedürfnis, Ihnen als Kollege meine uneingeschränkte Zustimmung zu Ihrer differenzierten täglichen Analyse mitzuteilen. Das perspektivische Sehen der Wirklichkeit als Credo Ihrer philosophischen und sozialen Analyse hat mir – und vielen anderen – Zuversicht und Hoffnung zurückgegeben.

*Peter Mann, Journalist, Hamburg (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Karim Gazzetta (1995 – 2022) Tuan Tuan (2004 – 2022)



Wenn das Flutlicht erlischt: Fussballer Gazzetta.

Es ist eine tieftraurige Geschichte, die in diesen Tagen im Schweizer Sport für Schlagzeilen sorgt: Karim Gazzetta, einst einer der talentiertesten Fussballer des Landes, hat sich das Leben genommen – mit 27 Jahren. In den Strassen seines aktuellen Arbeitsorts Mostar (Bosnien-Herzegowina) wurde er leblos aufgefunden.

Gazzettas Schicksal rückt ein Thema in den Vordergrund, das in der grellen und lauten Welt des Spitzensports oft keinen Platz hat: Wenn das Flutlicht erlischt und der Applaus verstummt, bleiben oft nur Einsamkeit und fehlende Wertschätzung. Das berühmteste Beispiel eines aktiven Sportlers, der seinem Leben ein Ende setzte, war der deutsche Fußballtorhüter Robert Enke 2009. Der Ehemann und Vater von zwei Kindern stürzte sich vor den Zug – mit 32 Jahren. Noch zwei Tage zuvor hatte er für seinen Klub Hannover 96 in der Bundesliga das Tor gehütet.

Die Liste von Sportlern, die Suizid begingen, ist lang. Sie umfasst Namen wie Blanca Fernández Ochoa (Ski alpin), Marco Pantani (Rad), Steffen Krauss oder Sergi López (Fussball).

Der renommierte deutsche Psychiater Frank Schneider betont zwar, dass eine Depression von vielen Faktoren abhängt und grundsätzlich jeden Menschen treffen könne. Gleichzeitig sieht er im Spitzensport ein erhöhtes Risiko von psychischer Überbelastung: «Dazu gehören ein hoher Wettbewerbs- und Leistungsdruck,

Überforderungssituationen, das Erleben von Misserfolgen und eine ständige Bewertung, der man sich ausgesetzt sieht.» Durch Enkes Tod sei dieses Thema enttabuisiert worden. Seither werde mehr über psychische Erkrankungen gesprochen. Es sei ins Bewusstsein eingegangen, dass diese nicht mit Schwäche oder Versagen zu tun haben müssten.

Dass diese depressiven Gefühle aber schon während der Karriere eintreten und zu verheerenden Folgen führen, ist eher selten. Der erfahrene Schweizer Sportmediziner Bernhard Sorg sagt: «Von einer Häufung von Suiziden bei aktiven Sportlern müssen wir glücklicherweise nicht sprechen.» Es komme dagegen öfter vor, dass Sportler nach dem Rücktritt in ein Loch fielen – weil sie nicht wüssten, wie mit der neuen Situation umzugehen sei.

Bei Simon Hallenbarter war dies kaum der Fall. Der frühere Spitzenbiathlet aus dem Obergoms stieg nach dem Ende seiner aktiven Karriere beim Sportgeschäft seines Onkels Koni Hallenbarter ein. Dass er an psychischen Problemen litt, wussten nur die wenigsten. Während der Ferien mit seiner Partnerin in Österreich nahm er sich vor anderthalb Monaten 43-jährig das Leben. Was Karim Gazzetta zu dem fatalen Schritt bewog, ist nicht bekannt. Er hatte im Sommer bei HSK Zrinjski Mostar unterschrieben. Beim Tabellenführer kam er bloss zwei Mal zum Zug. Eine Verletzung warf ihn zurück. *Thomas Renggli*

Vergangene Woche ist der Grosse Panda Tuan Tuan im Zoo von Taipeh, der Hauptstadt von Taiwan, an einem Gehirntumor verstorben. Der Verlust steht sinnbildlich für die gespannten Beziehungen zwischen der Volksrepublik China und der abtrünnigen Insel. Denn Tuan Tuan war zusammen mit dem Weibchen Yuan Yuan ein Geschenk Pekings für die Taiwaner. Die beiden Namen bedeuten in der Kombination «Einheit» und sollten damit die Verbundenheit aller Chinesen miteinander unterstreichen. Die Volksrepublik betrieb vor zwanzig Jahren eine Art Panda-Diplomatie, indem sie die seltenen und teuren Tiere ausländischen Staaten zukommen liess, um für Goodwill zu sorgen. Peking-kritische Taiwaner misstrauten dem Tiergeschenk allerdings und hielten es für sentimentale Propaganda. Dem Panda Tuan Tuan war der politische Hintergrund in Taiwan indes einerlei, solange er mit seinen Bambussprossen gut versorgt war. Er fand auch Gefallen an seiner Gefährtin Yuan Yuan. Die beiden zeugten zwei kleine, gesunde Pandabärchen. Seit August ging es Tuan Tuan jedoch schlechter; immer wieder plagten ihn Schüttelkrämpfe. Eine Computer-Tomografie zeigte letzte Woche, dass er unter einem fortgeschrittenen Gehirntumor litt. Die Tierärzte entschieden, ihn im bewusstlosen Zustand zu belassen, weil eine Genesung aussichtslos war. Tuan Tuan wurde achtzehn Jahre alt, das entspricht etwa der Lebenserwartung dieser Tiere in der freien Wildbahn, in zoologischen Gärten können sie indes deutlich älter werden. Bleibt zu hoffen, dass sich trotz seines Hinschieds die Beziehungen zwischen den beiden Teilen Chinas nicht weiter verschlechtern. Daran mögen Tuan Tuans Partnerin Yuan Yuan und der Nachwuchs erinnern.

*Rolf Hürzeler*



Panda-Diplomatie: Tuan Tuan.



# «Muri war offen für einen ungewöhnlichen Weg»

Fussball-Eminenz Erich Vogel riet Murat Yakin einst dazu, die Berufslehre abzubrechen. Hier sprechen der Nati-Coach und sein grosser Förderer über ihr Erfolgsgeheimnis.

Max Kern

**Weltwoche:** Murat Yakin, auf dem Weg an die WM in Katar mussten Sie mit der Nati den frischgebackenen Europameister Italien aus dem Weg räumen, keine leichte Aufgabe, zumal Captain Granit Xhaka fehlte. Erich Vogel sagte damals: «Wenn's einer schafft, dann Muri!»

**Murat Yakin:** Wenn mich einer kennt, dann Erich. Er kennt mich wirklich in- und auswendig. Solche Spiele wie gegen Italien sind für Spieler und Trainer immer die Highlights. Da weiss ich, wie ich meine Spieler vorbereiten muss. Das habe ich x-mal schon gezeigt. Wie Italien kurz zuvor Europameister geworden war, das hat mich so fasziniert. Ich habe meinen Spielern einfach und in kurzer Zeit erklärt: «Wir können diese Gruppe vor Italien gewinnen.» Natürlich braucht's dazu auch ein bisschen Glück.

**Weltwoche:** Was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie mit siebzehn Jahren nicht auf Erich Vogel getroffen wären?

**Yakin:** Ihn trifft eine gewisse Schuld, dass ich meine Metallbauzeichner-Lehre nicht weitermachen durfte. *(Beide lachen)* Bis dorthin ist's mir in meinem Leben gutgegangen. Nein, im Ernst: Zu diesem Zeitpunkt war ich im Büro, und da kam dieser Anruf: «Wie sieht es aus? Können wir uns mal treffen?» Zum Glück hatte ich damals im Lehrbetrieb sehr anständige Vorgesetzte.

**Weltwoche:** Erich Vogel, wie kamen Sie vor dreissig Jahren dazu, als Sportchef von GC, damals der erfolgreichste Verein des Landes, in der vierthöchsten Liga in Basel ein siebzehnjähriges Talent unter die Lupe zu nehmen?

**Erich Vogel:** Mein Mitarbeiter Angelo Semeraro gab mir den Tipp. Die B-Junioren von Aarau spielten gegen Concordia Basel. Semeraro sagte: «Dort spielt ein Guter, den musst du dir mal anschauen.» Darauf fuhr ich nach Basel, an einem Sonntag. Ankick war um 10.15 Uhr. Die ersten 55 Minuten spielte er nicht. Dann kam er rein. Bekam den Ball. Drehte sich blitzschnell um einen Gegner. Und schlug aus dem Stand heraus einen Sechzig-Meter-Pass an den rechten Flügel raus. Da dachte ich: «Oh, das habe ich jetzt aber noch gar nie gesehen.» Nach zwei Aktionen wusste ich: «Den nehme ich!»

**Yakin:** Ich habe mal in einem Cup-Spiel im Förrlibuck, dort, wo heute neben dem ehemaligen Hardturmstadion Schrebergärtner am Werk sind, mit den A- oder B-Junioren von «Congeli» [Concordia Basel; Anm. d. Red.] 3:1 gegen GC gewonnen und dabei zwei Tore erzielt.

**Vogel:** War ich damals am Match?

**Yakin:** Ja.

**Vogel:** Daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

**Yakin:** An Niederlagen erinnerst du dich nie gerne.

**Vogel:** Die muss man ausblenden, die belasten einen nur.

**Weltwoche:** Murat Yakin, Ihr letzter Lehrer, Beda Gadola, sagte am Ende des Schuljahres seufzend: «Was soll nur aus dir werden? Mit dem Fussball kannst du doch dein Leben nicht bestreiten.»

**Yakin:** Das war in der Berufswahlklasse. Vorher war ich in der Real. Dort war mein Lehrer Beat Keller, der war früher Handballprofi und später Trainer beim RTV Basel. Der schaute immer darauf, dass ich trainieren konnte. Gadola war mein Lehrer in der Berufswahlklasse. Und ich war einer der Letzten, die noch keine Lehrstelle hatten. Jeder konnte damals im Klassenzimmer nach hinten gehen und am Telefon die verschiedenen Betriebe anrufen. Ich sagte: «Ich mache mir da keine Gedanken. Entweder es klappt mit dem Fussball, oder ich gehe später arbeiten.» Sie fragten mich, was ich gerne machen würde. Ich sagte: «Technisch zeichnen, geometrische Zeichnungen.» Ich rief bei einer Bude an, fragte: «Darf ich bei euch eine Schnupperlehre machen?» Am nächsten Tag war ich schon dort und bekam am Abend einen Lehrvertrag in die Hand gedrückt.

**Weltwoche:** Die Lehre dauerte nicht lange. Erich Vogel, Sie drängten Murat Yakin dazu, nur noch auf die Karte Fussball zu setzen.

**Vogel:** Ja, ich habe ihn dazu veranlasst, die Lehre abzubrechen und sich auf den Fussball zu konzentrieren. Bei einem jungen Schweizer Fussballer hätte ich das niemals gewagt, denn der Verzicht auf Ausbildung wird in unseren Breitengraden als Todsünde betrachtet. Muri

war offen für einen ungewöhnlichen Weg. Für mich war die Entwicklung seines Selbstvertrauens und Selbstwertgefühls viel wichtiger als die Anhäufung von Wissen in der Schule und das Erwerben von Erfahrungen in der Berufslehre. Es gibt für mich kaum etwas Schlimmeres, als die Lebenschance eines jungen Menschen zunichtezumachen.

**Weltwoche:** Da haben Sie aber eine grosse Verantwortung auf sich genommen.

**Vogel:** Dessen war ich mir bewusst, da hatte ich schlaflose Nächte. Wäre Muri im Spitzenfussball gescheitert, hätte ich mich trotzdem um sein berufliches Fortkommen bemüht. Doch beim Fussball gehörte er immer und überall zu den Besten. Da stellte er sich der Konkurrenz. Sein tiefverankerter Stolz hätte es nie zugelassen, sich dem Kampf mit seinen Gegnern zu entziehen und den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen. Das Nicht-Nachlassen und das ständige Durchsetzen gehören zu seiner Persönlichkeits-

*«Wenn mich einer kennt, dann Erich. Er kennt mich wirklich in- und auswendig.»*

struktur. Das ist einer der wichtigsten Erfolgsfaktoren von Winner-Typen. Die Nati wird von Muris Erfolgsdenken an der WM profitieren.

**Weltwoche:** In den ersten zwei Jahren stand Yakin offenbar gleich fünfmal bei Ihnen auf der Matte, um mehr Lohn zu erhalten.

**Yakin:** Nein, nein. Das war gegenseitig. Er wusste, dass ich sonst abspringen werde.

**Vogel:** Er fing mit tausend Franken monatlich an. Kaum war er bei uns bei GC, war er schon Stammspieler. Wenn dann die anderen Vereine kommen, wird's noch teurer. Aber viermal war er bestimmt wegen des Lohns in meinem Büro.

**Weltwoche:** Prämien gab's bei GC damals nur, wenn die Mannschaft auf den Rängen eins bis vier platziert war. Doch das war nie der Fall. Mit den Stars Elber, Sutter, Sforza, Bickel, Zuberbühler, Gren, Hermann und Co. fiel der Rekordmeister in die Abstiegsrunde.

**Yakin:** Meine erste Prämie erhielt ich nach drei Monaten. Im Europacup gegen Sporting Lissabon. Da haben wir auswärts 3:2 gegen Balakow und Co. gewonnen. In der nächsten Runde sind wir gegen die AS Roma rausgeflogen.

**Weltwoche:** Der ehemalige Real-Madrid-Trainer Leo Beenhakker stellte Sie im Olympiastadion von Rom als Libero auf, mit gerade mal achtzehn Jahren.

**Yakin:** Ja, weil Mats Gren ausgefallen war.

**Vogel:** Nein, das war Ciri Sforza. Er hatte einen Vorvertrag mit Napoli. Dann stieg er vor dem Spiel aus, weil er Angst hatte, dass er gegen die Roma schlecht aussehen und damit der Transfer scheitern könnte.

**Weltwoche:** Ihr beide habt den Holländer Beenhakker in unterschiedlicher Erinnerung. Murat Yakin, Sie lobten Beenhakker als hervorragenden Trainer. Für Sie, Erich Vogel, war's einer Ihrer grössten Fehltransfers.

**Vogel:** Er war ein super Tourismusdirektor. Er schwärmte immer über das schöne Zürich und seine schöne Hazienda in Birmensdorf. Er machte das geschickt, holte die Spieler zu sich nach Hause. Er war ein guter Trainer, aber im völlig falschen Moment bei uns. Er hatte eine jüngere Freundin. Er war am Morgen der Letzte, der im Stadion erschien. Während des Trainings wartete die Freundin im Stadioncafé auf ihn. Während ihr Spieler noch am Schuheputzen wart, war Beenhakker schon umgezogen und fuhr mit ihr davon.

**Yakin:** Er war nie in seinem Büro. Er stand immer vor dem Eingang zum Physioraum. Und erzählte uns Jungen seine Geschichten aus der Zeit bei Real Madrid. Weshalb er zum Beispiel seinen Boxer Chomi getauft hatte. Weil er dem Stadionchef Chomi ähnlich sehe.

**Weltwoche:** Erich Vogel, wussten Sie, dass der damals siebzehnjährige Yakin jeden Morgen mit dem Auto von Münchenstein BL nach Zürich gefahren ist? Ohne Führerschein, versteht sich.

**Yakin:** Stimmt nicht.

**Weltwoche:** Sie erzählten doch einmal, Ihre Mutter habe einmal pro Woche auf dem Beifahrersitz Platz genommen und gebetet, dass nichts passiert.

**Yakin:** Das war einmalig.

**Vogel:** Ich wusste, dass es einmal vorgefallen war. Darauf habe ich Muri ins Büro zitiert und ihm klargemacht: «Pass auf, wenn du einen Familienvater überfährst, der für vier Kinder sorgen muss, kostet dich das Millionen.»

**Weltwoche:** Wie war der junge Yakin sonst so? Musste man auf ihn aufpassen?

**Vogel:** Nein, aber ich war ohnehin nie ein Kontrollfreak.

**Yakin:** Wir lebten in einem Mehrfamilienhaus von Mäzen Werner H. Spross an der Köchlistrasse im Zürcher Kreis 4. Giovane Elber, Johan Vogel, Joël Magnin und Pascal Thüler wohnten auch dort. Wenn du als Junger von Basel nach Zürich kommst, da war schon mehr Leben.



«Tief in seinem Innern liebt er die kleinen Gauner, Ganoven und Halunken»: Trainer Yakin, 48, mit Ziehvater Vogel, 83, in Zürich.

**Weltwoche:** Erich Vogel, hatten Sie nie Angst, dass Murat Yakin zuletzt als Trainer des FC Schaffhausen in der zweithöchsten Liga in einer Sackgasse festgefahren ist?

**Vogel:** Nein, für mich war das typisch Yakin. Er hatte kein Problem damit, als ehemaliger Trainer von GC, Basel und Spartak Moskau in die zweite Liga zu gehen. Fussball ist mehr als ein Beruf für ihn. Das ist absolut vorbildlich. Das macht sonst fast keiner. Nur wenn einer aus dem

letzten Loch pfeift und dringend Geld braucht, machen das gewisse Trainer. Aber Muri piff nie aus dem letzten Loch.

**Weltwoche:** Murat Yakin, vom Munot in Schaffhausen an die WM in Katar – ein ungewöhnlicher Weg, nicht wahr?

**Yakin:** Bei mir war's immer so, dass ich nichts planen konnte. Ich nehme es immer so, wie es kommt. Und in den meisten Fällen kommt's gut. >>>





«Absolut vorbildlich»: Murat Yakin.

**Weltwoche:** Kann die Schweiz Weltmeister werden?

**Yakin:** Ich glaube, wir haben sehr viel Potenzial in der Mannschaft. (*Überlegt lange*) Sagen wir es so: Wir nehmen Spiel zu Spiel. Okay?

**Weltwoche:** Was sind die grössten Stolpersteine Richtung WM-Achtelfinal?

**Yakin:** Wenn Sie mich zu Serbien fragen wollen – das erste Gruppenspiel ist gegen Kamerun. Wichtig wird sein, dass wir in allen Spielen kompakt bleiben. Wir haben nicht die gleiche Auswahl wie die Top-Nationen, die jede Position dreifach stark besetzt haben. Die Euphorie ist zwar gross, aber man muss jede Kampagne wieder neu annehmen. Und bevor man sagt: «Der Gegner ist stark» – wir sind auch stärker geworden.

**Vogel:** Muri wird alles unternehmen, dass er selbst an den Spieltagen in Hochform ist. Das ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg, denn Zweifler, Zauderer und Skeptiker als Trainer übertragen ihre negativen Emotionen unbewusst auf die Spieler. Muris Erfolgszuversicht muss auf die Spieler überspringen, auch auf jene, die nicht in der Startaufstellung stehen und verständlicherweise enttäuscht sind. Er wird den Spielern beibringen, dass die fantastischste Spielergeneration, welche die Schweiz je an einer WM vertrat, sich unsterblich machen könnte, wenn jeder Spieler bereit ist, an seine psychischen und physischen Leistungsgrenzen zu gehen. Es darf niemals passieren, dass die Kameruner, Serben, Brasilianer oder wer auch immer mit einer besseren Einstellung auf dem Spielfeld erscheinen. Ein vorzeitiges Ausscheiden wäre programmiert.

**Weltwoche:** Captain Granit Xhaka spielt bei Arsenal eine neue Rolle, agiert vom eigenen bis zum gegnerischen Strafraum. Ist eine solche Aufgabe für ihn auch in der Nati denkbar?

**Yakin:** Ich habe gesehen, dass Granit bei Arsenal, bevor ich ihn in der Nati einsetzte, schon als linker Innenverteidiger gespielt hat, auch als linker Aussenverteidiger, im Dreier-Mittelfeld vorne links, jetzt spielt er sogar ganz vorne links in der Rochade. Ich hatte mit Granit übrigens nie

*«Ist Shaqiri auf der Seite nicht verschenkt?» – «Nein, ganz und gar nicht.»*

ein Problem. Wir haben einen offenen, ehrlichen und direkten Austausch. Bei Arsenal blüht Granit auf der neuen Position richtiggehend auf. Ich war kürzlich in London. Er traf gegen Eindhoven, später auch gegen Southampton.

**Weltwoche:** In der Innenverteidigung haben Sie die Qual der Wahl: Manuel Akanji, Nico Elvedi und Fabian Schär spielen allesamt auf internationalem Top-Niveau. Akanji scheint gesetzt. Erich Vogel sagte kürzlich, dass Schär neben Akanji spielen sollte.

**Vogel:** Nein, ich sagte: Es wäre ein monumentaler Fehler und die wahrscheinlichste Variante eines Scheiterns, wenn die Stammformation jetzt schon feststehen würde. Fabian Schär ist beim drittplatzierten Newcastle – also vor Chelsea, Manchester United und Liverpool – Stammspieler in jener Innenverteidigung, die bis anhin am wenigsten Gegentore in der Premier League zugelassen hat. Er ist einer der besten Angriffsauslöser in Europa – aber leider von Blackouts in Länderspielen nicht gefeiert. Doch Muris Vertrauen würde er niemals missbrauchen.

**Yakin:** Fabian ist ein toller Fussballer. Offensiv bringt er alle Qualitäten mit. Er hat einen unglaublich langen Ball, ist kopfballstark.

**Weltwoche:** Elvedi ist für Sie aber der bessere Defensivverteidiger, richtig?

**Yakin:** Solche Bewertungen mache ich nicht.

**Weltwoche:** Ist Xherdan Shaqiri auf der Seite nicht verschenkt?

**Yakin:** Nein, ganz und gar nicht. Er hat auf dieser Position die Effizienz, die es braucht. Und er hat dort die Freiheit, die er bei mir in diesem System ausspielen kann.

**Weltwoche:** Erich Vogel, auf welche Spieler wird Yakin ein besonderes Augenmerk richten?

**Vogel:** Auf Xherdan Shaqiri. Hochbegabt als Dribbler und Täuscher – benachteiligt durch fehlenden Eigenantrieb. Da ist Muri gefordert. Weil er tief in seinem Innern die kleinen Gauner, Ganoven und Halunken liebt, können wir davon ausgehen, dass Shaqiri seinen grössten Förderer nicht enttäuschen wird.

**Weltwoche:** Murat Yakin, wer macht gegen Brasiliens Neymar den Behrami? Ihr Vorgänger Vladimir Petkovic setzte an der WM 2018 auf Valon Behrami als Manndecker gegen Neymar.

**Yakin:** Neymar macht, was er will. Er ist am Flügel, er kommt ins Zentrum. Ihn kannst du nicht manndecken.

**Weltwoche:** Genau das machte Behrami.

**Yakin:** In Pektovics System machte das Sinn, aber nicht bei uns.

**Weltwoche:** Wie sensibilisieren Sie vor dem Serbien-Spiel Granit Xhaka und Xherdan Shaqiri, die sicher wieder provoziert werden?

**Yakin:** Das ist kein Thema. Ich bin sicher, dass dies kein zweites Mal vorkommen wird.

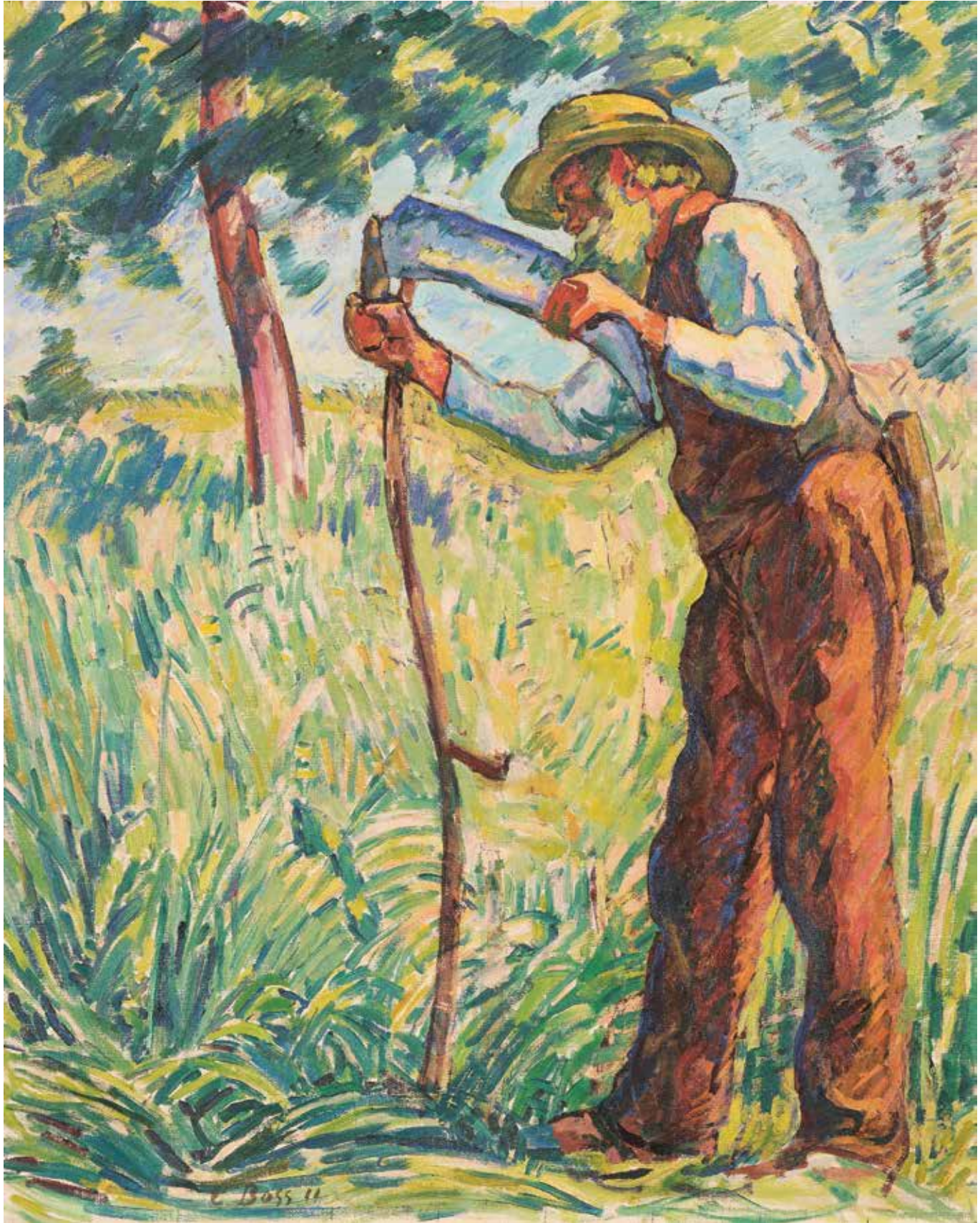
**Weltwoche:** Das wird Ihre erste WM sein. Weshalb waren Sie 1994 in den USA eigentlich nicht als Spieler dabei?

**Yakin:** Wir sassen damals in der Vorbereitung in Zürich am Abend an der Hotelbar, meine GC-Kollegen Ciri Sforza, Alain Sutter, Thommy Bickel und ich. Assistenztrainer Bidu Zaugg hat uns nach 23 Uhr dort gesehen. Offenbar hat ihm das nicht gepasst, und er erzählte es Coach Roy Hodgson. Roy hat sich zwanzig Jahre später entschuldigt. Er konnte sich noch genau an den Moment erinnern, als er in mein Zimmer gekommen ist. Die Nicht-Nomination hat mich schon ein wenig gewurmt. Aber wie gesagt, er hat sich ja später entschuldigt.



„Kommst du endlich? Wir sind schon 1,5 Stunden zu spät...“





Eduard Boss (1873-1958), «Bauer beim Schärfen der Sense», 1911, Öl auf Leinwand, 50×61 cm, signiert.

**schweizerkunsthandel.ch**

Verkauf | Beratung | Ankauf | [info@schweizerkunsthandel.ch](mailto:info@schweizerkunsthandel.ch) | Tel. +41 79 662 08 75



# Lagarde und der Sturz des Krypto-Königs

Die lockere Geldpolitik hat auch die Sitten im Umgang mit dem Geld anderer Leute gelockert.



Wie kam es, dass so viele Leute so viel Geld dem jungen amerikanischen Finanz- und Beziehungskünstler Sam Bankman-Fried überliessen und grosse Summen schliesslich verloren? Dass Anleger an Börsen oder an weniger formell überwachten Handelsplätzen kühn spekulieren und grosse Risiken eingehen, kommt immer wieder vor. Aber nach dem Fall von Bankman-Fried mit dem Zusammenbruch seiner Kryptobörse FTX kommt doch die Frage auf, ob irgendetwas Spezielles die Sicht des Publikums getrübt hat, die Orientierung gestört, die Leute gar blind gemacht hat.

Wahrscheinlich ist das so. Neben normalen Anreizen zum Geldverdienen, der Suche nach dem raffinierten Geschäft, der Sehnsucht, reich zu werden, beherrscht seit Jahren eine Art Nebel die Finanzmärkte, eine Verwirrung der Sinne, wenn es ums Geldanlagen, Investieren geht. Vieles deutet darauf hin, dass das mit der sehr lockeren Geldpolitik zusammenhängt.

«Wie *easy money* den FTX-Krypto-Kollaps befeuerte», schrieb der Ökonom Ryan McMaken auf der Think-Tank-Plattform Mises.org.

Ja, chronisch haben die tonangebenden Notenbanken seit der Finanzkrise 2007/2008 die Wirtschaft bei jeder Störung neu mit riesigen Geldmengen überschwemmt, die Zinsen auf null gedrückt.

Damit verloren Zinsen und Renditen ihre Funktion als Orientierungshilfe für Wert und Knappheit, als Beurteilungshilfe für sinnvolles Investieren. Der Kompass wurde wertlos, die Nadel begann zu spinnen und auf Modeströmungen und politische Spiele zu reagieren.

So kann der Zusammenbruch von Bank-

man-Frieds Krypto-Gebilde klar als negative Auswirkung der Nullzins- und Geldschwemmenpolitik gesehen werden, die beim früheren US-Notenbankchef Alan Greenspan begonnen hat und an der heute vor allem EZB-Präsidentin Christine Lagarde immer noch hängt.

Natürlich wirkt der FTX-Fall klein im Vergleich mit der durch die ganze Geldpolitik ausgelösten Inflation, die jetzt zu einer Vermögensvernichtung von unabsehbarem Ausmass führt. Aber das Aufblähen und Platzen der FTX-Blase veranschaulicht doch beispielhaft, wie leichtfertig und arglos Anleger ihr Geld an Leute mit blendendem Medienglanz geben.

Der als Krypto-König gefeierte Bankman-Fried betrieb mit unerfahrenen Leuten die Plattform FTX und das Vehikel Alameda, verschob Kundengelder, legte mangelhaft Rechenschaft ab über die Geschäfte, trat als wohlthätiger Geldgeber auf, auch zugunsten der Demokratischen Partei, als Typ, der viel Geld machen will, um es dann an andere zu geben.

Er ritt auf der Welle des Investierens der neuen Art, das neben wirtschaftlichen auch ökologische und soziale Ziele verfolgt. Das zugehörige Schlagwort lautet ESG (ökologisch, sozial, wirtschaftlich) und beherrscht und lenkt mittlerweile grosse Teile der Investitionen von Banken und anderen institutionellen Anlegern bis hin zu den Schweizer Pensionskassen.

Offiziell befohlen in Verordnungen. Das heisst: Nicht einfach an Renditen denken, sondern vor allem auch an Anliegen von Umwelt und Gesellschaft. So, wie es Bankman-Fried auch lange erzählt hat – bis die Vernachlässigung der Rendite dann zum Zusammenbruch führte.

## Politik im Spendenmarkt

Am hiesigen Spendenmarkt herrscht Hochbetrieb. Die Schweiz stellt einen der lukrativsten Märkte fürs Akquirieren wohlthätiger Gelder dar, und vor Weihnachten sind die Leute freigiebiger als sonst im Jahr. Für die Hilfswerke heisst also die Vorweihnachtszeit: Mobilisieren der Anwerbetruppen auf Bahnhöfen, volle Intensität bei Spendenaufrufen, Inseraten, Reklame, Bettelbriefen.

Für die Hilfswerke ist die Schweiz ein Wachstumsmarkt. 2006 betrug das Spendenvolumen laut Statistik der Stiftung Zewo knapp 1,1 Milliarden Franken, 2020 und 2021 brachten mit je 2,05 Milliarden fast das Doppelte. Davon gingen knapp zwei Drittel an die 500 Schweizer Hilfswerke, die das Zewo-Gütesiegel tragen, die also bestimmte Standards der Branche einhalten. Das Siegel soll Non-Profit-Organisationen den Zugang zu Geldern erleichtern, vor allem auch bei der öffentlichen Hand etwa in der Entwicklungshilfe.

Die Zewo ist eine Art Schutzorganisation gegen konkurrierende Hilfswerke, die in den lukrativen Markt eindringen wollen. Am vergangenen Wochenende hat sie einiges in die Verteidigung der Marktstellung investiert, als sie mit Swissfundraising über *Sonntagszeitung*, *NZZ am Sonntag* und *Le Matin Dimanche* eine zwanzigseitige Beilage «Spenden» verbreitete. Nationalratspräsidentin Irène Kälin an der Spitze mit dem Eröffnungstext: «Es braucht unsere Hilfe mehr denn je.» Sie konzentrierte sich dabei allerdings auf die Hilfe für die Ukraine und spannte damit die marktführende Organisation quasi für die Ukraine-Sache ein.

---

# MUSIK

# BOB DYLAN

---



*Unberechenbar war er immer:* Folk- und Rockmusiker Dylan, 1960er Jahre.

Das Missfallen der Musiker, die Ablehnung der Kritik, den Hass der Fans interpretierte er als Bestätigung.

*Seite 58*

Der Rebell mutierte zum Monteur, und seine Songs zerflossen in gleissenden Surrealisten.

*Seite 61*

Der Mann kann schreiben, nicht nur Songs, sondern auch über Songs.

*Seite 62*



# Und er singt immer noch

Bob Dylan ist mittlerweile 81 Jahre alt. Er spielt sein letztes Album in ausverkauften Sälen. Nun hat er ein Buch über Songs geschrieben. Und zeigt damit allen den Meister.

Jean-Martin Büttner

**A**nfang November gab er in Dublin das letzte Konzert seiner laufenden Europa-Tournee. Zuvor war er länger in seiner amerikanischen Heimat unterwegs gewesen, und das war er in den letzten dreissig Jahren dauernd. Auf seiner «Never Ending Tour», die 1988 begann, hat Bob Dylan mit seiner Band weltweit über 3000 Konzerte abgehalten.

Auf der laufenden Tour trug er fast seine ganze neue Platte vor, «Rough and Rowdy Ways». Es ist das 39. Studioalbum von ihm, erschien vor zwei Jahren, brachte ihm die besten Kritiken seit Jahrzehnten ein, und das Publikum jagte das Album an die Spitze der Hitparaden. Welcher Künstler, welche Band der sechziger Jahre hat für das letzte Album weltweites Lob bekommen? Und hat für ausverkaufte Säle gesorgt mit der Drohung, es auf der Bühne vorzutragen?

## Kunst und Handwerk

Als wäre das nicht genug, hat Dylan noch ein neues Buch geschrieben, das dritte seit dem konfusen «Tarantula» von 1971, den wesentlich kohärenten «Chronicles: Volume One» von 2004, in denen er, auf seine Art, seine Memoiren niederschrieb. Das neue Buch, eben erschienen, verspricht nichts weniger als eine «Philosophie des modernen Songs». Dylan verhandelt darin 66 Lieder aus dem 20. Jahrhundert.

Das Buch wurde uns als «master class on the art and craft of songwriting» angekündigt, als Meisterkurs über Kunst und Handwerk des Songschreibens. Natürlich kam der Inhalt dann anders heraus, aber das kann keinen erstaunen, der Dylan kennt. Und seine Karriere, die sich vor allem dadurch auszeichnet, dass Dylan alle Erwartungen ignoriert. Die der Fans. Der Kritiker. Der Linken. Der Frommen. Der Plattenfirma. Selbst seine Mitmusiker wussten während Jahren auf der Bühne nicht, was der Chef als Nächstes spielen würde.

Zum letzten Mal überrascht hat uns Bob Dylan mit seiner Reaktion auf den Nobelpreis für Literatur, der ihm vor sechs Jahren verliehen wurde. Also die höchste Auszeichnung, auf die ein Autor oder eine Autorin hoffen darf. Das heisst alle, ausser ihm. Denn Dylan reagierte

nicht auf die Ankündigung. Obwohl er damals auf Tournee war, sagte er auf der Bühne kein Wort in Richtung Stockholm. Seine Homepage vermeldete die Ehrung, dann wurde der Eintrag umgehend gelöscht. Alle Versuche des Komitees scheiterten, den Geehrten zu erreichen. Nicht

*Wie konnte er nur?  
Was hatte er sich dabei gedacht?  
Freute ihn die Ehrung nicht?*

einmal zur Preisvergabe erschien er und schickte stattdessen Patti Smith. Auch seine Preisrede sandte er ein, statt sie vor Ort vorzutragen.

Diesmal wurde seine Weigerung, den Erwartungen stattzugeben, als Arroganz eines Multimillionärs ausgelegt, der den Kontakt zur Aussenwelt verloren hatte. Die Kritik war berechtigt. Das Verhalten des Musikers wog umso schwerer, als mit Bob Dylan zum ersten Mal kein Romanautor oder Lyriker gefeiert wurde, sondern ein Songschreiber und ein weltbekannter noch dazu. Das sind gleich zwei Kriterien, die in Stockholm gegen einen möglichen Preisträger sprechen.

Wie konnte er nur? Was hatte er sich dabei gedacht? Freute ihn die Ehrung denn nicht? Dylan antwortete, wie so oft, in seinem Tempo und zu seinen Bedingungen. Er tat dies mit seiner Preisrede. Sie lässt sich als Beschreibung dessen lesen, für wen sich der Preisträger hält: für einen Sän-

ger und nicht einen Schreiber, weshalb er sich im Literaturnobelpreis nur in Teilen erkennen kann. Den er dann trotzdem angenommen hat.

## LSD statt Protestlieder

Zwar ging er in seiner Preisrede auf mehrere Bücher ein wie «Moby Dick» von Herman Melville. Und er erinnerte daran, wie sehr er sich von der Literatur hatte beeinflussen lassen. Zugleich machte er klar, dass er sich dem Vortragen mehr verpflichtet fühlt als dem Lesen und den Songs mehr als dem Buch. Weshalb die Lyrik für ihn eine mündliche Kunstform ist, wozu er auch, nicht zu Unrecht, Homers «Odyssee» zählt, mit deren Anfang er seine Rede beschliesst.

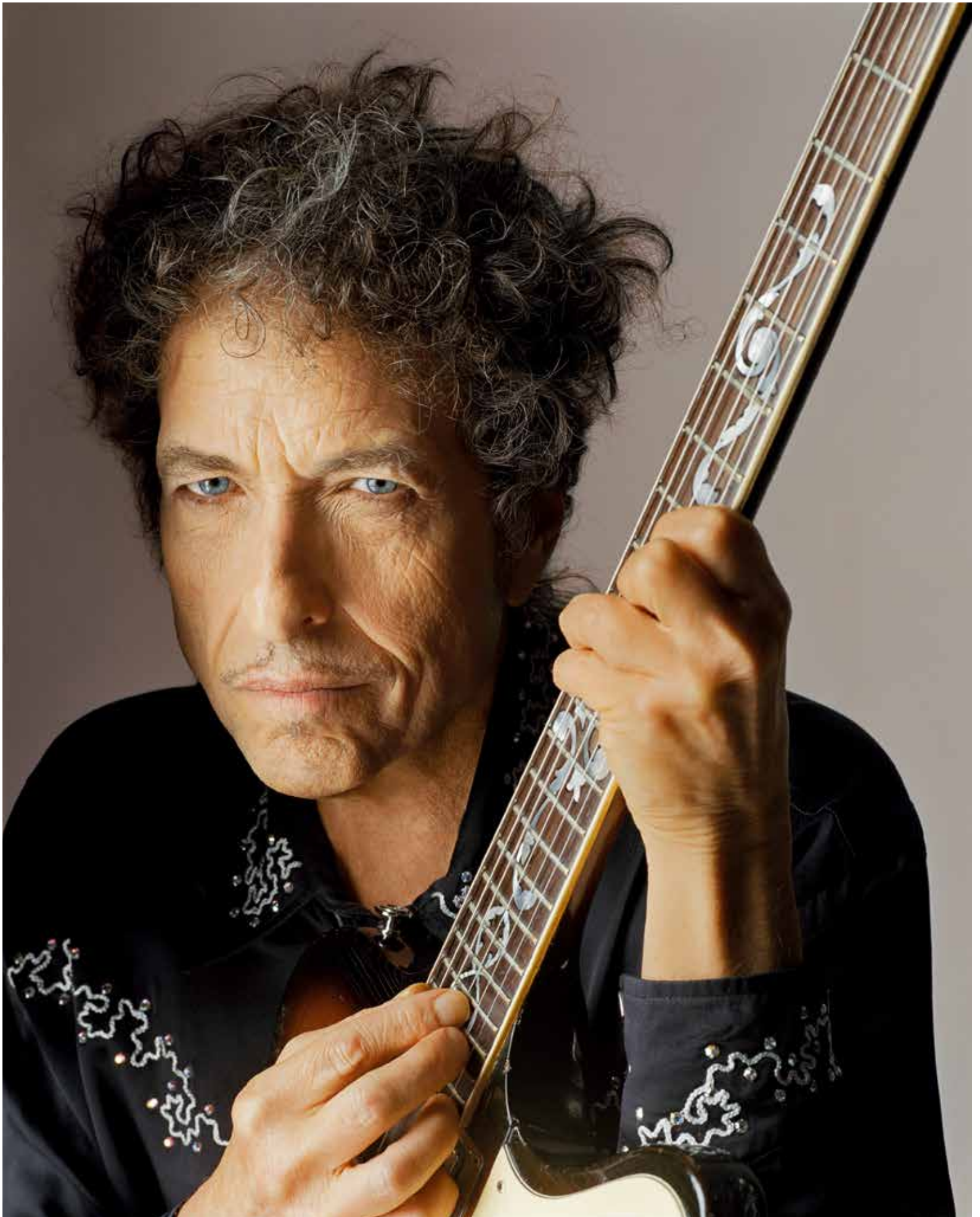
Schon 1965, während einer berühmt gewordenen Pressekonferenz in San Francisco, überraschte der damals 24-Jährige mit seiner Antwort. Dylan war von einem Kritiker gefragt worden, ob er sich als Sänger verstehe oder als Dichter. «Oh, I think of myself more as a song and dance man, you know», gab er gut gelaunt zurück. Niemand realisierte, wie ernst es ihm war: Bob Dylan, der tanzende Songschreiber. Ein Mann wie aus dem Zirkus.

Unberechenbar war er immer. Dylan hat sein ganzes Künstlerleben lang gemacht, was er wollte. Das Missfallen der anderen Musiker, die Ablehnung der Kritik und selbst den Hass der Fans interpretierte er als Bestätigung.

Da war der politische Folksänger im New York zu Zeiten der Kubakrise, den die amerikanische Linke verehrte, weil sie einen jungen Songschreiber entdeckt hatte, der ihre Hoffnungen und ihren Zorn vertonte. Aber Dylan merkte bald, dass das eine Falle war. «Folkmusik ist etwas für kahle Männer», sagte er bei einer Preisverleihung, bei der er die ganze linke Elite brüskierte; er war betrunken.

Statt weiter Protestlieder zu singen, die so schnell veralten wie die Namen der Protestierenden, liess sich Dylan auf LSD ein und glitt in sein Unbewusstes. Kohärenz langweilte ihn jetzt, dafür wurde die Assoziation sein erzählerisches Prinzip. Der Rebell mutierte zum Monteur, und seine Songs zerflossen in gleissenden





*Ein Mann wie aus dem Zirkus: Dylan im Jahr 2000.*

Weltwoche Nr. 47.22

Bild: MR Photo/Kontributor/Getty Images



## «Als würde man eine Plakette am Mount Everest anbringen»: Musikjournalist Greil Marcus, 77, über Bob Dylan

**Weltwoche:** Herr Marcus, es gibt zwei Erzählstränge in Ihren Büchern, auch in Ihrem neuen über ausgewählte Lieder von Bob Dylan: Sie sind am Song mehr interessiert als am Künstler. Und an Ihren eigenen Assoziationen dazu.

**Greil Marcus:** Was mich am meisten fasziniert an solchen Assoziationen: wenn sie die Vergangenheit vergegenwärtigen. Wenn die Vergangenheit das Leben, das wir führen, infiltriert und informiert. Das bringe ich dann mit Musik und Songs zusammen. Und wenn ich ihnen zuhöre, nehme ich die Vergangenheit lebhafter wahr als die Gegenwart.

**Weltwoche:** Dabei besteht allerdings die Gefahr, dass die Leute nicht alle Ihre Rückgriffe verstehen, weil sie die Songs nicht kennen.

**Marcus:** Mir ist stets bewusst, dass mein Bezugsrahmen nicht dem allgemeinen entspricht. Also tue ich alles Mögliche, um den Leserinnen und Lesern genug Informationen zu vermitteln, damit sie mir folgen können. Ich bemühe mich um Verständlichkeit und nutze keine ungebräuchlichen Wörter. Wenn das Geschriebene stark genug ist, gibt es den Lesern die Möglichkeit teilzunehmen.

**Weltwoche:** Nehmen wir ein Beispiel dafür, wie Sie die Geschichte freilegen, auf die ein Song verweist: Bob Dylans «Desolation Row» von 1965. Er beginnt mit der Zeile «They're selling postcards of the hanging», sie verkaufen Postkarten des Lynchmords.

**Marcus:** Die Zeile spielt auf einen furchtbaren Lynchmord an, der 1920 in Duluth geschah, Dylans Geburtsort. Drei schwarze Mitarbeiter eines Wanderzirkus waren beschuldigt worden, eine weisse Frau vergewaltigt zu haben – ohne jeden Beweis. Der Mob packte sie und erhängte sie am gleichen Telefonmast. «The circus is in town», singt Dylan in der vierten Zeile, sie spielt auf die drei ermordeten Zirkusleute an.

**Weltwoche:** Und dann machte der Mob Fotos der Gehängten.

**Marcus:** Das war ein Trend in den zehner und zwanziger Jahren, als die Leute Postkarten von Lynchmorden sammelten und austauschten. In Texas, Mississippi, Nebraska und anderswo. Die Postkarten aus Duluth waren die schrecklichsten und deshalb besonders beliebt. Man konnte sie in Souvenirläden kaufen und mit der Post verschicken. Die Postkarte einer halbnackten Frau akzeptierte die Post nicht. Aber man konnte Aufnahmen eines Lynchmords senden.

**Weltwoche:** Nun hat auch Bob Dylan ein Buch über Songs geschrieben. Es wurde uns als «Meisterklasse über die Kunst und das Handwerk des Songschreibens» angepriesen. Ich kann diese Meisterklasse im Buch nicht finden. Wie erging es Ihnen?

**Marcus:** Nun, er schreibt halt über das, worüber er schreiben will. In der Bandbreite, die er verwenden möchte. Oft sucht er dabei nach Metaphern, nach etwas für ihn Speziellem und etwas, das den Leser erleuchten würde. Wobei er manchmal gar nicht dahin gelangt. Sooft er für den Leser etwas mit Kraft wiedergibt, es zu Leben erweckt und uns dabei realisieren lässt, dass mehr in einem Song steckt, als wir dachten – so oft drehen sich auch bloss seine Räder, es passiert also nichts. Sein Buch geht in alle Richtungen und kehrt dann zu seinem Zentrum zurück. Aber was er zu sagen versucht, hat etwas Amorphes.



*Leidenschaft und Witz:* Autor Marcus.

**Weltwoche:** Also waren Sie enttäuscht.

**Marcus:** Ausgehend von seinen Memoiren «Chronicles» und wie gut diese geschrieben sind, erwartete ich etwas Fantastisches von seinem neuen Buch. Aber ich denke nicht, dass es das geworden ist. Es hat grossartige Sachen drin, aber es ermüdet auch, vor allem gegen Ende, weil Dylan sich zu häufig wiederholt. Immerhin spürt man oft, wie ein Song lebendig wird durch die Art, wie Dylan über ihn schreibt, auf eine Weise, wie er es noch nie getan hat. Das klingt aufregend, und diese Aufregung spürt man beim Lesen.

**Weltwoche:** Ein besonders schöner Eintrag von Dylan gilt dem Songschreiber Warren Zevon. Dylan, der Zevon ebenso verehrte wie dieser ihn, schreibt mit grosser Leidenschaft und Witz über den toten Kollegen.

**Marcus:** Allerdings. Warren Zevon, der 2002 an Lungenkrebs starb, war ein grosser Verlust. In gewissem Sinne hätte er noch so viel mehr tun können,

so viele weitere grossartige Songs schreiben können. Er war ein zutiefst gestörter, durch seinen Alkoholismus beeinträchtigter Mensch. Was er noch tun konnte, war, herauszugeben, was er gefunden und geschaffen hatte. Mit Analogien, die niemand sonst finden würde, und einem überwältigenden Humor. Wenn man ihn gegen Leonard Cohen antreten lässt, erweist sich Cohen als der aufgeblasene Weise, der er immer war. Wenn man Zevon mit Randy Newman vergleicht, hört man, dass Newman manchmal zu eingengt und zu vorsichtig ist, während Warren Zevon in seinen eigenen Bildern zu schweben und in seinen eigenen Melodien zu schwimmen scheint.

**Weltwoche:** Könnte man sagen, dass Dylans Buch auch eine Art Antwort auf die Verleihung des Literaturnobelpreises ist?

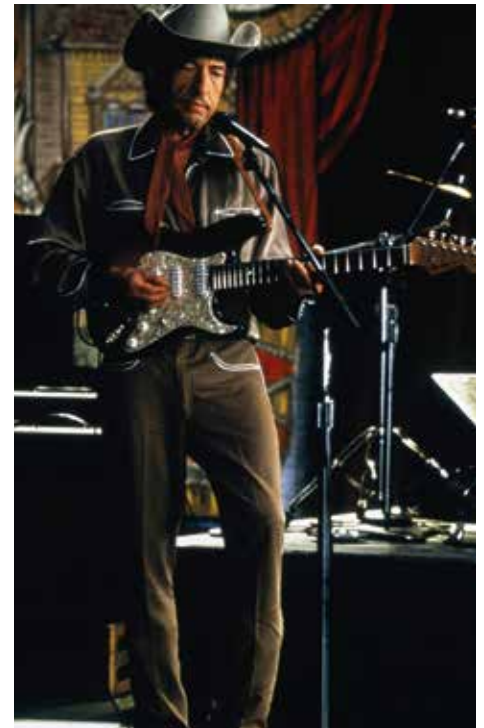
**Marcus:** Ich weiss es nicht. Leonard Cohen, so sehr ich ihn verabscheue, hat etwas Grossartiges über Dylan und den Nobelpreis gesagt. Er sagte: «Das ist so, als würde man eine Plakette am Mount Everest anbringen, auf der steht, dass er der höchste Berg sei.» Bob Dylan hat diesen Preis nicht gebraucht, und der Preis nahm keinen Einfluss auf das, was Dylan seitdem gemacht hat. Deshalb glaube ich nicht, dass er etwas zu beweisen hat. Er erhielt diese Auszeichnung auch nicht, weil er ein interessantes Buch über Lieder geschrieben hatte. Er erhielt diese Auszeichnung, weil er interessante Lieder schrieb.

**Weltwoche:** Die *L. A. Times* reagierte empört auf die Frauenfeindlichkeit in Dylans Buch.

**Marcus:** Es ist auffällig, dass nur vier Frauen in seinem Buch vorkommen. Das ist nicht richtig. Das Buch zeigt eine selbstbezogene, gehässige Frauenfeindlichkeit. Denn es gibt darin Passagen, die wirklich hässlich sind. Dylan widmet ein ganzes Kapitel dem Song «Witchy Woman» von den Eagles, der nichtsagend ist. Nur damit er die Gelegenheit hat, gegen «women's libbers» zu wettern, die Emanzen sozusagen, ein Begriff, den ich seit den siebziger Jahren nicht mehr gehört habe. Irgendwie ist er in Dylans Kopf hängen geblieben. Wenn es rassistisch wäre, was er zuweilen schreibt, und nicht einfach nur frauenfeindlich, dann hätten die Leute viel direkter darauf reagiert, denke ich. Aber keine Frage: Das ist eine echte Schwäche dieses Buches.

Interview: Jean-Martin Büttner

Eine ausführliche Version des Interviews im englischen Original findet sich auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



*Auf der Bühne spielte er Folkweisen, die nur er zu kennen schien:*  
ca. 1967 (links); als alternder Bühnenstar Jack Fate im Film «Masked and Anonymous», 2003.

Surrealisten. Dylan kombinierte Versatzstücke aus Poesie, Literatur und Musik, liess sich inspirieren von Arthur Rimbaud, Bertolt Brecht und Dylan Thomas. Bediente sich im Abfallkübel der Geschichte, inspirierte sich an den Beschwörungen der amerikanischen Beat-Poeten und der toten schwarzen Bluesmänner, durchsetzte seine Songs mit Zitaten aus Filmen, Biografien, Gedichten und der Bibel, kombiniert mit der Poesie von Strassenschildern.

### Neuerfindung als Songschreiber

In seinen halluzinatorischen Liedern begegnete er einem zerlumpten Napoleon und traf William Shakespeare in einer Allee, holte Jack the Ripper in die lokale Handelskammer, liess T. S. Eliot auf der «Titanic» mit Ezra Pound kämpfen und verkündete mit schwerbekiffter Stimme, in den Museen stünde die Unendlichkeit vor Gericht. Bob Dylan metaphorierte das moderne Leben. «So wie Elvis unsere Körper befreite», sagte Dylans Schüler Bruce Springsteen, als Dylan in die Rock'n'Roll Hall of Fame aufgenommen wurde, «so befreite Dylan unseren Geist.»

Zu seinen surrealen Liedern griff der damals 25-Jährige, zum Entsetzen der Folkdogmatiker, zur elektrischen Gitarre und brachte seine Musik zum Toben. Nachdem die Beatles 1967 «Sgt. Pepper's» aufgenommen hatten, ihre Vertonung der psychedelischen Drogen Erfahrungen, besann sich Dylan im selben Jahr auf die skelettartig arrangierten Songs von «John Wesley Harding», einem kahlen, streng moralischen Album. Als die Kollegen in den Siebzigern der Selbstgefälligkeit ihrer

Gitarrensoli verfielen, erfand sich Dylan als Songschreiber neu. Und ging mit einem ungeordneten Haufen von Musikerinnen und Musikern auf eine spontane Tournee, die er «Rolling Thunder Revue» nannte. Und bei der am Morgen oft niemand wusste, wo man am Abend spielen würde.

Die bittere Scheidung von seiner Frau Sara im Lauf der siebziger Jahre, mit der er vier Kinder hatte und die er immer wieder betrogen hatte, trieb ihn in eine Depression. Ein christliches Kreuz, das ein Fan ihm auf die Bühne zugeworfen hatte, löste eine Epiphanie aus. Und der Jude Robert Zimmerman, wie Dylan eigentlich heisst, kehrte bei einem humorlosen, fundamentalistischen Christengott ein. Womit er seine Gemeinde noch mehr schockierte als in

### *Je mehr ihn die Leute hassten, desto leidenschaftlicher gerieten seine Konzerte.*

den Sechzigern. Doch je mehr ihn die Leute hassten, desto leidenschaftlicher gerieten seine Konzerte.

Nach einer tiefen Schaffenskrise in den achtziger Jahren mit schweren Alkoholproblemen besann sich Dylan auf die Folktradition, aus der heraus er seine Karriere begonnen hatte. Er brachte zwei Alben mit Traditionals heraus, die ihn künstlerisch reanimierten. Und die ihn zu einem Alterswerk inspirierten, das 1997 mit dem Meisterwerk «Time Out of Mind» einsetzte. Dem weitere gute bis exzellente Platten folgten. Zwischendurch, auch damit überraschend,

sang Dylan mehrere Hommagen an die Crooner-Tradition und an Frank Sinatra.

Auf der Bühne spielte er Folkweisen, die nur er zu kennen schien. Dann wieder versuchte er sich als Leadgitarrist. Und nachdem er jahrelang auf der Bühne geschwiegen hatte, wenn er nicht sang, lancierte er 2006 die dreijährige «Theme Time Radio Hour», eine thematische Radioshow, bei der er Songs abspielte und kommentierte. Die Sendungen waren thematisch gruppiert. Sie handelten von Geld und dem Teufel, Trinken und Sterben, Tanzen und Essen, Schwiegermüttern und Frühjahrsputz und was es sonst noch Wichtiges im Leben gibt.

### Liebe zum Jazz

Zuvor hatte er «Chronicles: Volume One» veröffentlicht, seine musikalischen Memoiren. Erneut war niemand darauf vorbereitet, zumal der Inhalt ebenso überraschte wie die Publikation. Dass Dylan, ein exzessiv privater Mensch, nichts über sein Leben preisgeben würde, war zu erwarten. Aber dass er ein Buch veröffentlichte, in dem er seine grössten Erfolge ignorierte und stattdessen auf wenig beachtete Platten wie «New Morning» fokussierte oder auf seine Liebe zur Jazzmusik und seine Beziehung zum Produzenten Daniel Lanois, hatte niemand kommen sehen. «Like a Rolling Stone», Dylans bekanntester Song, wird in dem Buch nicht einmal erwähnt. Dennoch wurde es zu einem kritischen und kommerziellen Erfolg, war es doch elegant, atmosphärisch dicht und humorvoll geschrieben.

Und jetzt also «Die Philosophie des modernen Songs», Dylans Buch über 66 Songs, ihre



Autoren oder Interpreten, grosszügig illustriert mit Bildern aus dem amerikanischen Alltag (die Liste mit den Songs findet sich auf Spotify). Das Versprechen, einen Meisterkurs über das Songschreiben zu geben, löst er nur sehr bedingt ein. Ihn beschäftigt die Interpretation eines Songs weit mehr als das Schreiben, und das ist vielleicht die grösste Überraschung seines Buches.

Es enthält auch keine Philosophie, zudem sind die von Dylan ausgewählten 66 Lieder nicht modern. Nur zwei stammen aus der Punk-Zeit, und über Rap und Hip-Hop verliert Dylan kaum ein Wort, obwohl man weiss, dass ihn auch diese Musik interessiert. Auch ignoriert er die besten Songschreiber: Leonard Cohen und Randy Newman, Lennon/McCartney und Jagger/Richards, Cole Porter, Nick Cave und Tom Waits.

### Erzähler, nicht Kritiker

Man kann seine Auswahl als verpasste Chance bedauern, zumal irritiert, wie unerheblich die Mehrzahl der ausgewählten Lieder sind. Und selbst wenn er wichtige Künstler zitiert wie Elvis Presley, leuchtet die Wahl der Lieder nicht ein. Sie spielt insofern keine Rolle, weil Dylan schreibend bestätigt, was er einmal in viereinhalb Worte fasste: «I'm good with words.» Der Mann kann schreiben, nicht nur Songs, sondern auch über Songs. Wobei er die gewählten Lieder weniger analysiert als vielmehr inszeniert, bildhaft neu aufführt. Er tritt nicht als Kritiker der Songs auf, sondern als ihr Erzähler, und darin besteht die Meisterschaft seiner Texte. Dass in manchen seine misogyne Seite spürbar wird, nimmt man als bitteren Kollateralschaden zur Kenntnis.

Dylans Songbuch ist nicht das einzige, das eben erschienen ist. Wochen zuvor hat der Musikkritiker Greil Marcus eine Dylan-Biografie in sieben Songs veröffentlicht. Marcus ist der einzige Kritiker, den Dylan in seinen «Chronicles» namentlich nennt, und er hat schon mehrere Bücher und zahllose Artikel über Dylan veröffentlicht.

Sein neues Buch, «A Bob Dylan Biography in Seven Songs» (noch gibt es keine deutsche Übersetzung), führt die erzählerischen Prinzipien weiter, die der Kritiker seit «Mystery Train» von 1975 perfektioniert hat, einem Standardbuch des Genres: sich beim Schreiben mehr von den Songs inspirieren zu lassen als von ihren Autoren. Und den Assoziationen nachzugehen, welche diese Songs auslösen. So gesehen wendet Greil Marcus ein Prinzip an, das der Schweizer Psychiater C. G. Jung als «Amplifikation» bei der Traumdeutung

### Die Interpretation eines Songs beschäftigt ihn weit mehr als das Schreiben.

bezeichnet hatte, ein Begriff wie aus dem Rock'n'Roll. Jung meinte die Ergänzung der Träume seiner Klienten durch Elemente des kollektiven Unbewussten wie Mythen oder Symbole. Marcus geht genauso vor, wobei er die Songs, die er analysiert, mit Elementen der Geschichte anreichert oder mit anderen Songs und den Geschichten, die sie erzählen.

Und weil beide, Dylan und Marcus, den Song als *oral history* verstehen, mündliche

Geschichte, genügt Marcus eine Zeile aus «Desolation Row» für einen brillanten historischen Exkurs über die amerikanische Lynchjustiz (siehe Interview). Dann wieder bringt er ein Lied wie das späte «Ain't Talkin'» zum Leuchten oder korrigiert seine eigene Meinung und erklärt glaubhaft, warum er «Blowin' in the Wind» heute grossartig findet, das er so lange gehasst hatte, weil er es oberflächlich fand, besserwisserisch und metaphorisch harmlos.

### Der Fokus verschwimmt

Allerdings hat das Sich-Treiben-Lassen des Kritikers einen Nachteil: Man kommt sich beim Lesen manchmal abhanden, verliert den Anschluss, oder der Fokus auf das Lied, um das es gehen sollte, verschwimmt. Dass Marcus bei Dylans frühem Protestsong «The Lonesome Death of Hattie Carroll» Laurie Andersons «O Superman» einfällt, ist zwar originell und überraschend, will einem aber trotzdem nicht einleuchten. Bei solchen Passagen fällt einem der boshafte Satz der *New York Post* über Greil Marcus ein: «Everything reminds him of everything», alles erinnert ihn an alles andere.

Immerhin weiss er damit Bob Dylan auf seiner Seite.

Bob Dylan: Die Philosophie des modernen Songs. C.H. Beck. 352 S., Fr. 49.90

Greil Marcus: Folk Music. A Bob Dylan Biography in Seven Songs. Yale University Press. 273 S., Fr. 39.90



Exzessiv privater Mensch: bei der Verleihung der «Medal of Freedom» durch Barack Obama, Mai 2012; im Studio, Januar 1965.

# LITERATUR UND KUNST

Warum wurde  
die Tradition  
klassischer Musik  
verdrängt?  
Wolfgang Koydl,  
Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber



*Die Tage der Unschuld sind gezählt.*

**Pablo Picasso, Kind mit Taube, 1901** – Wohl kein anderer Vogel ist im Ansehen so abgestürzt wie die Taube. Sie flog einst hoch, nahe dem Himmel und den Göttern. Noah liess drei Tiere von seiner Arche fliegen, nachdem Gottes Zorn es vierzig Tage lang hatte regnen lassen und die Verzweiflung die Arche fast zum Sinken brachte. Zwei kamen zurück, eine trug einen Ölzweig im Schnabel. Das Wasser verebbte ebenso wie der Zorn Gottes, und kurz trugen Wellen des Friedens die Arche auf der stets wogenden See des Seins.

Die Friedenstaube scheint ihrer Flügel beraubt. Als ob sie in irgendeinem dunkeln Winkel umherhoppelt, unfähig, einen Himmel zu

erreichen und irgendwo Frieden auszumachen. Da sind nur noch Stadtauben, Milliarden wohl, sie hinterlassen ihre Spuren überall, sie tragen Krankheitserreger in sich, der Volksmund nennt sie Ratten der Lüfte. Die Taube, einst Symbol nicht nur für Frieden, sondern auch für Fruchtbarkeit und Schönheit und Weiblichkeit, ist geworden wie der Mensch; nichts Göttliches mehr begleitet ihren Flug.

Picasso erschuf sie wieder, zumindest eine Erinnerung daran, anlässlich des Weltfriedenskongresses 1949 in Paris, sie wurde zum Symbol einer Bewegung, die heute ist wie eine Taube, die ihre Flügel schlägt, aber nicht mehr fliegen kann: der Friedensbewegung.

Natürlich, die Tage der Unschuld sind schon lange gezählt, wie untergegangen in der Sintflut des Weltenlaufes, vorbei die Zeit, als der Mensch noch war, wie es heute nur noch Kinder sind. Die Idee der Taube findet sich nicht mehr in Köpfen, nur auf Bildern, losgelöst vom Narrativ des Menschen. Es gibt inzwischen fast so viele Variationen gemalter Friedenstauben, wie es seit dem Zweiten Weltkrieg Kriege gab.

So befinden wir uns gerade wie in einem Taubenschlag, dessen Tür zugeschlagen ist, wir gurren, picken, pflanzen uns fort, sitzen aufeinander, und durch eine schmale Öffnung schauen wir in den Himmel, unfähig, uns ihm zu nähern. *Michael Bahnerth*



# Geburtswehen einer Willensnation

Ein Bürgerkrieg im November 1847 einte die Schweiz, auch entlang der Sprachgrenzen. Schulter an Schulter kämpften Deutschschweizer und Romands auf beiden Seiten.

*Christophe Büchi*

---

**Joseph Jung (Hrsg.):** Einigkeit, Freiheit, Menschlichkeit. Guillaume Henri Dufour als General, Ingenieur, Kartograf und Politiker. NZZ Libro. 416 S., Fr. 48.90

---

**Rudolf Jaun:** Geschichte der Schweizer Armee. Orell Füssli. 550 S., Fr. 54.90

---

**Joachim Remak:** Bruderzwist, nicht Brudermord. Orell Füssli. 285 S.

---

**D**er Sonderbundskrieg, der am 3. November 1847 begann und schon am 29. November mit dem Sieg der liberalen Kantone über den katholisch-konservativen «Sonderbund» endete, ist kein Ruhmesblatt der Schweizer Geschichte: Immerhin forderte er rund 150 Tote und 400 Verwundete (über die endgültigen Zahlen wird gestritten). Dies stellt zwar eine eidgenössisch temperierte Opferbilanz dar; nicht umsonst hat der amerikanische Historiker Joachim Remak diesen Mini-Krieg – mit Blick auf den amerikanischen Sezessionskrieg – als «A Very Civil War» bezeichnet, als einen «sehr zivilisierten Bürgerkrieg». Aber für unser als Konkordanzdemokratie gepriesenes Land ist es doch etwas peinlich, dass auch hier der «nation building»-Prozess nicht ohne Krieg ablief.

## In ganz Europa genau beobachtet

Entsprechend stiefmütterlich wurde der Sonderbundskrieg lange auch von der Geschichtsschreibung behandelt. In Wirklichkeit verdient er mehr Beachtung. Denn erstens wurde er in ganz Europa sehr genau beobachtet und galt Liberalen und Linken – am Vorabend des grossen Revolutionsjahrs 1848 – ein bisschen wie eine Generalprobe zum grossen Aufstand. «Im Hochland fiel der erste Schuss», dichtete Ferdinand Freiligrath, der Sozialist Friedrich Engels schrieb eine ganze Abhandlung. Doch auch auf konservativer Seite verfolgte man das Geschehen. Wie der Freiburger Historiker Francis Python nachgewiesen hat, wurde unter Frankreichs Konservativen 1847 sogar Geld für den Sonderbund gesammelt. Zweitens war der Son-

derbundskrieg ein sehr besonderer Krieg mit paradoxen Auswirkungen. Zugespielt könnte man sagen: Er spaltete die Schweiz – und schweisste sie zusammen. Nicht nur machte er den Weg frei zur Gründung des Schweizer Bundesstaats, sondern er brachte auf eine gewisse Weise auch Schweizer aus verschiedenen Sprachgruppen zusammen.

Der Ursprung des Konflikts reicht weit zurück; wir erzählen im Zeitraffer-Tempo nur die letzte Phase der Vorgeschichte. In den 1830er Jahren, im Zeichen der «Regeneration», kamen die Liberalen in mehreren Kantonen an die Macht. Liberale Verfassungen wurden angenommen, die auf «revolutionären» Prinzipien wie bürgerlicher Freiheit und Volkswahlrecht beruhten. Auch wurde immer wieder die Forderung nach der Revision des «Bundesvertrags» von 1815 erhoben, der die Eidgenossenschaft am Ende der Napoleonischen Kriege als lockeren Staatenbund von 22 weitgehend souveränen Kantonen konstituiert hatte. Diese

## *Der amerikanische Historiker Joachim Remak spricht von einem «sehr zivilisierten Bürgerkrieg».*

Forderung stiess aber auf vehementen Widerstand der Konservativen und Föderalisten, vor allem in den katholischen Kantonen. Und weil die revisionsfeindlichen Stände bis in die 1840er Jahre die Mehrheit an der Tagsatzung hielten, wurde die Revision regelmässig abgelehnt.

In den 1840er Jahren wurde der Konflikt verhängnisvollerweise religiös aufgeladen. 1841 hoben die Aargauer Liberalen, die in ihrem Kanton die Regierung übernommen hatten, die Klöster auf. Dies war ein klarer Verstoss gegen den Bundesvertrag. Die Katholisch-Konservativen protestierten – und reagierten. Die konservative Luzerner Regierung berief die Jesuiten nach Luzern. Der Jesuitenorden galt im liberalen Lager als Bannerträger der katholisch-konservativen Reaktion.

Luzerner, Berner und Aargauer Liberale riefen nun zu Freischarenzügen gegen Luzern auf, von denen der zweite, angeführt vom späteren Berner Bundesrat Ulrich Ochsenbein, im März 1845 bei Malterz von Luzerner Truppen zusammengeschossen wurde: Es gab 28 Tote und 500 Gefangene. Kurz danach wurde der Führer der Luzerner Konservativen ermordet. Sieben katholisch-konservative Kantone (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis) schlossen sich hierauf in einer «Schutzvereinigung» zur Verteidigung des katholischen Glaubens und der kantonalen Souveränität zusammen. Die Liberalen prangerten diesen «Sonderbund» ihrerseits als Verstoss gegen den Bundesvertrag an.

## Revision des Bundesvertrags

Nachdem sich die Radikalen in Genf 1846 an die Macht geputzt und die Liberalen im Kanton St. Gallen im Mai 1847 die Mehrheit gewonnen hatten, verfügten die Liberal-Radikalen an der Tagsatzung über die Mehrheit von dreizehn Stimmen. Im Juli 1847 sprach sich die Tagsatzung für die Revision des Bundesvertrags, im September für die Ausweisung der Jesuiten aus.

Im Oktober 1847 entschied die Mehrheit der Tagsatzungsgesandten, die Auflösung des Sonderbunds allenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Die Sonderbundskantone waren zum Widerstand entschlossen und boten eine Armee auf, die unter den Oberbefehl des (reformierten) Bündner Offiziers Ulrich von Salis-Soglio gestellt wurde. Die Tagsatzung mobilisierte ihrerseits eine eidgenössische Armee. Zu ihrem General wurde der Genfer Konservative Guillaume Henri Dufour gewählt. Dies war eine glückliche Wahl, denn der brillante und nicht mehr junge Genfer Offizier, Ingenieur und Kartograf war entschlossen, den kommenden Krieg so schonend wie möglich zu führen.

Anfang November begannen die Kriegshandlungen. Den sieben Sonderbundskantonen stand die Armee von 13,5 Kantonen gegenüber (die Kantone Neuenburg und Appenzell Innerrhoden standen abseits; Basel-Stadt war



«Im Hochland fiel der erste Schuss»: Gefechte bei Schüpfheim und Escholzmatt, 23. November 1847.

anfangs neutral und unternahm Schlichtungsversuche, stellte jedoch nach deren Scheitern seine Truppen dem eidgenössischen Oberkommando). Die Kräfte waren ungleich: Die eidgenössische Armee bestand aus rund 100 000 Mann. Wie Rudolf Jaun im Standardwerk «Geschichte der Schweizer Armee» schreibt, war sie den 80 000 Mann des Sonderbunds auch hinsichtlich Organisation, Disziplin und Ausrüstung haushoch überlegen.

Dufours Plan bestand darin, zuerst das von reformiert-liberalen Kantonen umgebene Freiburg einzukesseln und zur Kapitulation zu zwingen, um sich danach gegen die Innerschweiz zu kehren. Konzentration der Kräfte war das Prinzip. Zwei Divisionen und eine Brigade marschierten am 3. November von Westen, Süden und Nordosten her in den Kanton Freiburg ein. Sie trafen kaum auf Widerstand. Am Abend des 12. Novembers standen die Truppen mit 25 000 Mann vor den Freiburger Stadtmauern. Dufour setzte darauf, mit dieser Demonstration der Stärke die Freiburger Behörden zur Kapitulation zu bewegen und Blutvergiessen zu vermeiden.

### Freiburg kapituliert

Das Vorhaben klappte, beinahe. Am Vormittag des 13. November schickte Dufour einen Emisär nach Freiburg und forderte die bedingungslose Kapitulation. Die Freiburger Regierung beantragte einen 24-stündigen Waffenstillstand, den Dufour genehmigte. Doch dann geschah etwas Unerwartetes. Eine Waadtländer Brigade, die nordwestlich der Stadt einen Wald

durchkämmte, kam – nachdem von der einen oder der anderen Seite ein Schuss abgegeben worden war – unter das Feuer der Freiburger Artillerie. Die früh einfallende Nacht machte dem Gefecht ein Ende. Auf dem Boden lagen sieben Tote und fünfzig Verletzte, alles

*Viele Freiburger Soldaten fühlten sich verraten. Der Bischof musste die Leute besänftigen.*

Waadtländer. Dufour und der Freiburger Oberkommandierende Philippe de Maillardoz glaubten an ein Missverständnis und hielten sich weiter an den Waffenstillstand. Am nächsten Morgen entschloss die Freiburger Regierung, welche die ganze Nacht getagt hatte, zu kapitulieren. Viele Freiburger Soldaten fühlten sich verraten, bei der Rückgabe der Waffen vor dem Zeughaus kam es zu Tumulten. Der Bischof musste die Leute besänftigen.

Die eidgenössischen Truppen marschierten hierauf in die teils menschenleere Stadt ein. Die Okkupation erfolgte weitgehend diszipliniert, doch ein Teil der Besatzer, offenbar Berner, wütete wüst in der Jesuitenkirche. Eine von den Radikalen einberufene Volksversammlung übernahm die Macht. Die Regierung trat ab.

Freiburgs Aufgabe wirkte auf die Verbündeten wie ein Schock. Dufour wandte sich jetzt gegen die Innerschweiz. Das Ziel war es, nun Luzern wie eine Boa constrictor zu umschlingen. Am 21. November kapituliert Zug, ohne einen Tagsatzungssoldaten gesehen zu

haben. Danach begann die Umfassung der Stadt Luzern. Am 23. November kam es bei Meierskappel und beim Dorf Gisikon zu Gefechten. Sie führten vor allem bei den eidgenössischen Truppen zu schmerzlichen Verlusten, doch ihr Vormarsch konnte nicht aufgehalten werden. Am Abend des 23. November standen an die 80 000 Mann vor den Toren Luzerns.

Am Tag darauf beschloss die Luzerner Regierung die bedingungslose Kapitulation. Die Luzerner Regierung und ein Teil der Sonderbunds prominenz setzten sich mit dem Schiff «Waldstätten» nach Uri ab. Kurz darauf kapitulierten auch die Urschweizer Kantone. Es blieb jetzt nur noch das völlig isolierte Wallis. Am 29. November ergab sich auch dieser Kanton, kampfflos. Der Krieg war nach 26 Tagen zu Ende.

### Einmal mehr Glück gehabt

Der liberale Sieg – wie auch die humane Kriegführung Dufours – ebnete den Weg zur Gründung des Schweizer Bundesstaates, der folgenden September Wirklichkeit wurde. Die erste

Bundesverfassung von 1848 stellte einen Kompromiss zwischen liberalen und konservativ-föderalistischen Postulaten dar. Dennoch dauerte es lange, bis die Wunden, die der Krieg dem Land geschlagen hatte, endgültig heilten. Erst mit der Abschaffung der letzten gegen die katholische Kirche gerichteten «konfessionellen Ausnahmeartikel» Ende des 20. Jahrhunderts wurde der Konflikt wirklich beendet.

Aber auf eine paradoxe Weise hat der Sonderbundkrieg die nationale Kohäsion des Landes gestärkt. Dieser Konflikt trennte nämlich die Schweiz nicht entlang der Sprachgrenzen, sondern die Konfliktlinie überkreuzte sich mit anderen – konfessionellen, ideologischen – Trennlinien (Politologen sprechen von «cross-cutting cleavages»). Denn im Sonderbundeslager befanden sich ausser der deutschsprachigen Innerschweiz auch die mehrheitlich welschen Kantone Freiburg und Wallis; auf der anderen Seite neben den deutschsprachigen und welschen Kantonen auch das italienischsprachige Tessin und das mehrsprachige Graubünden.

Die Auseinandersetzung zwischen der liberalen und der konservativen Schweiz neutralisierte einen möglichen Sprachenkonflikt: Ein Graben schüttet den anderen zu. Der Krieg schuf auch Solidaritätsbände über die Sprachgrenzen hinweg. Die Schweiz hat einmal mehr Glück gehabt.

Christophe Büchi, ehemaliger Westschweiz-Korrespondent von *Weltwoche* und *NZZ*, ist Autor des Standardwerks «Röstigraben. Das Verhältnis zwischen deutscher und welscher Schweiz» (*NZZ Libro*).





Übertriebener Beschützerinstinkt: Rehbock.

## Hommage oder Kampfansage?

Veronika Straass

Rudolf Neumaier: Das Reh. Über ein sagenhaftes Tier. Carl Hanser. 224 S., Fr. 37.90

Woran denken Sie, wenn man Sie auf Rehe anspricht? An den sprichwörtlichen Rehblick? An die Anmut ihrer Bewegungen? An diese Lebensfreude auf vier Beinen, wenn die Kitze im Frühsommer in wilden Sprüngen durch die Wiesen kobolzen? Für Rudolf Neumaier, aufgewachsen in einem Dorf im Berchtesgadener Land, gehörten Tiere seit je zum täglichen Leben, von den Katzen der Grosseltern über die Hühner und Schweine der Nachbarn bis zu den Kühen, die er auf die Weide treiben durfte. Sein Verhältnis zu ihnen allen war freundlich-sachlicher Natur.

Mit Rehen aber ist das anders. Rehe waren immer etwas Besonderes. Seit Neumaier als kleiner Junge durch das Fernglas eines Feriengastes schauen und die Rehe am Waldrand bestaunen durfte, hat ihn die Begeisterung für sie nicht losgelassen. Nach einem Studium der Germanistik und einer Promotion in Geschichte hatte Neumaier im Journalismus seine berufliche Heimat gefunden. Natur-

themen allerdings kamen ihm im Feuilleton zu kurz. Welches Thema wäre geeigneter als die Rehe seiner Kindheit? Er machte sich auf die Suche und spürte dem Reh akribisch nach, in Kunst, Kultur und Literatur, in Film, Geschichte und Heraldik. Im reifen Alter von 47 Jahren legte der Autor sogar die Jägerprüfung ab, um sein Wissen über das faszinierende Tier zu erweitern.

### «Lästig wie eine Zecke»

Neumaier versteht es, Stimmungen zu vermitteln und dem Leser seine Augen und Ohren zu leihen. Besonders eindrucksvoll lesen sich seine Rehbeobachtungen vom Hochsitz aus. «Die Fortbewegung des Rehs aber ist ein Gleiten mit unregelmässigem Bodenkontakt. Füchse schnüren, Hasen hoppeln, Rehe ziehen. Bei ihnen ist jeder Bodenkontakt nur ein dezentes und grosszügiges Zugeständnis an die Schwerkraft.»

«Rehe machen glücklich», schreibt Neumaier, «man braucht nur den richtigen Platz und das richtige Fernglas, um sie zu sehen.» Doch «als ich mitbekam, wie perfide sie verfolgt werden, sind in den Herz- und Hirnregionen, die meinen Beschützerinstinkt beherbergen, infernalische Sirenen losgegangen». Leider.

Denn im zweiten Teil des Buchs, wo es um Jagdpolitik, Naturschutz und Forstwirtschaft geht, meldet sich allzu oft dieser Beschützer-

instinkt zu Wort. Der Tonfall wird unsachlich, oft polemisch, der Leser wird mit Widersprüchlichkeiten verwirrt und mit Interna aus der Jäger- und Waldbauernszene konfrontiert, die er so genau wohl gar nicht wissen wollte. Da werden Forstwirte, die naturgemäss die Wildschäden an ihren Jungbäumen im Blick behalten müssen, als «Forstökonom» betitelt, «die mit Holz Geld verdienen» und «propagieren, dass ihre Pflanzen nur durch das

### *Die Fortbewegung des Rehs ist ein Gleiten mit unregelmässigem Bodenkontakt.*

Abknallen von Rehen geschützt werden können». Da wird Forstleuten unterstellt, dass sie «Rehe als Ungeziefer betrachten» und «wahllos drauflosballern». Ihnen sei «Bambi so lästig wie eine Zecke».

Worum geht es dem Autor eigentlich? Soll hier die Verwerflichkeit der Jagd kommuniziert werden? Wohl kaum, denn Neumaier selbst erlegt bisweilen Rehe – mit einer gewissen Überwindung und der gebührenden Achtung vor dem Tier. Doch was unterscheidet ihn von einem Jäger, der sich – ebenfalls nach allen Regeln der Waidgerechtigkeit – darum bemüht, die Anzahl an Rehen zu erlegen, die er jedes Jahr laut Abschussplan erlegen muss? (Der Abschussplan hat zum Ziel, die Wildbestände in einem für die Forstwirtschaft tragbaren Rahmen zu halten.) Ist dieser Kollege dann schon ein «Jagdscheininhaber mit Schädlingsbekämpfungsmission»? Ein «Bambi-Killer», wie Neumaier diese Kollegen tituliert?

«Die Rehpopulation ist in den letzten vierzig Jahren empfindlich abgeknallt worden», klagt Neumaier und suggeriert mehrfach, dass Rehe immer seltener würden. Tatsächlich gab es noch nie so viele Rehe wie heute. Die Deutsche Wildtierstiftung schätzt den Bestand im Bundesgebiet auf zweieinhalb Millionen, Tendenz steigend. Selbst ein Pessimist würde nicht den Untergang dieser Tierart prophezeien.

### Wald hinter Gittern?

Was tun, wenn zweieinhalb Millionen Rehe auf Futtersuche gehen? Mit Gras von der Wiese sind Rehe nicht satt zu bekommen. Sie brauchen nun mal hochwertige Nahrung, Kräuter, Schösslinge und junge Knospen – darunter auch Knospen, die nicht für sie gedacht sind. Mit schärferer Bejagung allein ist das Problem in der Tat nicht in den Griff zu bekommen. Aber wie dann? Nur mit Wildschutzzäunen, wie es Neumaier wieder und wieder anmahnt? Will er einen Wald quasi hinter Gittern?

Dieses Buch will eine Hommage an ein sagenhaftes Tier sein. Leider liest es sich in weiten Teilen eher wie eine Kampfansage an die Forstwirtschaft. Schade!

# Rund um die Uhr bewacht

Peter Bollag

Ahmad Mansour: Operation Allah – Wie der politische Islam unsere Demokratie unterwandern will. S. Fischer. 176 S., Fr. 32.90

Ahmad Mansour ist heute zumindest im deutschsprachigen Raum so eine Art Kronzeuge, wenn es darum geht, die Gefahren aufzuzeigen, die vom politischen Islam und den Islamisten in Europa ausgehen können.

Der 46-jährige Mansour wuchs in Nordisrael in einer arabisch-muslimischen Familie auf, die sich zwar ausdrücklich zur Religion bekannt habe, aber nie besonders religiös gewesen sei. Sein Vater, so schreibt Mansour, habe weder im Ramadan gefastet, noch sei er in die Moschee gegangen. Über Imame als religiöse Respektspersonen habe er sich ebenso lustig gemacht wie über Frauen mit Kopftuch. Doch wer als Leser seines neuen Buchs allenfalls Sympathien für Vater Mansour zu entwickeln beginnt, den bremst der Sohn gleich aus: Sein Vater sei trotzdem ein «arabischer Nationalist und Antisemit» gewesen.

## Demokratie untergraben

Ahmad Mansour wächst im gleichen Hass auf Israel und die Juden auf, erkennt aber, dass diese Haltung ihn in eine Sackgasse führt. Da lebt er allerdings bereits in Deutschland, studiert Psychologie und bewegt sich in einem ganz anderen Umfeld als noch in Israel. Gleichzeitig sieht er, wie der politische Islam in seiner neuen Heimat, aber auch in anderen westlichen Demokratien arbeitet.

Diese Bewegung, zu denen Mansour die Muslimbrüder ebenso zählt wie die türkische Ditib oder die Hamas in Gaza, versuche, «die Demokratie mit Mitteln zu untergraben, die

*Eine gewisse Linke sei für den politischen Islam in ihrer Naivität ein «Geschenk».*

harmlos, unauffällig und oftmals auch liberal, solidarisch und partizipativ erscheinen».

Mansour bringt das Beispiel eines türkischen Freundes, den er Malik nennt und der ihn an seine eigene Erfahrung gemahnt habe: Dieser Malik, in den siebziger Jahren im Ruhrgebiet aufgewachsen, findet nach langem Suchen seine Erfüllung in einer Moschee mit einem extremistischen Imam. Der kann ihn mit Parolen wie «In hundert Jahren wird Deutschland islamisch sein» begeistern. Erst als Malik erkennt, dass Mitglieder einer noch radikaleren Organisation, der er sich inzwischen an-

geschlossen hat, Geld für persönliche Zwecke veruntreuen, kommt er zur Einsicht.

Der Westen, so glaubt Mansour, der vor vier Jahren eine Initiative «für Demokratieförderung und Extremismusprävention» gegründet hat, habe diesem politischen Islam zu wenig entgegenzusetzen. In diesem Zusammenhang kritisiert er auch eine gewisse Linke, die für den politischen Islam in ihrer Naivität ein «Geschenk» sei. Mit der gleichen Verve grenzt sich Mansour aber auch von der AfD ab, die nur «Panik machen und Hass verbreiten» wolle, aber für das komplexe Problem keine Lösungen parat habe.

## Morddrohungen

Die wiederum bietet Mansour an, auch wenn sie für den nichtinformierten Leser teilweise schwer nachvollziehbar sind: So sieht er eine Lösung in einer verstärkten «Säkularisierung», ohne genauer auszuführen, was er damit meint.

Dennoch: Mit seinen pointierten Meinungen ist Ahmad Mansour heute ein Rufer in der Wüste. Dass er dafür wegen Morddrohungen rund um die Uhr bewacht werden muss, gehört zur wenig schönen deutschen Realität des Jahres 2022.

# Wohltuend unkorrekt

Stefan Millius

Claude Cueni: Dirty Talking. Thriller. Edition Königstuhl. 256 S., Fr. 27.90

Es sei der erste «anti-woke Roman der Schweiz», sagt der Autor Claude Cueni über seinen neuesten Thriller. Daran lässt er von Beginn an keinen Zweifel. Dort liefert ein unbekannter Erzähler eine Ode an das Fluchen, eine Absage an diplomatische Höflichkeit und beschönigende Beschreibungen. Eine perfekte Grundlage für das, was danach kommt.

«Dirty Talking» ist die Geschichte von Bobby Wilson aus Basel, gezeugt und aufgezogen von Alt-Hippies, die selbst im hohen Alter nicht aus ihrer Haut können. Er ist die Sorte ewiger Verlierer, die man gleich ins Herz schliesst. Der Halbtags-Journalist träumt von einer Karriere als Comedian. In dieser Rolle erleben wir ihn mehrfach, weil er seine Einkommensquellen verliert und sich ein Kleintheater seiner erbarmt.

Die Einschübe von der Bühne sind lustvolle Publikumsbeschimpfungen, prallgefüllt mit all dem, was man heute «nicht mehr sagen darf». Der Autor lässt seinen Helden über Blondinen herziehen, von «Indianern» sprechen oder einen Ausflug in die Religion wagen. «Okay, okay, was sagte der liebe Gott, als er Eva schuf: «Hirn ist alle, jetzt gibt's Titten!»»

Das Publikum schwankt zwischen Empörung und Faszination. Nach dem ersten Lachimpuls kommt die Frage: Darf ich denn?

Eher als ein klassischer Thriller ist der Roman ein abgedrehter Roadtrip, auch wenn sich die Story grösstenteils in der Stadt Basel abspielt. Der kleine Schauplatz ist Bobby Wilsons Welt, seine einzige Konstante. Er braucht Geld und konstruiert selbst aus dem flüchtigsten Zufall eine scheinbare Verdienstmöglichkeit. Weil er weder mit einem kriminellen noch wenigstens mit einem unternehmerischen Gen gesegnet ist, geht das meistens schief. Mehr noch, er ruft damit Leute auf den Plan, die nicht besonders viel Skrupel haben und ihm auf den Fersen sind. Mit jedem Schritt reitet sich Wilson noch tiefer ins Elend – oder in die Scheisse, um in der Sprache des Romans zu bleiben.

## Wellness auf Papier

«Dirty Talking» lebt von den Figuren, die Wilsons Wege kreuzen. Da tummeln sich unter anderem der Bischof von Basel, dessen zwei gewaltbereite mexikanische Handlanger, ein Ex-Fussballprofi, der heute Occasionsfahrzeuge verkauft, eine vorbestrafte Tankstellenverkäuferin, ein betagter Nachbar mit einem wertvollen Gemälde und ein schmieriger Anwalt mit politischen Ambitionen. Es ist spürbar, wie viel Spass es dem Autor gemacht hat, immer haarscharf an der Überzeichnung vorbei Charaktere zu zeichnen, welche die Story in eine neue Richtung lenken.

Bobby Wilson ist der festen Überzeugung, bald aus eigener Kraft aus der Misere herauszufinden. Er passt seine Pläne laufend der Situation an, ohne wirklich einen Plan zu haben. Aber wir werden nicht mühsam durch seine inneren Zweifel gepeitscht oder mit bedeutungsschweren Monologen eines Versagers gequält. Es ist eine rasante Erzählung mit Dialogen, wie sie wirklich geführt werden und die nicht zuerst auf ihre politische Korrektheit geprüft wurden. «Dirty Talking» ist eine Art Wellness auf Papier. Eine Heilkur für alle, die es satt haben, bei jedem Gespräch wie auf Eiern zu laufen, weil heute so viel Fettnäpfchen warten.



„Gott sei Dank! Sie hat einen Fernseher.“



# Blick durchs Schlüsselloch

Cora Stephan

Ingeborg Bachmann, Max Frisch:

Wir haben es nicht gut gemacht. Der Briefwechsel. Piper und Suhrkamp. 1038 S., Fr. 52.90

Trigger-Warnung: Dieses Buch ist nicht für jeden geeignet.

Nicht für Menschen, die sich von einem Konvolut von 1038 Seiten regelrecht erschlagen fühlen. Nicht für jene, die über genug Schamgefühl verfügen, um nicht durchs Schlüsselloch spähen zu wollen und es deshalb unanständig zu finden, derlei Intimes wie den Briefwechsel unglücklich Liebender zu veröffentlichen. Nicht für heutige unglücklich Liebende, das Buch vervielfacht ihren Schmerz.

Die weniger Schamvollen dürften ihre Freude haben an der unendlich peniblen Dokumentation der Herausgeber. Alle, die Bücher gern daraufhin lesen, was sie darin über die Autoren erfahren, werden ihre Aha-Erlebnisse haben: Beide, Frisch wie Bachmann, haben vom Leben abgeschrieben, haben sich und ihre Beziehung «verarbeitet», waren Material für den anderen. Wer wüsste das nicht besser als Ingeborg Bachmann, die zu Beginn der Beziehung mit Max Frisch im «Stiller» gelesen hat, «auf der Suche nach Dir, auf einer unerlaubten, aber mit genug Verstand fürs Verwandelte natürlich».

Als gute Detektive haben die Herausgeber diese Bezüge fein herausgearbeitet, nun kann man «Mein Name sei Gantenbein» ganz anders lesen. Wenn man will. Dass Ingeborg Bachmann sich am Ende der Beziehung in diesem Buch abgebildet und benutzt fühlte, ist nachgeschoben. Sie hat das Buch lobend und zustimmend begleitet – sie hatte ja genug «Verstand fürs Verwandelte». Und ist das Buch nicht eher eine Hommage auf eine «faszinierende, unberechen-

*Alle Schriftsteller verleiben ihrem Tun alles Lebendige ein und zermahlen es zu Buchstaben.*

bare, unendlich wandlungsfähige, rätselhafte Frau» denn eine «brutale Indiskretion eines unsensiblen Chauvinisten» (Renate Langer, eine Mitherausgeberin des Briefbandes)? Doch der Bachmann-Mythos will sie als Opfer sehen.

Alle Schriftsteller verleiben ihrem Tun alles Lebendige ein und zermahlen es zu Buchstaben und Wörtern, ohne Rücksicht auf die Gefühle anderer. Vor allem sind sie, was das Zusammenleben betrifft, unerträglich. Auch ein Grund, warum sich die beiden immer wieder aus dem Weg gehen, auf der Flucht vor dem Normalen, dem «Ovomaltineleben». Er schreibt aus Paris,

sie aus Neapel. «Von 22 Wochen 14 getrennt», beklagt Frisch. Man kann das natürlich einen Glücksfall nennen: Ohne die wochen-, monatelangen Trennungen gäbe es weniger Briefe. Manche hat Max Frisch für sich abgeschrieben – mein erster Verdacht: Er denkt an den Nachruhm. Doch die Erklärung ist banaler: Man kann doch das, was einem in einer privaten Korrespondenz in die Tastatur gefallen ist, wiederverwerten! Ja, so sind sie.

## Nichts für empfindliche Gemüter

Denn auch das muss man über Schriftsteller wissen: Ihre Arbeit geht ihnen über alles. Und wer schreibt, ist für nichts anderes auf der Welt zu haben. Allein das erzeugt Distanz. Schlimmer noch, wenn sich die Präsenz des anderen geräuschvoll zeigt. Hans Werner Henze kolportiert boshaft, Frisch habe sofort aufhören müssen, wenn er ihre Schreibmaschine klappern hörte – er wusste, dass dort «Qualität in Arbeit war, Überlegenheit». Wenn die Bachmann den Max tippen hörte, ging sie ins Café oder zum Coiffeur, wo sie stundenlang Illustrierte las. Dass den beiden das Zusammensein für einige Monate gelingt, gleicht einem Wunder.

Die unstete Bachmann sucht wieder und wieder nach dem Ort, an dem sie arbeiten kann. Doch man mag bezweifeln, dass sie ein Talent fürs normale Leben hatte. Max Frisch benennt das Problem, das für die meisten Schriftstellerpaare gelten dürfte: Es ist schwierig, wenn Wohnung und Arbeitsplatz eins sind, wenn

man sich nicht trennen kann, um sich wieder zu treffen.

Das Ende der Beziehung ist grausam, die Lektüre ist nichts für empfindliche Gemüter. Vielleicht will man das alles gar nicht wissen. Ein Unglücklicher traf auf eine Unglückliche, nicht: Ein «Normalitätsterrorist» knechtete eine Geniale, die doch nur «etwas Kompromissloses mit Mann und Haus und Kind» gewollt habe. Wollte sie das wirklich? Auf seine Heiratsanträge reagierte sie nicht. Max Frisch knechtete nicht, sondern kniete vor ihr nieder, der Überlegenen. In einem seiner Briefe bescheinigt er sich selbst eine «in ihrer Visionslosigkeit stets auf irgendeine moralische Rückversicherung gestützte Schriftstellerei».

Dank der Frauenbewegung hat Bachmanns Selbststilisierung überlebt: Sie sei das Opfer eines «Tyranen», eines «Schweizer Krachers» gewesen. Das Buch beendet den Mythos und manche Spekulation. Nein, Ingeborg Bachmann trieb nicht nach der Trennung ab, also auch kein gemeinsames Kind. Und sie starb nicht an Brandverletzungen, die sie sich im September 1973 in Rom zuzog, als sie mit einer brennenden Zigarette in der Hand eingeschlafen war. Die zutiefst unglückliche Frau starb an ihrer Abhängigkeit von Beruhigungsmitteln – an Entzugserscheinungen, im Krankenhaus, wo man von ihrem Barbituratmissbrauch nichts wusste.

In diesem Drama gab es keine Sieger, natürlich nicht. Aber das Buch befreit Max Frisch vom allfälligen Verdacht. Seine Briefe sind sensibel, selbstkritisch und berührend.



Zwei Unglückliche: Frisch und Bachmann in Rom.

## Schweizer Klassiker

# Politik im Internat

Christoph Mörgeli

**Werner Johannes Guggenheim:** Erziehung zum Menschen. Schauspiel in 5 Akten. Volksverlag (1944). 120 S.

Eine Sitzung reichte nicht. Mehrmals beriet die engere Leitung der Schweizerischen Landesausstellung von 1939 in Zürich, ob man ein zeitkritisches Schauspiel des St. Galler Dramatikers Werner Johannes Guggenheim aufführen dürfe. Das Stück bedeutete nämlich eine offene Anklage an den Antisemitismus und Nationalsozialismus – und es stand zu befürchten, dass deutsche «Landi»-Besucher daran Anstoss nehmen könnten. Es war ausgerechnet der SP-Stadtpräsident Emil Klöti, der sich mit seiner Ablehnung des Schauspiels durchsetzte. Anderer Ansicht war der spätere BGB/SVP-Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen, der in Guggenheims Drama «eine durchaus vornehme Grundhaltung mit schweizerischem Standpunkt» sah. Auch der freisinnige Ausstellungsdirektor Armin Meili hätte eine Aufführung befürwortet.

Das Erinnerungswerk der Landesausstellung verschwieg 1940 nicht, dass auf dem Spielplan ein «ernstes Zeitstück» gefehlt habe, «das mutig in die Gegenwart hineingreift und wertend zu ihren Problemen Stellung nimmt». Ein solches Drama sei mit Werner Johannes Guggenheims «Erziehung zum Menschen» vorhanden gewesen. Obschon sich das Schauspiel auf hoher geistiger Ebene bewege, sei die Aufführung von den zuständigen Instanzen der «Landi» nicht gestattet worden: «Die Mehrheit war der Ansicht, dass die Festlichkeit der Landesausstellung durch die Diskussion politischer Probleme nicht zu stören sei.»

Nach dieser Abfuhr hatte in den Kriegsjahren kein Schweizer Theater den Mut, das Stück von Guggenheim aufzuführen. Erst als das Schicksal von Nazi-Deutschland im Oktober 1944 auf den Kriegsschauplätzen besiegelt war, traute sich das Stadttheater St. Gallen an die Uraufführung. Im Februar 1945 brachte auch das Theater am Neumarkt in Zürich die «Erziehung zum Menschen» auf die Bühne. Dabei gehört das 1938 geschriebene, zeitkritische Werk zu den frühesten, die die verheerenden Auswirkungen der braunen Ideologie thematisierten.

### Menschlichkeit hat gesiegt

Was den Inhalt betrifft, so beobachtet der Leiter und Inhaber eines Schweizer Knabeninternats in diesem Fünfakter mit Sorge, wie politische und rassistische Zwietracht seine internationale Schülerschaft auseinanderreibt. Der Schuldirektor versucht unermüd-

lich zu vermitteln und auszugleichen, doch ein junger, adliger Nationalsozialist verfolgt zwei jüdische Mitschüler mit seinem Hass. Politisch verblindet, denunziert er seinen eigenen, monarchistisch gesinnten Vater bei den deutschen Behörden. Als er von dessen Verhaftung hört, will der junge Deutsche seinem Leben ein Ende setzen. Doch er erfährt, dass sein jüdischer Zimmergenosse den verheerenden Rapport zurückgehalten hat. Die beiden Schüler und früheren Widersacher liegen sich in den Armen, der Friede am Internat ist wiederhergestellt. Menschlichkeit hat über Rassismus und Judenfeindlichkeit gesiegt.

Der Autor Werner Johannes Guggenheim entstammte einer jüdischen Textilfabrikantenfamilie, war aber gläubiger Protestant. Sein Stück «Bomber für Japan» von 1938 setzte sich kritisch mit den Schweizer Waffen-

*Es stand zu befürchten, dass deutsche «Landi»-Besucher am Stück Anstoss nehmen könnten.*

lieferungen an Diktaturen auseinander. Der langjährige Präsident der Gesellschaft Schweizerischer Dramatiker war eines der grossen einheimischen Talente. Dennoch erhielt Guggenheim, der schon mit fünfzig verstarb, zeitlebens keine existenzsichernde Anstellung an einem Schweizer Theater. Er sah sich gezwungen, seine sechsköpfige Familie als Übersetzer und freier Schriftsteller im damals noch billigeren Tessin über Wasser zu halten. Dabei war ihm seine einfallsreiche Ehefrau, die Schriftstellerin Ursula von Wiese, eine grosse Hilfe.



## Die Bibel Leben schützen

*Du sollst nicht töten* (das sechste Gebot, Exodus 20, 13). – Das Tötungsverbot gehört zum Fundament jeder friedliebenden Gemeinschaft. Da erhebt sich die Frage, was gegen einen gewalttätigen Angreifer zu tun sei. Blickt man etwas breiter in die Bibel, so findet man Ausnahmen vom Tötungstabu: Im Alten Testament wird für manche Verbrechen oder Vergehen die Todesstrafe angedroht. Petrus verhörte zwei Gemeindeglieder der Urgemeinde dermassen streng, dass sie tot umfielen (Apostelgeschichte 5). Paulus gesteht der Obrigkeit zu, dass sie zum Wohl der Menschen bewaffnet sei und nötigenfalls von der Waffe Gebrauch mache (Brief an die Römer 13). Auch die Abwehr eines militärischen Angreifers kann eine solche Ultima Ratio sein. Das Gebot heisst ja wörtlich «Du sollst nicht morden».

Im Ukraine-Krieg deutet vieles darauf hin, dass russische Truppen Terror, Verschleppungen und Morde an Zivilpersonen begehen. Der Kreml hat sogar entsprechende Absichtserklärungen publiziert. Jeder normal empfindende Mensch muss darüber entsetzt sein. Das Entsetzen ist jedoch – wie die Angst – kein guter Ratgeber für die Politik. Die heftigen Reaktionen der westlichen Politiker wurzeln hauptsächlich im Schrecken über ihre eigenen Fehlleistungen. Vor Putins krimineller Energie wird seit zwanzig Jahren gewarnt. Gegen die Kopfflosigkeit verfügt die Schweiz über ein bewährtes Mittel: die Neutralität. Sie ist kein Gefühl des Individuums, wohl aber ein rationales Prinzip. Ein Kleinstaat kann nicht Weltpolitik betreiben. Er kann jedoch die Rechte und Pflichten der Neutralität auf sich nehmen, sich selber schützen und sich für den Frieden nützlich machen. Die Zurückhaltung enthält das Eingeständnis, dass sich die Geschichte oftmals dem menschlichen Gestaltungswillen entzieht. Das ist anspruchsvoller als der gedankenlose Tatendrang.

Peter Ruch



# Raub der Klassik

Warum scheint es nach Mahler, Puccini und Strauss keine Tradition klassischer Musik mehr zu geben? Sie wurde eliminiert, sagt Musikologe John Mauceri.

Wolfgang Koydl

John Mauceri: *The War on Music. Reclaiming the Twentieth Century.* Yale University Press. 232 S., Fr. 41.90

Jeder Konzertbesucher war in dieser Situation: Das Programm beginnt mit einem leichten Mozart oder Mendelssohn und endet mit einer grossen Mahler-Symphonie oder einem Violinkonzert von Brahms oder Tschaikowsky. Rundum ein Genuss, wäre da nicht das Stück, das unmittelbar nach der Pause zur Aufführung gelangt: irgendetwas Unhörbares, Dissonantes von einem Zwölftöner oder seriellen Musiker – Nono, Stockhausen, Boulez.

Ein Entkommen gibt es nicht, es sei denn, man wäre schon in der Pause gegangen – und hätte auf den Höhepunkt des Konzerts verzichtet. Die Programmgestaltung ist natürlich genau so geplant. Da atonale Musik noch nie ein breites Publikum begeistert hat, muss man sie den Leuten zwangsweise nahebringen. Vielleicht schlägt sie ja doch mal ein.

Das tut sie nicht, sonst würde man sich an sie erinnern. «Es wäre schwierig, eine Liste unbestrittener Meisterwerke von Symphonien und Opern zu erstellen, die zwischen 1960 und 2000 komponiert wurden», sagt denn auch John Mauceri. All die von der Kritik hochgelobten, aber vom Publikum abgelehnten Werke – sie sind im besten Fall vergessen. Die meisten blieben ohnehin unbekannt.



Als Mauceri in den sechziger Jahren an der Yale University studierte, «da durften wir gar nichts anderes, als atonal zu komponieren» – so mächtig war der erzwungene Konsens. Was es nicht gab, ja nicht geben durfte – auch nicht in den Repertoires der Orchester –, waren Werke in der klassischen Tradition. Sie schien wie abgeschnitten mit Puccinis letzten Opern und Strawinskys Balletten. Und doch gab es diese Komponisten: Paul Hindemith, Erich Wolfgang Korngold, Kurt Weill, Ottorino Respighi, Ermanno Wolf-Ferrari, Ralph Vaughan Williams. «Doch nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sie aus den Repertoires zielstrebig verbannt und dem Vergessen anheimgegeben», sagt Mauceri.

Der 77-jährige New Yorker ist einer der angesehensten Musikologen unserer Zeit. Er hat die besten Orchester dirigiert, an den besten Opernhäusern gewirkt, fast zwei Jahrzehnte lang mit Leonard Bernstein zusammengearbeitet und von Grammy über Tony und Olivier bis zum Emmy so ziemlich alles an Preisen eingeheimst, die es für einen Musiker zu gewinnen gibt.

## Beschmutzte Musik

Warum aber wurde die Tradition klassischer Musik so bewusst verdrängt? Schuld waren, wie Mauceri nachweist, Europas drei Despoten des 20. Jahrhunderts: Hitler, Mussolini und Stalin – und zwar gerade, weil sie die klassische, tonale Musik förderten. Wer nicht flüchtete, folgte so, ob er wollte oder nicht, dem jeweiligen Regime: Richard Strauss leitete die Reichsmusikkammer und komponierte die Eröffnungsmusik der Olympischen Spiele von Berlin. Sergei Prokofjew und Dmitri Schostakowitsch wandelten im Stalinismus auf «einem schmalen Grad zwischen Anerkennung und Vernichtung». Und Italiens grosse Opernkomponisten waren mehr oder minder eng mit dem faschistischen System verbunden. «Es war Giacomo Puccinis grosses Glück, dass er starb, bevor der Duce sein totalitäres Regime errichten konnte», meint Mauceri.

Die Folge: Nach dem Krieg galt diese Musik als beschmutzt. Auch für Amerikaner: «Wenn



Verdächtige Harmonien:

ein deutscher Komponist beweisen konnte, dass er im Krieg atonale Musik schrieb, dann war dies ein zusätzlicher Beweis für seine Anti-Nazi-Haltung», sagt Mauceri. Auch in Italien – angeführt von Luigi Nono und dem jungen Claudio Abbado – war harmonische Musik gleichbedeutend mit dem Faschismus. Zwölftonmusik hingegen gefiel Kritikern und Politikern, «weil sie so klang wie die Musik, die Hitler, Stalin und Mussolini hassten». Carl Orffs «Carmina Burana» wurden zwar aufgeführt, doch mit gerümpfter Nase. Aram Chatschaturjans «Gajaneh» wurde als Kitsch verunglimpft.

Mit allen Mitteln sollten die Zwölftöner durchgedrückt werden. Konzerte zeitgenössischer Musik enthielten kein einziges tonales Werk. «Schönheit in der Musik war unangemessen und banal», erinnert sich Mauceri. Der Philosoph Theodor W. Adorno entdeckte mehr Freude in der Dissonanz als in Harmonien und verstieg sich zu der Behauptung, dass populäre Musik grundsätzlich nicht «wertvoll» sein könne.

Avantgarde-Musik sollte verabreicht werden wie eine bittere Medizin: scheusslich, aber gut. Die Argumente, mit denen das widerstrebende Publikum gewonnen werden sollte, wurden immer absonderlicher. Eines hatte sicherlich





Berliner Staatskapelle mit Daniel Barenboim.

den gegenteiligen Effekt: der Vorwurf, dass die Masse der Musikfreunde zu dumm sei für diese Musik. Das zweite Argument, dass Komponisten immer ihrer Zeit voraus gewesen seien, war schlicht falsch. Wäre das der Fall gewesen, hätten Bach, Mozart, Beethoven und Wagner einem anderen Broterwerb nachgehen müssen.

Doch was war mit den Komponisten, die von Hitler, Stalin und Mussolini vertrieben wurden? Die meisten gingen in die USA, wo sie tonale Werke komponierten und junge amerikanische Musiker ausbildeten und förderten. Hindemith lehrte in Yale unter anderem Mitch Leigh, der das Musical «Man of La Mancha» schrieb. Schönberg war George Gershwins letzter Mentor, Bernstein studierte bei Bruno Walter, Mahlers Assistenten; Strawinsky war Amerikas grosser russischer Komponist, und der Italiener Mario Castelnuovo-Tedesco unterrichtete André Previn, Henry Mancini, den Filmkomponisten John Williams und Nelson Riddle, Frank Sinatras genialen Arrangeur.

Hätte man nicht mit diesen in den USA erfolgreichen Emigranten an die grosse, alte Tradition anknüpfen können? Schliesslich hatten, so Mauceri, «vier der berühmtesten, vermutlich grössten lebenden (deutschen und österreichischen) Komponisten» in Amerika über-

lebt – Schönberg, Korngold, Hindemith und Weill. Doch statt sie willkommen zu heissen in den Repertoires der Opernhäuser und Orchester, entfernten die Europäer «das noch schlagende Herz ihres musikalischen Erbes aus ihren Konzertsälen». Es war, als wolle man sich mit den Folgen der Vertreibung nicht auseinandersetzen, als hielten die Emigranten ihren Lands-

### *Avantgarde-Musik sollte verabreicht werden wie eine bittere Medizin: scheusslich, aber gut.*

leuten einen Spiegel vor, in dem sich diese nicht sehen wollten. Ähnliche Erfahrungen machten auch Literaten wie Bert Brecht oder Thomas Mann nach ihrer Rückkehr.

Für die Kritiker kam es wie gerufen, dass viele Emigranten in den USA für den Broadway und für Hollywood geschrieben hatten. Mit anderen Worten, so der dünnhäutige Vorwurf: Sie hatten sich an den Kommerz, den schnöden Mammon, verkauft. Billige Unterhaltungsware abgeliefert. Als ob Franz Haydn vom Fürsten Esterházy nicht entlohnt worden wäre. Als ob Mozart nicht mit Schikaneder zusammengespannt hätte.

Max Steiner war der erste Emigrant, der 1932 von Hollywood-Produzent David Selznick beauftragt wurde, einen ganzen Film orchestral zu vertonen: «Symphony of Six Million» wurde ein Hit. Später führte Steiner Richard Wagners Leitmotiv in die Filmmusik ein – erstmals mit Taras Thema in «Gone with the Wind». Die Verbundenheit von Oper und Film erkannten auch andere. Korngold nannte Puccinis «Tosca» «die grossartigste Filmmusik, die je geschrieben wurde».

### Überall verborgene Schätze

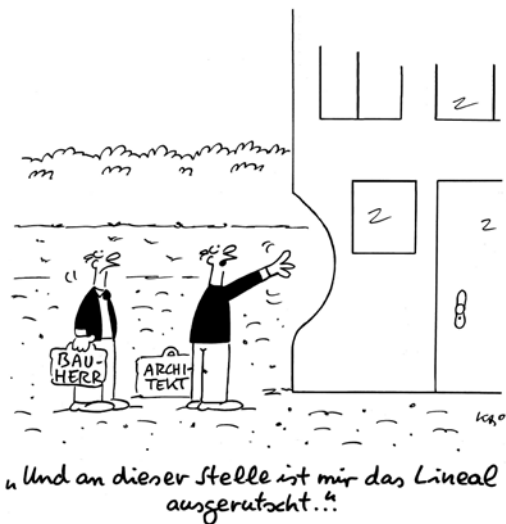
Diese Hollywood-Emigranten waren keine Songschreiber, sondern hatten an den renommiertesten Musikakademien ihrer Heimatländer studiert. Miklós Rózsa bei einem Schüler von Max Reger in Leipzig und als Freund des Schweizer Arthur Honegger in Paris. Dimitri Tiomkin bei Alexander Glasunow in St. Petersburg. Rózsa, dessen symphonische und kammermusikalische Werke von Georg Solti und Bruno Walter aufgeführt wurden, verdanken wir die Musik zu Filmklassikern wie «Ben Hur» und «El Cid». Der Russe Tiomkin spezialisierte sich auf Western wie «High Noon» oder «Red River» mit John Wayne. Ihre Nachfolger sind John Williams, Hans Zimmer und andere, deren Filmmusik nach Überzeugung von Mauceri in der Tradition der europäischen Klassik steht und deren Werke in Konzertrepertoires aufgenommen werden müssen.

Der russische Wildwest-Spezialist Tiomkin war übrigens keine Ausnahme. «Typische» amerikanische Klassik wie «Rhapsody in Blue», «Porgy and Bess», «Appalachian Spring», «West Side Story» wurde von Söhnen osteuropäischer Juden geschrieben: George Gershwin, Aaron Copland, Leonard Bernstein. «In seinem Hass auf jüdische Musik hat Hitler mehr zu ihrer weltweiten Verbreitung beigetragen als jeder andere», stellt Mauceri mit unverhohlenem Vergnügen fest. «Diese Komponisten haben amerikanische klassische Musik sowohl klassisch als auch amerikanisch gemacht.»

Mauceri hat sich grosse Verdienste erworben, indem er vergessene Werke wieder ausgegraben, aufgeführt und aufgezeichnet hat. Vor allem Korngold ist dank seiner Bemühungen auf die Spielpläne und in die Konzertprogramme zurückgekehrt. Überall ruhen verborgene Schätze. In der Schweiz ist es etwa Fritz Brun, um dessen Werk sich der Dirigent Adriano verdient gemacht hat.

Dennoch ist es erst ein Anfang, sagt Mauceri. In puncto klassischer Musik sei das 20. Jahrhundert «ein Jahrhundert des Verlustes» gewesen: «Wir haben eine riesige Zahl von Komponisten eliminiert, deren Musik einst gespielt und hochgeschätzt wurde – obwohl sie weiterhin erfolgreich gewesen wären. Jetzt, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist es höchste Zeit für einen Reset.»





## Fernsehen War's das für die Beschatter?

René Hildbrand

Die Beschatter: SRF 1. 17. November, 20.05 Uhr

An Vorschusslorbeeren für den neuen SRF-Krimi fehlte es nicht. Doch das Lob und die PR-Kampagne hatten nicht geholfen. Ende Oktober waren «Die Beschatter» mit 441 000 Zuschauern gestartet. In der letzten Folge waren es noch 202 000. Viel zu wenig für eine Produktion, die sechs Millionen Franken gekostet hat. SRF wollte mit der neuen Reihe an die Erfolge von «Wilder» und «Bestatter» anknüpfen. Das ist gründlich misslungen. Auch im Streaming-Angebot sind «Die Beschatter» wenig gefragt. Die Enttäuschung am Leutschenbach ist gross: «Ja, die Publikumszahlen lagen unter unseren Erwartungen.» Jetzt wird nach den Ursachen des mangelnden Publikumsinteresses gesucht.

Die Voraussetzungen waren gut. Mit Michael Steiner konnte ein Starregisseur und mit Roeland Wiesnekker einer der arriviertesten TV-Schauspieler im deutschsprachigen Raum verpflichtet werden. Dieser Mann bringt es immer. Auch die weiteren Darstellerinnen und Darsteller überzeugten. Lag es also am Buch? Die Produktion war als Krimi-Komödie angekündigt. Das ist nicht gelungen. Szenen und Momente, die lustig wirken sollten, waren selten erheiternd. Und sechs Hauptfiguren waren zu viel. Für manchen Geschmack wirkte die Serie an manchen Stellen miefig. Überraschend war am Schluss der letzten Folge der Cliffhanger: Chef-Detektiv Leo Brand (Wiesnekker) wurde wegen mehrfachen Mordverdachts verhaftet. Sind es falsche Verdächtigungen? Bekommt er die Chance, als Schnüffler in einer zweiten Staffel weiterzumachen? Oder bedeutet es das «elegante» Aus der Serie, die es beim Publikum so schwer hatte?

## Serie Überraschend menschlich Christoph Mörgeli

The Crown (GB, USA 2022): Von Peter Morgan.  
5. Staffel. Auf Netflix

Zwei Fragen beschäftigen die Medien bei jeder neuen Staffel der Serie «The Crown»: Erstens, wie nimmt das britische Königshaus das Dargestellte auf? Und zweitens, wie gefällt's dem Publikum? Bei Ersterer muss es zwangsläufig bei Spekulationen bleiben, denn der Buckingham Palace äussert sich zum Glück nicht zu allem und jedem. Immerhin ist durchgesickert, dass Kronprinz William säuerlich reagiert, wenn das berühmte Interview seiner Mutter Diana zum Thema wird. Was die exakt messbare Gunst der Zuschauer betrifft, so kann die fünfte Staffel nicht an frühere Erfolge anknüpfen.

Dabei bietet auch sie alle Ingredienzien, welche die «Crown»-Enthusiasten schätzen: Vermischung von Wahrem und Erfundenem, Vermeidung menschlicher Karikaturen, verständnisvolle, in gewisser Weise sogar liebevolle Annäherung an die Protagonisten, seien sie nun weltbekannte Royals oder vermeintlich untergeordnetes Personal. Jede Gesellschaftsschicht hat ihre eigene, gewissermassen gottgewollte Aufgabe und damit auch ihre Würde.

### Prinz Philip als Familienphilosoph

Weil die fünfte Staffel mit ihren zehn Folgen in den neunziger Jahren spielt, sind noch mehr Zeitzegen als zur Zeit der jugendlichen Königin Elizabeth vorhanden – was die Kritik am Durcheinander von Fakten und Fiktion verstärkt. Die Ähnlichkeit zwischen den Schauspielern und den darzustellenden Personen vermag nicht immer zu frappieren, wird aber doch durch gut beobachtete Bewegungen und Gesten weitgehend wettgemacht. Überraschend positiv kommt Prinz Philip weg, der als eine Art Familienphilosoph auftritt und den Ver-

zweifeln in seiner Umgebung solide Überlebensratschläge erteilt. Hübsch ist beispielsweise die Szene, in der er seiner königlichen Gattin erklärt, er habe der unglücklichen Princess Diana geraten, Beziehungen im Geheimen zu führen. Als die Queen entgegenhält, dem lieben Gott würden auch solche Heimlichkeiten nicht entgehen, erwiderte der lächelnde Prinz von Edinburgh: «In der Nacht muss sich auch der liebe Gott irgendwann schlafen legen.»

Die Interessen von Elizabeth und Philip bewegen sich denn auch immer weiter auseinander, wobei die Königin geistig weit ein-

*Premierminister John Major hat nie aufgehört, sich über gewisse Allüren der Oberschicht zu wundern.*

facher gestrickt scheint. Es ist aber auch eine übermenschliche Aufgabe, die Interessen einer Mutter des Commonwealth mit denen der Familienvorsteherin von Kindern und Enkeln unter einen königlichen Hut zu bringen. Dass Thronfolger Charles einst ernstlich daran gedacht hat, Elizabeth vorzeitig zu beerben und die Monarchie zu modernisieren, ist angesichts der später wieder rapide zunehmenden Popularität seiner Mutter weitgehend vergessen worden. Die sich zuspitzende Ehekatastrophe zwischen Charles und Diana, deren Keim schon zu Beginn angelegt war, wird in fast allen Details ausgekostet. Eigentlicher Star der Staffel ist wie in ihrem wirklichen kurzen Leben eindeutig die Princess of Wales, vorzüglich gespielt von Elizabeth Debicki.

Weit positiver als in den Geschichtsbüchern erscheint in «The Crown» der damalige Premierminister John Major. Der konservative Politiker aus einfachen Verhältnissen hat nie aufgehört, sich über gewisse Allüren der Oberschicht zu wundern. Der scheinbar farblose Major besitzt das Vertrauen der Königin, um als Mediator zwischen Charles und Diana aufzutreten. Er ist ein grosser Schweiger und sagt bei seinen Treffen mit der Queen regelmässig: «Ich verstehe.» Selbst dann, wenn er gar nichts versteht.



Liebevoller Annäherung: «The Crown».

Gegenüber seiner Frau gibt er aber messerscharfe Urteile ab, etwa über die Abgehobenheit der älteren Generation der Royals, die es als selbstverständlich erachtet, dass die Staatskasse die Renovierung ihrer Luxusjacht «Britannia» bezahlt. Oder über das Königshaus ganz allgemein, das einfach ignorierte, dass ihr grösstes Kapital Lady Di war.

Die fünfte Staffel von «The Crown» bietet alles, was die Welt in den neunziger Jahren am britischen Königshaus aufgewühlt hat: das Tampon-Gespräch von Charles mit seiner Dauergeliebten Camilla, die Trennung von Diana, das unter Vorspiegelung falscher Tatsachen erschlichene BBC-Interview, die Scheidung, Queen Elizabeths *annus horribilis* inklusive Brand von Schloss Windsor sowie Dianas gescheiterte Beziehungen zum Herzchirurgen Hasnat Khan oder die sich anbahnende Liebschaft mit Dodi al-Fayed.

Warum bloss begeistern sich die Zuschauer über die neusten Folgen nicht mehr so richtig? Weil die Wirklichkeit noch besser, verrückter und aufregender war als alles, was sich nachträglich verfilmen lässt.

## Fotografie

# Spässchen mit Doppelgängern

Rolf Hürzeler

Alison Jackson: Fake Truth. Haus der Fotografie, Olten. Bis 19. Februar 2023

König Charles III. porträtiert seine Camilla in einem Londoner Park. Sie trägt im Stil der Venus von Botticelli nichts ausser einem Blatt an der heiklen Stelle. Diese Szene hat sich die Londoner Fotografin Alison Jackson ausgedacht und mit Doppelgängern inszeniert.

Die Aufnahme vom pinselnden Charles und seiner nackten Camilla ist in der Ausstellung «Fake Truth» zu sehen. Sie zeigt rund 75 Prints sowie Videoarbeiten von Alison Jackson, die mit ihren gestellten Aufnahmen den Prominentenkult ad absurdum führt. Sie agiert an der Schnittstelle von Kunst, Film und Medienkritik und hält dazu in einem Zitat an einer Wand fest: «Mich beschäftigen nicht die Berühmtheiten, sondern unser Umgang mit ihnen.»

Sie selbst geht ziemlich respektlos mit ihnen um. So zeigt sie die Queen auf ihrem Thron – aber nicht auf dem Krönungsthron, sondern auf dem stillen Örtchen. Jackson fotografierte das königliche Double auch mit Corgis vor einer Wettbude. Bekanntlich liebte die Monarchin Pferdewetten, wobei es ihr mehr um das Spielerische als um das Geld gegangen sein dürfte.

Die Fotografien irritieren dann am meisten, wenn Alison Jackson reale Figuren mit



Respektlose Inszenierungen: «Camilla und die Krone».

inszenierten konfrontiert. So hat sie in einer Schwarzweissaufnahme den echten Prinz Philip vor der Fotografie einer nackten, aber falschen Marilyn Monroe abgelichtet. Oder der reale Popstar Elton John spielt mit einer falschen Queen ein Ständchen auf dem Klavier – sinnvollerweise «God Save the Queen».

### Trump mit leichtbekleideten Missen

Stellt sich die Frage, wie Jackson zu ihren Doubles kommt. Sie sucht sie mit Aufrufen in den Sozialen Medien oder haut Menschen auf der Strasse an, die sie an Berühmte erinnern. Dazu muss man wissen, dass Spässchen mit Doppelgängern in Grossbritannien viel verbreiteter sind als bei uns. Der Vorschlag, als Soundso zu posieren, wird somit kaum als abwegig empfunden. Trotzdem kann er im Einzelfall peinlich sein, sofern die Anekdote stimmt, die Jackson gerne zum Besten gibt. Sie sprach einen Lookalike von George Clooney auf der Strasse an, der sich als der echte entpuppte.

Neben den Royals hat sich die Künstlerin Jackson der Politiker angenommen. Sie zeigt den Ex-Präsidenten Donald Trump mit leichtbekleideten Missen aus dem Iran oder Russ-

land. Oder er sitzt im Geldregen wie Dagobert Duck. Sie hat ihn auch nackt fotografiert, mit einem winzigen Geschlechtsteil, das nur zu erahnen ist. Geradezu prophetisch erscheint eine Fotografie aus dem Jahr 2012 mit einem Putin-Double, der mit einer Kalaschnikow herum-macht. Der Autokrat tritt im Stil einer antiken Statue auf – Kriegsgott Mars ante portas.

Die meisten Inszenierungen von Alison Jackson sind witzig. Nur in Einzelfällen ist sie verletzend, etwa wenn sie den verstorbenen Popstar Michael Jackson mit einem Kleinkind zeigt – Jackson wurde bekanntlich Kindesmissbrauch vorgeworfen. Köstlich dagegen die Selbstinszenierung der Künstlerin in einer Videoarbeit. Sie lässt sich in einem Atelier als Kim Kardashian wie an der Fasnacht verkleiden – grell geschminkt und mit üppigem Hintern.

Jackson verschont die derzeitige politische Garde Grossbritanniens. Lediglich Ex-Premier Boris Johnson ist in einer harmlosen Aufnahme zu sehen, wie er seinem Fahrrad eine neue Kette verpasst. Vielleicht hat die Künstlerin ja gute Gründe, vorsichtig zu sein. Sie sitzt für die Konservativen in der Lokalbehörde von Chelsea und hofft auf höhere Politweihen.





*Spröde Beziehung:* Zwei Aussenseiter werden ein Paar.

## Film

# Aus der Zeit gefallen

Wolfram Knorr

**Return to Dust** (China 2022):  
Von Li Ruijun. Mit Wu Renlin, Hai Qing

Die Scholle wird nicht gelobt, auf die gute Erde keine Hymne angestimmt, ein elegischer Verbund von Mensch, Natur und Tradition nicht zelebriert, und ein Glück im Winkel findet sich auch nur bedingt. Galaxien entfernt von ländlicher Folklore kämpfen Ma und Guiying Tag für Tag, Jahr für Jahr auf harschem Boden um Existenz und Würde. Am Rand der Wüste Gobi, in der nordwestchinesischen Provinz Gansu, zwischen Tibet und Innerer Mongolei, betreiben sie als Pächter Ackerbau, mit Esel und hölzernem Pflug. Es ist eine der ärmsten Regionen Chinas.

Trockenheit, Bodenerosion, Extremwetter sind nicht die einzigen Plagen, mit denen Ma und Guiying fertig werden müssen. Sie sind Aussenseiter, gelten als beschränkt. Nicht nur die Dörfler, auch ihre Familien behandeln sie respektlos: als lästige Anhängsel, überflüssige Mit-Esser. Eine Gemeinde, die ihr Überleben sichern will und muss, hat für solche «Betriebsfehler», und damit für Empathie und Moral, keinen Platz. Ma hat sich nach innen verschraubt, um sich gegen die Verletzungen zu immunisieren. Auch Guiying wurde mal-

trätiert, ist behindert, inkontinent, unfruchtbar. Ihre Familie will sie endlich loswerden. Eine Ehe mit Ma ist die Lösung.

Li Ruijun, 39, Autor und Regisseur von «Return to Dust», gehört zu den wenigen Filmmachern Chinas, die ihre Erzählungen nicht im urbanen Milieu ansiedeln, sondern auf dem Land («River Road», 2014). In einem Raum, der von einem archaischen Lebenszyklus geprägt ist, den die Medien aber zunehmend meiden, weil solche Geschichten dem vom Staat verordneten Fortschritt widersprechen. Ruijun gehört zu den raren Beobachtern, die ihren Fokus auf die aus der Zeit gefallene bäuerliche Welt richten, auf jene Menschen, die ihrer Feldarbeit nachgehen, als ahnten sie ein drohendes Ende. Und das ist nahe – mit einem Umsiedlungsprojekt für eine urbane Zukunft. Die Landwirtschaft gilt es zu modernisieren.

### Armut ohne Pathos

Li Ruijun drehte in seinem Heimatdorf Gaotai in der Provinz Gansu, zum Teil mit Laien, und geriet bald selbst an ein Ende: «Return to Dust» lief erfolgreich in China und spielte fast fünfzehn Millionen Euro ein, was selbst in dem Riesenland beachtlich ist; auch die Kritiken waren positiv.

Aber der Film wurde aus dem Verkehr gezogen, den Zensoren war mulmig geworden. Es gehe darum, hiess es, den Menschen «positive Energien» zu vermitteln und nicht Armut zu zeigen. Diese sei, dank den enormen Leistungen von Partei und Gesellschaft, seit gut einem Jahr überwunden. «Return to Dust»

jedoch, so der Vorwurf, zelebriere die Armut, mache sie fast greifbar.

Aber deprimierend wird sie nicht gezeigt. Li Ruijun, der sich auf das Beobachtete ohne jedes Pathos einliess, schälte eine anrührende Lovestory aus den harschen, verkrusteten Zuständen. In einer Szene von ergreifender Intensität strahlt sie, im wörtlichen Sinn: Ma und Guiying wollen ihre eigenen Hühner und brüten die Eier in einem perforierten Karton aus. Ma hat wärmendes Licht ins Innere des Kar-

### *Li Ruijun schälte eine anrührende Lovestory aus den harschen, verkrusteten Zuständen.*

tons platziert, und durch die Löcher strahlt es auf Ma und Guiying, die voller Hoffnung und Erwartung in den Karton blicken. «Das erste Gesicht, das sie sehen», sagt Ma, «halten sie für ihre Mutter.» Ein poetisches Aufleuchten in trister Plackerei vom Ackerfurchenziehen über Saatsetzungen bis zum Getreideschneiden mit Handsichel und Erntetransport mit Karren und Esel. Am Anfang bringt sie ihm die Suppe, dann drängt sie aufs Feld und wird zur zweiten Kraft. Ma überwindet sein Schweigen, Guiying ihre Nichtsnutzigkeit.

Die kräftezehrende Arbeit, bei sengender Sonne wie wilden Regenschauern, wird Schritt für Schritt zu einer Arbeit am Glück. Am Anfang haust das Paar in einer kleinen Hütte, zieht in eine grössere und baut schliesslich ein eigenes Haus. Als Grossgrundbesitzer Yong-

fu krank wird und eine Blutspende braucht, wird Ma zur Ader gelassen; nur er hat die seltene Blutgruppe, die Yongfu zum Überleben braucht. Die Dörfler sind froh, nicht betroffen zu sein, und lachen über Guiying, die sich um Ma sorgt. Dafür erhält Ma als Spenderheld als Erster eine Option auf eine Stadtwohnung; doch Ma zögert, während andere Höfe, die den Bauern ein wenig Geld bringen, dem Erdboden gleichgemacht werden. Yongfu taucht nie auf, aber ein anderer Landbesitzer kommt immer wieder in seinem BMW angefahren und kauft den Pächtern gegen ein niedriges Honorar die Ernte ab. Und über Ma wird getratscht, weil das komische Paar sich zu verstehen scheint («Der geht ja mit der Frau besser um als wir mit unseren»).

Mit kluger, diskreter Genauigkeit dringt Li Ruijun in die Topografie des Dorfs ein, kritisiert aber mit seinem authentischen Blick auf die bäuerliche Welt nicht die Zustände, sondern konzentriert sich behutsam auf die scheuen Blicke und Gesten, auf die spröde Beziehung zwischen Ma und Guiying. Sie glimmt auf wie Glut aus der Asche. Ganz unspektakulär, visuell immer auf Abstand, entsteht so ein epischer Sog, der aus Distanz Nähe werden lässt. Ein Film von wundersamem Charme.

## Pop

### Fröhliches Alumni-Treffen

Thomas Wördehoff

**Bruce Springsteen: Only the Strong Survive.**  
Columbia

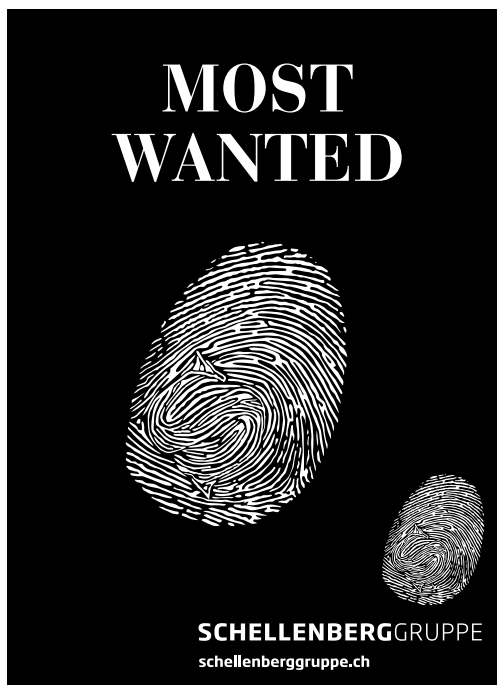
Zu den heiklen Passionen gehört die Produktion von Cover-Versionen bekannter Pop-Titel. Die Crux liegt zum einen in der ständigen Verfügbarkeit der Originale, zum anderen in der unauslöschlichen Einheit von Song, Stimme, Arrangement und dem zeitlichen Kontext der Evergreens – alles zusammen wird meist in einem Schrein namens «Erinnerung» sorgsam aufbewahrt. Es müssen schon einleuchtende Gründe vorliegen, um die vertrauten Inkunabeln einer Aktualisierung zu unterziehen, denn die alten Lieder fungieren auch als intime musikalische Tagebücher.

### Der Boss hat Spass

Das kann schon mal Ärger geben, wie etwa vor einigen Jahren, als sich Bob Dylan mit morschem Bariton den Schätzen des «Great American Songbook» und insbesondere Frank Sinatra widmete. Dylans Huldigung stiess auf allgemeine Ablehnung – aber warum eigentlich? Ein faltiger Hippie erinnerte sich da gerührt an seine lang verborgene Schwäche für

den saturierten König der lässigen Eleganz und tastet sich beinahe zärtlich durch sparsamst arrangierte Klassiker wie «Sentimental Journey», «September of My Years» oder «Stardust».

Nicht ganz so weit musste ein jüngerer Kollege für sein neues Album in die Vergangenheit reisen. Kurz vor Weihnachten überrascht Bruce Springsteen mit einem Cover-Album, erst dem zweiten seiner Karriere. «The Boss» tut sich schwer mit Covers. Erst kürzlich enthüllte er in einem Interview, dass er vor einigen Monaten ein bereits eingespieltes Album mit Kompositionen anderer Songwriter kurz vor dem Release zurückgezogen hat. Es sei eben nicht ganz einfach, «die Lieder von jemand anderem zu singen und sie authentisch klingen zu lassen». Einmal war ihm das grandios gelungen, mit dem überschwänglichen Album «We Shall Overcome: The Seeger Sessions», auf dem er und



seine Band achtzehn Folksongs aus Pete Seegers Fundus herzergreifend eingespielt hatten.

Jetzt also fünfzehn Songs aus dem Umfeld der Motown- und der Stax-Schmiede, mehr oder minder bekannte Soulnummern der Temptations, Commodores oder Four Tops, Tracks der Supremes, der Walker Brothers und anderer Cracks. Alles gut, alles prima – der Motown-Sound ist wunderbar getroffen, die Stimme des 73-Jährigen in Bestform, und der Boss hat offensichtlich Spass an Nummern wie «Nightshift», «The Sun Ain't Gonna Shine Anymore» oder an Ben E. Kings «Don't Play That Song» – aber man wird das Gefühl nicht los, in ein Alumni-Treffen geraten zu sein, wo rüstige Erfolgsmenschen bei teuren Weinen fröhlich sich und die alten Zeiten feiern. Vielleicht sogar im gleichen Alter wie Sinatra.

## Jazz

### Wie Spuren im Sand

Peter Rüedi

**Pierre Favre/Philipp Schaufelberger:**  
Decameron. Wide Ear Records (LP), WER 057

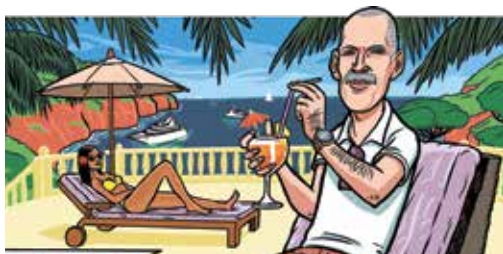
Das Duo von Pierre Favre und Philipp Schaufelberger scheint zunächst wie die legere Konversation eines Schlagzeugers mit einem Gitarristen, jenseits der konventionellen Jazz-Schemata zwar, aber doch diesseits des im sogenannten Free Jazz gelegentlich praktizierten «Terrors der Dissonanz». Konzentrierteres wiederholtes Hinhören erweist diese Kunst des Zwiegesprächs zwischen dem hellwachen und blitzgescheiten alten Drummer (zur Zeit dieser Aufnahmen 82/83 Jahre alt) und seinem langjährigen Partner an der Gitarre (geboren 1970) freilich als die radikalste konzentrierte Form spontaner Erfindung. Weil sie immer zwischen Aktion und Reaktion spielt und jeder der Partner den anderen herausfordert.

Das stellt auch Ansprüche an den Zuhörer. «Die Musik, die hier zu hören ist», schreibt Schaufelberger in seinen *liner notes*, «drängt sich nie auf. Auf Anhieb mag sie sich sogar gelegentlich rätselhaft anhören.» Aber durch wiederholtes Hören gewinnen «die Stücke Form und werden lesbar, vielleicht wie Spuren, die der Wind im Sand hinterlässt». Das heisst: Wie die Entstehung dieser ebenso anspruchsvollen wie «natürlichen» Musik ist auch das Hören ein organischer Vorgang. So wie Pierre Favres Verständnis von Rhythmus in seiner langen Entwicklung aus konventionellem Jazz-Drumming zu freien Spielformen zunehmend weniger mit Metrum und Mechanik zu tun hatte, sondern mehr mit natürlichen Rhythmen wie dem menschlichen Atem und Herzschlag.

Für die Herausforderungen des Spiels im Duo hat Pierre Favre seit je eine Vorliebe. Mit Philipp Schaufelberger ist das Album mit dem Titel «Decameron», live aufgenommen bei Konzerten in Zürich und Uster 2019 und 2020, das dritte. Die Anspielung auf Boccaccios epochalen Novellenzyklus meint auch, Favre und Schaufelberger würden, in allen Kurven und Kontrasten, im Wechsel von empathischem Einklang und der Lust am Widerspruch und herausfordernden Witz, sich nicht nur gegenseitig inszenieren. Sie sind auch grosse Geschichtenerzähler. Wie immer, wenn während ihrer mehr als zwanzigjährigen Zusammenarbeit ihre Wege sich kreuzten. Allerdings sind ihre Geschichten, anders als bei einem harmonischen, aber sprachlosen alten Ehepaar, immer sprühend lebendig. Voller Überraschungen. Als Hörer muss ich sie nur entdecken. Ganz im Sinn dessen, was Jeannot Tinguely mit «participation» meinte.



# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Bob und ich

Mark van Huissing

Wenn man das Gefühl hat, der Autor habe sein Buch für einen geschrieben – eine irri-ge Vorstellung natürlich, wenn auch eine angenehme –, hat dieser was richtiggemacht. Mir ging's so bei «The Philosophy of Modern Song», dem neuen von Bob Dylan. Der 81-Jäh-rige, 2016 ausgezeichnet mit dem Nobelpreis für Literatur, veröffentlichte erstmals seit 2004 neue Texte; es handelt sich um Essays zu 65 Liedern plus ein Gedicht, darunter viele amerikanische Rock-'n'-Roll- sowie Country-Songs aus den 1950er und 1960er Jahren. Die kurzen Aufsätze sind mehrheitlich gehalt-voll und kenntnisreich sowie hervorragend geschrieben. Sie erklären, weshalb die aus-gewählten Lieder starke Ausstrahlung haben respektive den Hörer ansprechen und abholen. Gelegentlich gibt es Anekdoten und Erzählun-gen über die Interpreten/Songschreiber. (Wer das Buch in elektronischer Form nutzt, kann zudem zeitgleich die Songs streamen.)

Kommt in einem Lied beispielsweise ein «fool» oder ein «pretender» vor («Poor Little Fool» von Ricky Nelson, «The Pretender» von Jackson Browne), nimmt einen der Schreiber mit auf einen Ausflug ins Feld der Dummköpfe und Angeber («Leute, die was Dummes tun, sind noch keine Dummköpfe», «Der Angeber ist ein Eiscreme-Verkäufer, er ist auf dem auf-steigenden Ast, immer unterwegs nach Kalifornien»). Mal geht's um Geld – «Money Honey» von Elvis; man lernt, dass Kunst mit Uneinig-keit unterlegt ist, während Geld auf Einig-keit fusst –, mal um Tourbusse («On the Road Again» von Willie Nelson; im Leben auf Tour sei der Musiker dem grassierenden Tripper ausgesetzt, Mikrowellen-Burritos von zweifel-

hafter Herkunft sowie zu vielen Informationen über die Scheidung des Fahrers).

Bobby Darin, der mit zwei Songs in der Anthologie vertreten ist («Mack the Knife» und «Beyond the Sea»), meinte, bis er dreissig war, seine Mutter sei seine grosse Schwester. Solche Familienverhältnisse, verrät der Schrift-steller, kämen häufiger vor, als man denke – *same story* bei Jack Nicholson und Eric Clapton (Dylan interessiert sich für Klatsch, so sieht's aus). Mehr Musik-Interna: Stehe man mit den Rolling Stones (von ihnen schaffte es kein Stück in die Sammlung) auf der Bühne, falle der Blick auf Frauen «wie von einer Pornomesse», wo-hingegen sich vom Auftritt mit den Grateful Dead – vertreten mit «Truckin'» – ein ande-res Bild biete, das von Tausenden weiblicher Wesen wie im Film «O Brother, Where Art Thou?», nämlich.

Wie immer bei Listen ist interessant, wer darin vorkommt – und wer nicht. Elvis Costello ist drin («Pump It Up»), Bruce Springsteen nicht. Johnny Cash zweimal («Big River», «Don't Take Your Guns to Town»), Neil Young nie, David Bowie, Tom Waits dito. Frank Sinatra, der Interpret, hat's geschafft mit «Strangers in the Night» plus ist gut für Vergleiche, Leonard Cohen weder noch. Ferner kümmert sich Dylan wohlthuerweise nicht um *inclusion*, Einbeziehung, oder *diversity*, Vielfalt: Es gibt bloss zehn Einträge, 15 Prozent, von schwarzen Künstlern (darunter zweimal Little Richard, «Tutti Frutti» und «Long Tall Sally»); ganze vier von Frauen (Cher mit «Gypsies, Tramps and Thieves»; Rosemarie Clooney, «Come On-A My House»; Judy Garland, «Come Rain

*«Wie immer bei Listen ist interessant, wer darin vorkommt – und wer nicht.»*

or Come Shine» plus, einzige Schwarze, Nina Simone, «Don't Let Me Be Misunderstood»). Queere oder diverse Menschen: *zero* Fund-stellen. Einträge in nichtenglischer Sprache schliesslich – einen, immerhin («Volare» von Domenico Modugno).

Zum Schluss MvHs liebste Bob-Dylan-Ane-kdote: 1994 entsandte mich der Chefredaktor nach Montreux ans Jazz-Festival mit zwei Auf-trägen: ein Interview mit Johnny Cash, eines mit Bob Dylan. Über Cash, der nicht interessiert

war, sich von einem *Blick*-Jungjournalisten befragen zu lassen, brachte ich eine wohl-meinende, fast seitenfüllende Kritik ins Blatt («Johnny, du bist wie guter Wein – je älter, desto besser»; der Chef war ein Fan). Dylan war *tricky* dagegen, er ignorierte Journalisten seit Jahren, und, wichtiger, mein Chef konnte seine Musik nicht leiden. Ich gelangte in den Korridor zwi-schen Backstage und Bühne immerhin, um dort mitanzusehen, wie der kurzgewachsene *artist* unansprechbar vorbeizog an mir – in einem geschlossenen Gitarrenkoffer, den die Roadies auf Rollen gesetzt hatten.



## UNTEN DURCH

### Verdi-Oper aus einem billigen Lautsprecher

Linus Reichlin

Unser Nachbarland Liechtenstein hat – das muss einmal gesagt werden – eine relativ hohe Mordrate. Mit 2,6 Morden pro 100 000 Ein-wohner war die Mordrate des «Ländle» im Jahr 2014 höher als die von Libyen und 2018 (eben-falls 2,6 pro 100 000) höher als die von Ägyp-ten. Wenn man jetzt noch berücksichtigt, dass Liechtenstein nur etwas weniger als 40 000 Ein-wohner hat, sieht die Statistik pro 100 000 Ein-wohner noch düsterer aus.

Was also läuft schief im Fürstentum? Woher kommt diese Gewaltbereitschaft? Vor Jahren war ich mal nachts in Vaduz, der schönen Haupt-stadt der Liechtensteiner, und ich sah mit eigen-en Augen, wie zwei junge Männer zwischen dem Trottoir, das punkt 22 Uhr hydraulisch hochgeklappt wurde, und einer Hausmauer zerdrückt wurden wie Tomaten. Ein Mord im eigentlich Sinn war das nicht, da die Hydraulik der Hochklappanlage ja von den Vaduzer Stadt-werken computerisiert durchgeführt wird. Aber es zeigt eben, dass in Liechtenstein eine

kalte soziale Logik herrscht, ähnlich wie in den Problemvierteln von Chicago oder Bogotá. Ein Leben zählt hier genauso viel wie ein Abend in der Oper – also nichts, denn in Liechtenstein gibt es kein Opernhaus. Wenn die Jugendlichen von Vaduz sich eine Oper anhören wollen, müssen sie das in irgendeinem «Partykeller» tun, und natürlich bringt dann irgendein «Kumpel» ein Dutzend Flaschen Jägermeister mit. Alkoholkonsum und eine Verdi-Oper aus einem billigen Lautsprecher: Das ist der ideale Nährboden für Kriminalität.

Damit will ich nicht sagen, dass Liechtenstein ein sichereres Land wäre, wenn es dort keine Jugendlichen gäbe. Ich sage nur, dass, wenn es ein Opernhaus gäbe, die Warteschlangen an der Bar während der Aufführungspausen so lang wären, dass die Jugendlichen gar nicht dazu kämen, mehr als ein Glas Champagner zu trinken. Allerdings könnten sie nach der Aufführung immer noch eine Briefkastenfirma gründen, und ich bin nicht sicher, ob das die Kriminalitätsrate senken würde. In Liechtenstein gibt es rund 80 000 Briefkastenfirmen, das heisst, pro Briefkasten eines Einwohners von Liechtenstein gibt es zwei Briefkästen von Firmen, die «Hihi Import Ltd.», «Fakeafirm Co.» oder «Haha Export Inc.» heissen.

Als ich damals nachts in Vaduz war, fragte ich mich, ob in einem Land, in dem es viel mehr Briefkästen als Leute gibt, die Briefträger nicht im Grunde sozusagen strukturell korrupt sind. Denn sie wissen doch, dass die Anzahl der Briefe, die sie austragen, nicht mit der Anzahl möglicher Empfänger übereinstimmt. Und ich fragte mich: Wer leert diese toten Briefkästen überhaupt? Sind es rumänische Briefkastenleerer-Banden, die nachts mit kleinen Schlüsselchen durch die Vaduzer Strassen huschen? Oder sind es wieder mal die Ärmsten der Armen Liechtensteins, die für ein paar Fränkli die Werbesendungen aus dem Briefkasten von «Haha Export Inc.» holen, damit ihre Kinder sich wenigstens eine Flasche Jägermeister kaufen können? Ich glaube, man erkennt an diesem Beispiel, wie in desolaten Gesellschaften wie der von Liechtenstein ein Übel ins andere greift, bis am Schluss ein Räderwerk der Gewalt und Hoffnungslosigkeit entsteht.

Und über allem, auf seinem Burghügel, thront der Fürst, beschützt von laserbasierten Highend-Alarmanlagen. Manchmal, tief in der Nacht, hört er vielleicht die Schüsse, die durch die Strassenschluchten von Vaduz hal-

len, und vielleicht denkt er dann: «Mist, dieses Jahr werden wir wieder eine höhere Mordrate haben als Ägypten!» Aber natürlich ist auch der Fürst machtlos, was die Gewalt in seinem Land betrifft, denn politisch gesehen liegt die Verantwortung beim Liechtensteiner Landtag. Und der besteht aus 25 Leuten, die sich alle von Kindesbeinen an kennen. Eine Veränderung könnte also nur von aussen kommen, Stichwort Nato-Intervention.



## FRAUEN Suella Braverman, Grenzschützerin Julie Burchill

Der ehemalige Vorsitzende der Labour Party, Jeremy Corbyn, hat während seiner Amtszeit eine Menge krasses Zeug gemacht. Aber das Schlimmste war vielleicht doch, dass er während der Wahlkampagne 2017 ein Inserat gut hiess, in dem behauptet wurde: «Labour allein fördert die Talente von Schwarzen, Asiaten und ethnischen Minderheiten.» Dem so beschworenen Bild dunkler Massen, die des Segens des grossen weissen Erlösers harren, entgegneten die Tories mit dem Hinweis, dass in ihrer Partei recht viele nichtweisse Ministerinnen und Minister höhere Positionen im Kabinett innehatten. Und das Ganze wird noch bescheuerter angesichts unseres ersten hinduistischen Premierministers – und unserer Innenministerin Suella Braverman, einer Budhistin, die mit einem Juden verheiratet ist.

Geboren wurde sie als Sue-Ellen Fernandes, benannt nach Sue-Ellen Ewing aus der Fernsehserie «Dallas», und sie ist der Albtraum jedes Sozialisten. Die Tochter von Einwanderern indischer Abstammung, die aus Mauritius und Kenia nach London geflüchtet waren, lernte schon früh, dass Rassismus nicht einfach eine Angelegen-

heit von Schwarz-Weiss ist: Es gibt in Drittweltländern den Groll gegen erfolgreiche Inder, und es gibt den Rassismus von Liberalen, die jeden Einwanderer hassen, der nicht brav abwartet, dass der weisse Mann ihm hilft. Suellas Mutter war Krankenschwester, ihr Vater arbeitete für eine Wohnbaugesellschaft, und sie selbst bezeichnet sich als «Kind des British Empire».

Als wäre das nicht schon toll genug, um durchgeknallte Linke Blut spucken zu lassen, ist Braverman ausserdem libertär und befürwortet einen strengen Grenzschutz. Sie setzt sich für Frauenrechte ein – und gegen das Eindringen von Transvestiten in unsere Intimsphäre. Sie ist für kontrollierte Einwanderung – und dagegen, dass ganz Albanien auf unsere kleine Insel auswandert. Für Brexit – und dagegen, dass fremde Gerichte uns bei unseren Entscheidungen dreinreden. Sie ist gegen «den ganzen Woke-Quatsch», und sie hat keine Angst: «Wenn ich auf Twitter von Trollen angegriffen werde, weiss ich, dass ich etwas richtig gemacht habe.»

Sie hat von Seiten der Linken viel Blödsinn in der Art von «Sie ist Einwanderin, also muss sie unbegrenzte Einwanderung befürworten» zu hören bekommen. Vor kurzem wurde bekannt, dass ausländische Krankenschwestern, die für unseren National Health Service ausgebildet werden, aus Hotels geschmissen werden, um Platz zu schaffen für illegale Einwanderer. Bravermans 63 Millionen Pfund teurer Küstenwachen-Deal mit Frankreich und ihr raffinierter Plan, allen Albanern, die es in die Sonne zieht, Pauschalferien in Ruanda zu zahlen, kommen also kein bisschen zu früh.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer







THIEL

## Unbestechlichkeit

**Hinz:** Die Korruption ist schon weit verbreitet in dieser Welt.

**Kunz:** In den meisten Ländern haben die Staatsangestellten halt so niedrige Löhne, dass sie gezwungen sind, Schmiergelder anzunehmen.

**Hinz:** Also das haben unsere Staatsangestellten definitiv nicht nötig.

**Kunz:** Nein, denn die Löhne unserer Staatsangestellten sind ja eher zu hoch.

**Hinz:** Und das ist gut so, denn auch die hiesigen Staatsangestellten wären wohl im Prinzip nicht unbestechlich. Aber das hohe Lohnniveau bringt sie wenigstens nicht explizit in die Lage, Schmiergelder annehmen zu müssen.

**Kunz:** Wir erkaufen uns die Unbestechlichkeit unserer Staatsangestellten sozusagen, indem wir ihnen mehr bezahlen, als sie verdient haben.

**Hinz:** Dafür sind sie unbestechlich und erfüllen ihren Auftrag.

**Kunz:** Und der wäre?

**Hinz:** Na, dem Bürger zu dienen.

**Kunz:** Na ja, unbestechlich sind sie vielleicht, aber dem Bürger dienen sie trotzdem nicht.

**Hinz:** Stimmt, die Staatsangestellten hierzulande agieren eigentlich genauso selbstherrlich wie anderswo.

**Kunz:** Als Bürger ist man überall der gleichen staatlichen Willkür ausgesetzt, ob die Staatsangestellten nun gut bezahlt sind oder schlecht.

**Hinz:** Wie kommt man als Bürger an gegen diese weltumspannende staatliche Willkür?

**Kunz:** In anderen Ländern kann man die Staatsangestellten wenigstens schmieren.

**Hinz:** Ja, die Unbestechlichkeit scheint im Falle unserer eigenen Staatsangestellten ein Nachteil zu sein.

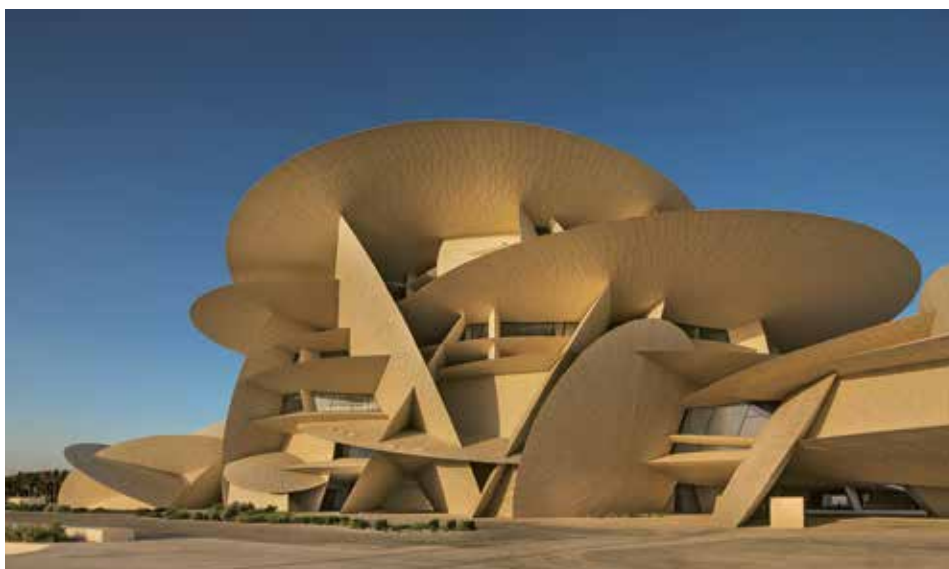
**Kunz:** Wir müssen eine Initiative lancieren mit dem Vorschlag, die Löhne unserer Staatsangestellten so tief zu senken, dass man sie schmieren kann.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Katars Rose

Jean Nouvel baute im Fussball-WM-Emirat ein Museum, dessen Grandezza die Welt erliegt – inklusive Pipilotti Rist.



*Zwischen Meer und Wüste:* das «National Museum of Qatar» in Doha.

**S**tarkünstlerin Rist ist nicht die Einzige mit genialer, kreativer Schaffenskraft aus der Schweiz, deren Werk in Katar zu bestaunen ist. Gleich am Flughafen – mitten in der Zentralhalle – hat sich ein gelber Riesenbär niedergelassen. Dabei handelt es sich um eine Skulptur des Zürchers Urs Fischer. Der kunstverrückte Wüstenstaat hat in wenigen Jahren fast alles, was in der Szene Rang und Namen hat, an den Persischen Golf geholt. Nicht nur aus der Schweiz.

### «Verblüfft und provoziert»

Rists Ausstellung «Your Brain to Me, My Brain to You», die noch bis Mitte Januar 2023 dauert, befindet sich im grossartigen «National Museum of Qatar» (NMOQ), das Frankreichs prominentester Architekt, Jean Nouvel, errichtet hat. Das Gebäude ist so spektakulär, dass die NZZ bei dessen Eröffnung 2019 so richtig ins Schwärmen geriet: «Das neue Museum verblüfft und provoziert mit einer Überwältigungsästhetik, die sich in sonderbarer Weise doch nicht aufdrängt», hiess es da. Und: «Ein Werk, das den Erfordernissen von Statik und Logik scheinbar widerspricht.»

Nouvel, seit seinem Pariser Coup von 1992, dem Institut du monde arabe, eine Ausnahmefigur in seinem Berufsfeld, prägt die arabische Welt mit seinen Bauten wie kaum jemand: Eine halbe Flugstunde vom NMOQ entfernt steht zum Beispiel das von ihm erdachte Louvre Abu Dhabi, ein Ableger des berühmten Pariser Museums.

Das NMOQ baute Nouvel um das Herzstück der nationalen Identität Katars, den Palast von Scheich Abdullah bin Jassim Al Thani, herum. Ästhetisch orientierte sich der 77-Jährige an einem Kristallgebilde aus Sand von bezaubernder Schönheit: «Die Katarer sind ein Volk zwischen Wüste und Meer, deshalb schien mir die Wüstenrose als Zentralmetapher passend», erklärte der Baumeister bei der Eröffnung des Museums. Die ausgestellten Objekte in diesem atemberaubenden Kunstepalast aus 7000 Tonnen Beton können auf einem 1,5 Kilometer langen Rundgang über eine Fläche von 52 000 Quadratmetern betrachtet werden.

Neben Pipilotti Rists Arbeit ist unter anderem auch eine Skulptur des chinesischen Kunststars Ai Weiwei zu sehen. Das Museum kostete 440 Millionen Dollar.

# Silvia von Ballmoos

Sie war eine der legendären Ansagerinnen beim Schweizer Fernsehen; heute ist sie Kommunikationsberaterin und möchte ein Buch schreiben.

**Weltwoche:** Frau von Ballmoos, wie geht es Ihnen?

**Silvia von Ballmoos:** Mir geht es gut, danke. Es ist schön, nach den Einschränkungen der Corona-Zeit wieder unbeschwert Menschen sehen zu können.

**Weltwoche:** Was haben Sie sich zuletzt im Fernsehen angeschaut und wann?

**Von Ballmoos:** Am Sonntagabend den «Tatort» – ein Sonntagsritual, wenn ich zu Hause bin.

**Weltwoche:** Vermissen Sie die TV-Kameras?

**Von Ballmoos:** Ganz und gar nicht.

**Weltwoche:** Wie kamen Sie auf die Idee, 1986 Programmansagerin für das Schweizer Fernsehen zu werden?

**Von Ballmoos:** Für mich war es der ideale Job, um mir mein Jus-Studium zu verdienen. Bis zum frühen Nachmittag Vorlesungen an der Uni und dann Ansage am Fernsehen. Damals begann das TV-Programm ja über-

haupt erst am Nachmittag, und die letzte Sendung endete gegen Mitternacht. Die restlichen vierzehn Stunden des Tages waren mehr oder weniger Sendepause mit Testbild. Heute unvorstellbar!

**Weltwoche:** Haben Sie noch Kontakt zu den übrigen bis zuletzt im Amt verbliebenen Ansagerinnen?

**Von Ballmoos:** Nein, wir haben uns das letzte Mal gesehen, als wir alle für je eine Woche als Gastmoderatorinnen bei «Glanz und Gloria» eingeladen waren.

**Weltwoche:** Braucht es heute wieder Programmansagerinnen?

**Von Ballmoos:** Nein. Spannende Ausschnitte aus Filmen oder Sendungen sind die viel bessere Werbung. Aber ich wünschte mir manchmal weniger tendenziöse Moderatorinnen und Moderatoren.

**Weltwoche:** Und wen finden Sie im Schweizer Fernsehen besonders gut?

**Von Ballmoos:** Rainer Maria Salzgeber. Er ist immer super vorbereitet, hat Witz, macht spannende Interviews, und das alles mit Stil.

**Weltwoche:** Womit beschäftigen Sie sich heute vor allem?

**Von Ballmoos:** Meine Klienten in Kommunikationsfragen zu beraten, zu coachen und zu begleiten, macht mir immer noch sehr viel Spass und gibt mir grosse Befriedigung. Da es unser Anspruch ist, das Geschäftsmodell unserer Kunden zu verstehen, lerne ich zudem jeden Tag etwas dazu.

**Weltwoche:** Haben Sie noch andere berufliche Ziele?

**Von Ballmoos:** Ich wollte schon immer mal ein Buch schreiben.

**Weltwoche:** Welche Hobbys haben Sie?

**Von Ballmoos:** Klassische Musik in allen Variationen ist eine grosse Leidenschaft von mir. Sportlich steht jetzt die Skisaison vor der Tür.

**Weltwoche:** Sind Sie auch privat glücklich?

**Von Ballmoos:** Sehr. Ich bin in einer Phase, in der man sich und anderen nichts mehr beweisen muss, aber trotzdem noch viel vor sich hat.

**Weltwoche:** Hatten Sie nie einen Kinderwunsch?

**Von Ballmoos:** Kinder zu haben, hat sich leider nicht ergeben. Dafür habe ich fünf Patenkinder, die zum Teil schon wieder eigene Kinder haben.

**Weltwoche:** Was würden Sie rückblickend gesehen anders machen in Ihrem Leben?

**Von Ballmoos:** Nichts. Da ich in jedem Augenblick einer bewussten Entscheidung diese nach dem damaligen besten Wissen und Gewissen getroffen habe und sie auch – manchmal vielleicht etwas spät – korrigiert habe, wenn es die falsche war, gibt es rückblickend nichts anders zu machen. Was nicht heisst, dass man den einen oder andern Fehler in der Zukunft unbedingt wiederholen muss.

**Weltwoche:** Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch offen...

**Von Ballmoos:** Geistig und körperlich gesund zu bleiben, um noch möglichst lange aktiv an den spannenden Entwicklungen in unserer Welt teilnehmen zu können.

*André Häfliger*



«Bewusste Entscheidungen»:

Medienfrau von Ballmoos um 1990 und heute.

Die gebürtige Bernerin Silvia von Ballmoos, Jahrgang 1962, kam 1986 als Ansagerin zum Schweizer Fernsehen, im Jahr 2000 hatte sie dort ihren letzten Auftritt. Sie lebt seit langem in Frauenfeld, wo sie auch ihre Kommunikationsagentur betreibt: vonballmoos.net





## Fondue duftet und macht gute Laune

Restaurant Tüfenegg  
Dufourstrasse 154,  
8008 Zürich  
Tel. 044 422 41 40

Nun schiessen sie wieder aus dem Boden, die Fondue-Chalets, -Zelte, -Baracken und was der Dinge noch mehr sind, um in der kalten Jahreszeit die Schweizer Lieblingskäsegerichte zu promoten. Sie alle leisten damit der Gesellschaft vom November bis zum Frühling einen guten Dienst – und ganz nebenbei gibt es noch ein paar zusätzliche Tische. Und die Geruchsemissionen für die Gäste, die nicht dem Käse huldigen, werden so in diese kleinen Dependancen verlegt. An gewissen Orten in Luftseilbahngondeln und in Zürich sogar ins Tram.

Das ändert indessen nichts daran, dass wir natürlich auch die klassischen Fondue-Beizen



mögen, die ihre käseliebenden Gäste nicht «ins Exil» schicken.

### Er darf nicht stinken

Hier muss mal mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Es gibt keine blödere Käsewerbung als das tausendmal wiederholte «Chli stinke muess es!». Weder Fondue noch Raclette stinken: Geschmolzener Käse duftet! Er darf nicht stinken: Wenn er es trotzdem tut, bereitet man ihn falsch zu oder man muss ihn an einem

anderen Ort einkaufen. Wie viel besser und richtiger war doch da der klassische Werbespruch «Fondue isch guet und git e gueti Luune (Figugegl)!».

Auf dem Sechseläutenplatz in Zürich wird nun wieder der Weihnachtsmarkt aufgebaut, und natürlich gehört das stimmungsvolle Fondue-Chalet dazu! Am Waldrand oberhalb der Stadt beim Hotel «Zürichberg» wird alljährlich ein solches errichtet und im Frühling wieder abgebaut – was wohl auch mit den restriktiven Baubewilligungen der Stadt zu tun haben mag.

Liebe Freunde haben uns eingeladen, in einem dieser Tempel der Käselust in Rapperswil-Jona einen gemütlichen Abend zu verbringen, und nun hat auch noch unsere Stammbeiz im Seefeld, das «Tüfenegg», ihr Zelt für die Käseliebhaber eröffnet. Und der Käse vom Chäslädli von Stephan Schaub, der duftet herrlich!

## WEIN/PETER RÜEDI

### Helle Freude aus Umbrien

Cantine Briziarelli: Sua Signoria.  
Umbria Bianco IGT (Trebiano) 2021. 14%.  
Caratello, St. Gallen. Fr. 18.20.  
www.caratello.ch

Kann aus Trebbiano etwas Gutes werden? Betrachten wir die Geschichte der meistangebauten Sorte Italiens mit ihrer Vielfalt von Namen und Varianten (genetisch gehören zur Familie neben zahlreichen mehr oder weniger legitimen Kindern bei näherer Prüfung der DNA auch einige Produkte noch unerforschter Seitensprünge), bedenken wir weiter, in welcher enormen Vielzahl von Weinen die enorm wüchsige, ertragreiche Sorte als Verschnittpartner und Säurelieferant eine wichtige Rolle spielt, auch in Frankreich, wo sie als Ugni blanc seit dem 14. Jahrhundert zur meistangebauten Weissweinsorte avancierte (auch weil sie als Grundwein zur Herstellung von Weinbränden begehrt ist), sind wir geneigt, den einleitenden Sätzen im entsprechenden Artikel des «Oxford Weinlexikons» zu folgen: «Kommt Trebbiano im Namen eines Weins vor, dann



bedeutet dies fast stets ein leichtes, frisches, aber ausdruckschwaches Gewächs.» Geschweige denn, mögen wir schliessen, wenn die Sorte auf einer Etikette als Solist auftritt. Trebbiano giallo, Trebbiano Modenese, Trebbiano Spoletino, Trebbiano di Soave (in Wahrheit ein Verdicchio bianco) und der vielleicht berühmteste, etwa der superlativische Trebbiano d'Abruzzo von Valentini (eigentlich ein Bombino bianco), der Trebbiano Toscano, die Traube, die zwar in der Toscana an Bedeutung verloren hat, weltweit aber vermutlich noch immer mehr Wein produziert als jede andere: Da blicken kaum mehr die Profis des über 1200-seitigen Kompendiums «Wine Grapes» durch, geschweige denn der interessierte Amateur, der ein Glas Trebbiano der umbrischen Cantine Briziarelli in die

Hand bekommt – einen Wein aus eben dem globalen Meer des Trebbiano Toscano.

Beim ersten Schnüffeln erlebt der allerdings sein hellgelbes Wunder (mit leicht grünlichen Reflexen: galbanus, die Farbe des Priapos). Und er muss alles vergessen, was er soeben gelesen hat. Ein Zauber von Wohlgerüchen trägt ihn fort (Ginster, Weissdorn und Zitrusblüten), gelbe Früchte, auch Aromen von Heu, Thymian und Safran, am Gaumen feine Noten von tropischen Extravaganzen (Mango, Ananas), das Ganze von einer explosiven Frische.

Die Familie Briziarelli, ursprünglich Tonbrenner und Ziegelfabrikanten, entwickelte seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts nach und nach eine bedeutende Landwirtschaft auf heute rund fünfzig Hektaren: Oliven, knapp zwanzig Hektar Reben, hauptsächlich in der Gegend zwischen den Gemeinden Bevagna und Montefalco. Mit mehreren substanziellen Rotweinen (z. T. aus der autochthonen Sorte Sagrantino), aber eben auch mit diesem feinziselierten Trebbiano tragen sie dazu bei, den Ruf Umbriens als Provenienz anspruchsvoller Weine zu befördern.

# Verlassen der Komfortzone

Der Ford Ranger Raptor fährt in einer eigenen Kategorie:  
Der Pick-up ist im Gelände kaum aufzuhalten und sportlich dazu.



Über den eigenen Tellerrand hinauszublicken, wie es ja treffend heisst, kann auf dem Gebiet der Automobilindustrie äusserst reizvoll sein. Letzte Woche war ich eingeladen, den neuen Ford Ranger Raptor so zu fahren, wie er idealerweise eingesetzt werden sollte: unter Extrembedingungen im Gelände und als sportlicher Pick-up auf einer nicht asphaltierten Piste.

Der Raptor fährt in einer eigenen Kategorie, in dem das bullig aussehende Geländefahrzeug mit grosser Ladefläche keine grosse Konkurrenz zu fürchten hat. Kurz gesagt: Was der Ford kann, können nicht viele andere Autos. Als «fantastic beast» bezeichnet Brand-Manager James Cooper den Ranger Raptor, der mit seinem breiten Ford-Schriftzug im Kühlergrill und wahlweise in einer auffälligen orangefarbenen Lackierung ziemlich präsent in der Landschaft steht.

Selbst auf All-Terrain-Reifen im 17-Zoll-Format fährt der Pick-up zunächst auf Landstrassen und der Autobahn erfreulich komfortabel. Dass sich das Klappenauspuff-System mit einer Taste am Lenkrad in vier (!) Stufen verstellen lässt, ist gewissermassen Teil des grossen Unterhaltungswerts, den dieses Auto bietet. Im Moment noch ist es ein praktisches SUV mit viel Laderaum, bequemer Sitzposition, allen möglichen Assistenzsystemen und einem B-&-O-Soundsystem mit zehn Lautsprechern. Der Radstand wurde für die neue Fahrzeuggeneration vergrössert, so fährt man jetzt noch komfortabler.

In einem ehemaligen Weinbaugebiet etwa eine Stunde Fahrzeit ausserhalb von Barcelona verlasse ich dann die Komfortzone. Unter fachkundiger

Anleitung fahre ich mit dem rund 2,5 Tonnen schweren Pick-up durch steiles Gelände und über Felsen. Ich stelle fest, dass die Grenzen bei einem solchen Offroad-Abenteuer eher im Kopf des Fahrers als in der Technik des Raptors liegen. Selbst wenn man am Steuerrad nur noch den Himmel sieht, weil das Auto so steil steht, oder wenn ein Rad aufgrund der ausserordentlichen Schräglage in der Luft hängt, verlässt einen im Raptor nie die Zuversicht, dass auch dieses Hindernis auf vier Rädern zu überwinden ist.

Diese Art von Vertrauen in die Fähigkeiten des Fahrzeugs braucht es wohl auch als Teilnehmer der Baja-Rennen in Mexiko, wo Pick-ups durch Sand und Staub donnern. Im Ford Ranger Raptor kann man sich – eine entsprechende Piste vorausgesetzt – diesem Gefühl zumindest annähern. Ein spezieller Baja-Fahrmodus ändert im Geländewagen die notwendigen Parameter und regelt etwa die Eingriffe von ABS und ESP etwas grosszügiger. Das Auto so eingestellt, fahre ich nun im sanften Drift über eine erdige Piste, beschleunige nach Anleitung auf eine kleine Erhöhung zu, wo der Raptor kurz abhebt und erstaunlich sanft wieder landet. Spätestens hier steht unzweifelhaft fest, dass der Ford als sportlich ausgelegter Pick-up etwas ganz Besonderes ist.

#### Ford Ranger Raptor

Motor/Antrieb: V6-Twin-Turbo-Benzinmotor, Allradantrieb, Front-/Heckdifferenzial, 10-Gang-Automatik; Hubraum: 2956 ccm; Leistung: 292 PS (215 kW); max. Drehmoment: 491 Nm / 2300 U/min; Beschleunigung 0–100 km/h: 7,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Verbrauch (WLTP): 13,8 l / 100 km; Preis: Fr. 68 719.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Schwedische Tiefenschärfe

Hasselblad X2D 100c  
Fr. 8995.– (ohne Objektiv)

Die Hasselblad ist der Château Pétrus unter den Kameras: für Liebhaber ein Traum, für andere einfach teuer.

Es waren die Amerikaner, welche die schwedische Kameramarke über den Erdball hinaus bekannt machten. Astronaut Neil Armstrong hielt seine Eindrücke als erster Mann auf dem Mond 1969 mit einer Hasselblad fest. Das wahrscheinlich berühmteste Plattencover überhaupt, «Abbey Road» von den Beatles, schoss der schottische Fotograf Iain Macmillan im selben Jahr ebenfalls mit einer Hasselblad. Spätestens seither sind die Mittelformatkameras, die eine weit höhere Auflösung garantieren als normale Kleinbildgeräte, beliebt in der Mode- und Werbefotografie. Bis heute. Denn Hasselblad, 1841 in Göteborg gegründet, schaffte auch den Sprung ins digitale Zeitalter. Neben rein digitalen Kameras können analoge Hasselblad-Modelle bei Bedarf mit einer digitalen Rückwand ausgestattet werden.

Das jüngste Gerät aus der Hasselblad-Küche kam im September auf den Markt, entstammt deren X-Serie, ist anthrazitfarben und heisst X2D 100c. Dabei handelt es sich um eine spiegellose Mittelformatkamera; Tester schwärmen von «bombastischer Bildqualität». Beim Blitzen zum Beispiel beträgt die Synchronisationszeit eine sagenhafte eine 4000stel-Sekunde.

Eine Hasselblad ist etwas für Profis oder solche, die es gerne wären. Die beiden Objektive zum «Body» kosten je nochmals zwischen 4000 und 5000 Franken.

*Benjamin Bögli*





*Fröhlich in die Weihnachtszeit:*  
Thierry und Maya Lalive d'Épinay.



*Premierengäste:* Ländlerkönig  
Carlo Brunner, Partnerin Erika.



*Aus dem Zürcher Oberland:*  
Musiker Toni Vescoli, Ehefrau Ruth.



*In bester Stimmung:* Theater-Chefs  
Erich Vock und Hubert Spiess.



*Zirkus ist Trumpf:*  
Roby Gasser, Sohn Jeremy Konrad, Ehefrau Cindy, Sohn Tyron William.

## BEI DEN LEUTEN

# Conellis Glanz

Mit einem stimmungsvollen Gala-Abend läuteten 840 Gäste des Thurgauer Zirkus Conelli in Zürich die Weihnachtszeit ein.

*André Häfliger*

Neben dem Salto (Show «X-mas Utopia», bis 31. Dezember in Kloten) gehört der Conelli mit seiner 120-köpfigen Crew (bis 31. Dezember auf dem Zürcher Bauschänzli) zu den grössten Manege-Events in der Weihnachtszeit. «Für viele beginnt die Adventszeit dann, wenn das romantisch funkelnde Conelli-Zelt steht», sagte Zirkus-Chef Roby Gasser. Sein Vater, der unvergessliche Conny Gasser, hatte den Weihnachtzirkus 1982 zusammen mit dem inzwischen ebenfalls verstorbenen Herbert Lips (Prix Walo 2004 und Zürcher Ehrenpreis 2007 für beide) gegründet. Fussball-Manager Fredy Bickel meinte treffend: «Zwei ganz Grosse in der Zirkuswelt! Der Conelli gehört zu Zürich wie die Löwen zum Stadtwappen.»

Top Akrobatik, verträumte Poesie, herzhaft Komik und musikalische Leckerbissen – das zeichnet den Conelli seit inzwischen vierzig Jahren aus. «Wir sind stolz und dankbar, über eine so lange Zeit Hunderttausenden von Gästen Freude machen zu können», erklärte Gassers Ehefrau Cindy.

Die Begeisterung war gross in der Manege. «Die Lichter, die Farben, das tolle, sehr hochstehende Programm ist für uns der Auftakt in die nächsten, besinnlichen Wochen», sagte Bauchredner Urs Kliby, der mit seiner charmannten Gattin Ruth gekommen war. Seine Puppe Caroline habe er ausnahmsweise mal zu Hause gelassen. Ex-Miss-Schweiz Jennifer Ann Gerber: «Einfach zauberhaft! Es ist, als wäre ich in einer Zeitmaschine in meine Kindheit zurückversetzt worden.» Das Urteil von Moderatorin Linda Gwerder: «Grosse Emotionen, Glücksgefühle und eine einzigartige Magic.» Starköchin Meta Hildebrand: «Was für ein herrliches Programm wieder! Ich zücke den Hut, grosses Kompliment an alle.»

Auch Zürichs Ex-Regierungsrätin Rita Fuhrer war begeistert: «Ich freue mich jedes Jahr aufs Neue auf diese zauberhafte Show.» Monika Kaelin und Sepp Trütsch: «Alle Artisten sind hervorragend.» Die Bilanz von Fussball-Ikone Günter Netzer (Europameister 1972, Weltmeister 1974): «Diesen Zirkus darf man auf keinen Fall verpassen – zauberhaft!»





«Herrliches Programm»: Köchin Meta Hiltbrand mit Freund Tom Guldemann.



Rambazamba: Christian Jott Jenny, Gemeindepräsident St.Moritz, mit zwei Conelli-Tänzerinnen.



Nur Caroline blieb zu Hause: Bauchredner Urs Kliby, Gattin Ruth.



Charmant: Eventmanager André Béchir, Partnerin Sandra Diolaiuti.



Mit Witz: Komikerin Regula Esposito, Partner und Fussball-Manager Fredy Bickel.



«Diesen Zirkus darf man auf keinen Fall verpassen»: Fussball-Idol Günter Netzer mit seiner Gattin Elvira.



Unter Schwestern: DJ Tanja La Croix (r.), Nadine Wettach.



# Was die Innovation treibt



Warum gab es die nicht schon früher? All-in-one pods von Ariel.

Oft schätzt man das am geringsten, was einem am nächsten ist. Dies gilt für menschliche Beziehungen ebenso wie für Alltagsgüter, die zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Als besonders selbstverständlich gelten jene, die sinnigerweise als «low interest products» bezeichnet werden. Produkte also, die die Konsumenten kaum emotional binden. Güter mit schnellem Umschlag, wie sie täg-

lich zu Millionen durch die Kassen-Scanner gezogen werden. Die Waschmittel etwa verbesserten die Lebensqualität dramatisch. Wenn allerdings wie hier die Kernleistung zu einem Standard wird («reine» Wäsche wird vom Kunden vorausgesetzt), bleibt dem Wettbewerb nur der Preiskampf, die Differenzierung über andere Argumente (z. B. «schonend») oder die echte Innovation. Eine solche sind die *all-in-one*

*pods* von Ariel aus dem Haus Procter & Gamble. Das erste Flüssigwaschmittel, das alles, was es für die Wäsche braucht, in einem Tab vereint. Wie bei herausragenden Ideen üblich, fragt man sich, warum sie nicht schon viel früher da war.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, was sind die besten Mittel gegen Lustlosigkeit? Ich bin Anfang zwanzig und habe nur ganz selten das Bedürfnis nach Sex. Meine Freundin nervt's.*

B. R., Regensdorf

Was Sie beschreiben, ist gar nicht selten in Beziehungen. Vor allem von jungen Menschen wird erwartet, dass sie immer und überall Lust auf Sex haben.

Es gibt aber verschiedene Typen in der Sexualität, zum Beispiel diejenigen, die gerne jagen. Sie lieben das Abenteuer, flirten gerne und sind stets auf der Suche nach neuer Beute, sprich Menschen, mit denen sie Sex haben können. Dann gibt es Menschen, die sich erst in einer festen Beziehung öffnen. Ihnen ist es wichtig, dem Partner oder der Partnerin voll zu vertrauen, sich gut zu kennen und nahe zu sein. Erst wenn sie sich sicher fühlen, öffnet sich auch ihr



Genital. Ein anderer Sextyp braucht ganz viel Aufregung, um erregt zu sein. Nur wenn er angespannt ist und Angst hat, spürt er Lust und erlebt eine erfüllte Sexualität.

Das sind nur Beispiele, und all das ist normal und vollkommen okay – jeder von uns erlebt Sexualität anders. Wie wir sie erleben, hat viel mit unserer eigenen Geschichte zu tun, die wir mitbringen. Zum Problem wird es dann, wenn wir in einer Beziehung sind, in der wir Sexualität ganz unterschiedlich erleben. Dann dür-

fen wir uns über unsere eigene Geschichte, unsere verschiedenen Bedürfnisse und Erregungsmuster austauschen und uns auf den Weg machen, um eine Sexualität zu entdecken, die beiden Freude macht.

Natürlich ergibt das nur Sinn, wenn Sie sich sicher sind, dass es nicht an der Liebe zu Ihrer Freundin liegt. Doch wenn Sie zusammenbleiben möchten und die aktuelle Situation Sie beide belastet, dürfen Sie zuallererst mehr Klarheit in dieses Thema bringen. Das Mittel gegen Lustlosigkeit heisst in dem Fall: miteinander reden. Und falls Sie allein nicht weiterkommen, dürfen Sie gerne professionelle Hilfe in Anspruch nehmen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [dania@weltwoche.ch](mailto:dania@weltwoche.ch)

# Werner Ullmann

Der CEO von BB Wertmetall erklärt in seiner Wahlheimat Appenzell Ausserrhoden die Vorzüge des Silbers.

Das Restaurant «Dorfhus Gupf» in Rehetobel ist für seine sehr hochwertige, bodenständige Küche bekannt. Hier sitzt uns Werner Ullmann gegenüber. Der Unternehmer strahlt Freundlichkeit und innere Ruhe aus. Im Jahr 2015 hat er BB Wertmetall mitgegründet, eine Handelsfirma für Edelmetalle mit Sitz in Lenzburg. Das Unternehmen verkauft Silber und Gold, wahlweise als Granulat oder in der Form von Münzen und Barren, die mit christlichen Motiven geprägt sind.

Besonders angetan hat es Ullmann das Silber. «Nicht umsonst wird Silber im biblischen Kontext vor dem Gold genannt: Silber und Gold.» Es sei erschwinglicher als sein stärker beachteter Bruder, weniger anfällig für spekulativ getriebene Preisentwicklungen und ausserdem «noch nie staatlich monopolisiert, also konfisziert worden». Gleichzeitig

*Ihre gelagerten Wertmetalle können die Kunden auch als Zahlungsmittel einsetzen.*

biete Silber einen guten Inflationsschutz in einem «zunehmend problematischen Finanzsystem», sagt Werner Ullmann und nimmt eine Gabel seines herbstlichen Salates. Er verweist auf das Nullzins-Regime im letzten Jahrzehnt, das jetzt nahtlos in eine Phase der auch bei den Konsumentenpreisen ausgewiesenen Geldentwertung übergegangen sei.

Ullmann erinnert daran, dass neben anderen auch der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman das Silber als wichtigstes Geldmetall der Geschichte aufgefasst habe.

## «Ehrlichere Wirtschaftsform»

Der Firmengründer stammt ursprünglich aus Augsburg, lebt aber seit dreizehn Jahren in Appenzell Ausserrhoden. «Ich liebe die sanfte, hügelige Landschaft. Gleichzeitig ist man schnell in Zürich oder in Deutschland.» Die beruflichen Anfänge des Firmengründers liegen in der Finanzindustrie. Nach der Tätigkeit für verschiedene Banken wirk-



«Einfacher erhältlich und handelbarer»: Silber-Granulat.

te er als Fondsmanager für Aktien und Edelmetalle bei der Dr. Jens Erhardt Kapital AG im bayerischen Pullach. Später spezialisierte er sich ganz auf Edelmetalle und gründete Explorationsgesellschaften, die auf der ganzen Welt nach Silber- und Goldvorkommen suchten. Dies erwies sich jedoch als schwierig, so dass das Privatkundengeschäft ins Zentrum seines unternehmerischen Handelns rückte.

Ullmann bestellt den grillierten Zander mit jungem Spinat. Aus seiner Tasche nimmt er das wichtigste Produkt seines Hauses: kleine Silberkügelchen unterschiedlicher Grössen, sogenanntes Granulat, das zu Demonstrationszwecken in einen dekorativen Plexiglaswürfel eingegossen ist. «Das Granulat ist einfacher erhältlich und handelbarer als die üblichen Barren», so Ullmann. Zurzeit kämpfe die globale Silberindustrie mit Liefer-

engpässen. «Das Granulat ist davon noch nicht erfasst worden.»

Die Kunden von BB Wertmetall können die erworbenen Edelmetalle auf Wunsch im Zollfreilager in Embrach einlagern lassen, das höchsten Sicherheitsanforderungen genügt. Dies eigne sich, so Ullmann, für einen Vermögensaufbau ausserhalb des klassischen Bankensystems. Ihre gelagerten Wertmetalle können die Kunden zudem in einem von Ullmann kuratierten Netz von Unternehmen als Zahlungsmittel einsetzen – eine Art Tauschhandel. Dem Netzwerk gehören vor allem christlich geprägte Firmen an.

Mittlerweile sind wir beim Dessert angelangt: Glace aus heimischen Hagebutten. Werner Ullmann fasst das Credo seines Unternehmens zusammen: «Zurück zu einer ehrlicheren Wirtschaftsform!»

Florian Schwab



# Über die Grenzen hinweg

Walter Alder, der Doyen der Appenzeller Musik, hat ein neues Talent am Klavier ausgemacht. Weit suchen musste er nicht: Benjamin Rempfler ist sein Enkel.

Thomas Renggli

Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.» Nimmt man den Volksmund zum Massstab, muss der Himmel ganz nah am Appenzellerland liegen. In kaum einer anderen Region der Schweiz gehört die Volksmusik stärker zum Kulturgut, in keiner Ecke unseres Landes wird die Kunst des Musizierens in den Familien sorgfältiger und liebevoller gepflegt.

Die «Aldere» sind die Musikformation mit der längsten Familientradition weit und breit. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wuchsen auf der Osteregg, einem Gehöft südlich von Urnäsch, hoch über dem Tal, die Buben und Mädchen von Hans Jakob Alder und Anna Alder-Frehner auf. Musik und Klangvariationen lagen schon damals in der Luft. Es wurde gesungen, gejuchzt, über die Saiten gestrichen und auf der Handorgel gespielt. So gründeten zwei der Söhne, Johannes und Ulrich, 1884 die Streichmusik Alder. Es sollte der Beginn einer langen Tradition sein. Vom Vater zum Sohn wurde das Wissen stets weitergegeben – und das musikalische Vermächtnis so gehütet wie eine teure Violine in einem mit Samt gepolsterten Geigenkoffer.

## Das Erbe ist in besten Händen

Fast anderthalb Jahrhunderte später spielen die Alders noch immer. Walter Alder, Doyen der vierten Generation und grosses Talent am Hackbrett und am Klavier, widerspricht nicht, wenn man ihn als «oberste Instanz» der Appenzeller Musik anspricht.

Er weiss sein Erbe in besten Händen. Längst hat sich die sechste Generation aufgemacht, um die Lieder und Melodien ihrer Ahnen durch die Dörfer und in die Festsäle der Schweiz zu tragen. Dabei muss es aber nicht immer streng nach freundeidgenössischer Tradition zu und her gehen. Am Kulturfest in Flawil spielte – unmittelbar nach den Alders – vor drei Jahren eine afrikanische Formation aus Burundi. Benjamin Rempfler, der Enkel von Walter Alder, erinnert sich mit einem Lächeln: «Das war eine spannende Erfahrung. Afrikanische Klänge sind ganz anders – und trotzdem bewegt man sich



«Improvisiert meisterhaft»: Volksmusiklegende Alder.

Walter Alder, 70, ist Mitbegründer der Kapelle Alderbuebe. Über Benjamin Rempfler sagt er: «Als Grossvater habe ich grosse Freude, dass er und seine Geschwister Josephine und Sebastian die Tradition der Alder-Dynastie weiterführen. Ich habe schon früh festgestellt, dass Benjamin (sechste Generation) talentiert ist und ihm das Klavierspielen leichtfällt. Er hat ein sehr gutes Musikgehör und ist taktfest. Als Klavierbegleiter hört er die verschiedenen Harmonien schnell und improvisiert mit seinem präzisen und weichen Anschlag meisterhaft. Ich hoffe, dass unsere Enkel fleissig weitermachen, der Anfang ist geglückt.»

quasi auf derselben Wellenlänge mit den ausländischen Künstlern. Musik verbindet.»

Aus Benjamin spricht der talentierte Nachwuchsmusiker: «Es ist mein Traum, dereinst von der Musik leben zu können.» Obwohl er beste Voraussetzungen hat und auf ein ideales Umfeld zählen kann, ist dies keine Selbstverständlichkeit. Deshalb behält er den Plan B in den Augen und wird demnächst eine Schnupperlehre als Schreiner machen. Auch in

der Freizeit verfolgte er vielfältige Interessen. Beim FC Appenzell war er ein universell einsetzbarer Junior: «Ich spielte sowohl als Verteidiger wie auch als Stürmer.» Neben der Musik fährt er gerne Ski – oder ist mit dem Töffli unterwegs.

Emotionales Zentrum in seinem Leben ist aber immer die Musik geblieben – wobei er sich nicht zwingend auf das Folkloristische festlegen will. Als Vorbilder nennt er seinen Grossvater Walter, aber auch die kanadische Jazzlegende Oscar Peterson. Überhaupt ist Benjamin Rempfler von den Klängen des schwarzen Amerika begeistert: «Es macht grossen Spass, zwischen den Stilrichtungen zu variieren. Das Schöne an der Musik ist, dass sie keine Grenzen kennt.»

## Im «Bären» zum ersten Mal auf der Bühne

Und dennoch kehrt Benjamin musikalisch immer wieder zu seinen Appenzeller Wurzeln zurück. Er spielt mit der Kapelle Alder, im Duett mit seiner Mutter Susanne (Hackbrett) oder mit seiner Schwester Josephine, die als Geigerin eine weitere Dimension in die Hausmusik bringt – oder mit Bruder Sebastian, der seit einem Jahr Handorgel spielt.

Trotz seiner Herkunft war Benjamin kein musikalischer Frühstarter. Das Klavierspiel begann er mit neun Jahren. Dabei hält er lächelnd fest: «Gezwungen hat mich niemand.» 2017 stand er erstmals mit seiner Mutter, dem Onkel und dem Grossvater auf der Bühne: «Im «Bären» in Gonten bei einem Sonntagsbrunch», wie er sich erinnert. Damals sei er etwas nervös gewesen, heute habe sich dieses Gefühl aber gelegt: «Ich habe schliesslich auch schon etwas Erfahrung», sagt er mit einem Lachen. Drei Fernsehauftritte kann Benjamin bereits vorweisen. Doch das soll erst der Anfang gewesen sein. Sein grosses Ziel ist es, «dereinst im Ausland aufzutreten».

Utopisch ist dies wahrlich nicht. Wer die Töne derart präzis trifft wie Benjamin Rempfler auf der Tastatur des Klaviers, verückt das Publikum wie von Zauberhand. Und schon die nächste Klangwelle könnte ihn auf die ganz grosse Bühne spülen.



«Musik verbindet»: Jungpianist Benjamin Rempfler, 15.



# Astrid von Stockar, Unternehmerin

Sie findet, Primarlehrer und Coiffeure sollten mehr Anerkennung bekommen, ihr Vorbild war ihre auf dem Tisch tanzende Grossmutter, «Gendern» geht ihr auf die Nerven.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Astrid von Stockar:** Primarschullehrer für ihren prägenden Bildungseinsatz bei Kindern sowie Coiffeure für die kostenlose Psychotherapie während eines Haarschnitts.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Von Stockar:** Ganz klar an meinem Ego.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Von Stockar:** Meine wahrhaftigsten Überzeugungen werden von vielen geteilt. Die Frage ist, ob sie sich getrauen, dazu zu stehen!

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Von Stockar:** Genug, um es mit anderen zu teilen.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Von Stockar:** Den Humor, den Abenteuersinn und die bedingungslose Unterstützung.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Von Stockar:** Furcht kenne ich nicht und lasse den Gedanken daran gar nicht zu!

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Von Stockar:** Als unsere Familienhündin gestorben ist vor drei Jahren und seither sicher auch, aber das habe ich wieder vergessen.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Von Stockar:** Der oder die Beste, sicher nicht eine Frau um jeden Preis.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Von Stockar:** Die liberal Denkenden, wobei da nicht mehr so eindeutig ist, wer dazugehört.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Von Stockar:** Noch nie genommen! Lachen ist meine Droge.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Von Stockar:** Pippi Langstrumpf.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Von Stockar:** Ich war gerade nicht mehr minderjährig – und es war sehr schön, falls Sie das auch noch fragen.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Von Stockar:** Ja, aber nicht so, wie es die Kirche vorschreibt. Ich glaube an eine höhere positive, unterstützende und inspirierende Macht.



«Träume als Ziel»: Geschäftsfrau von Stockar, 52.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Von Stockar:** Militärwaffen, Jagdwaffen, Messer, Pfeilbogen, einen Bunsenbrenner. Aber kann nicht alles als Waffe eingesetzt werden?

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Von Stockar:** Ich träume von Sachen, die ich dann in die Realität umsetze. Ich brauche Träume als Ziel!

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Herbstabend verbringen?

**Von Stockar:** George Clooney würde ich gerne auf den Zahn fühlen, ob er nicht nur umwerfend aussieht, sondern wirklich auch Humor hat.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Von Stockar:** Das überlege ich mir gar nicht.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Von Stockar:** Geniessen, wie wenn es mein letzter Tag wäre, und so zu leben, wie wenn ich ewig leben würde.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Von Stockar:** Ja, wenn der Mann mir auch verzeiht.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Von Stockar:** Weil ich es für ungesund und unnatürlich halte.

**Weltwoche:** Wer ist Ihr Vorbild?

**Von Stockar:** Meine auf dem Tisch tanzende Grossmutter, die bis zuletzt dem Leben immer etwas Positives abgewinnen konnte und total unabhängig war.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Von Stockar:** Eine Toilette für alle, das «Gendern» geht mir auf die Nerven. Wir sind alle einfach Menschen.

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Von Stockar:** Ich bin immer noch damit beschäftigt, neue Talente an mir zu entdecken!

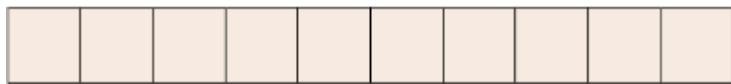
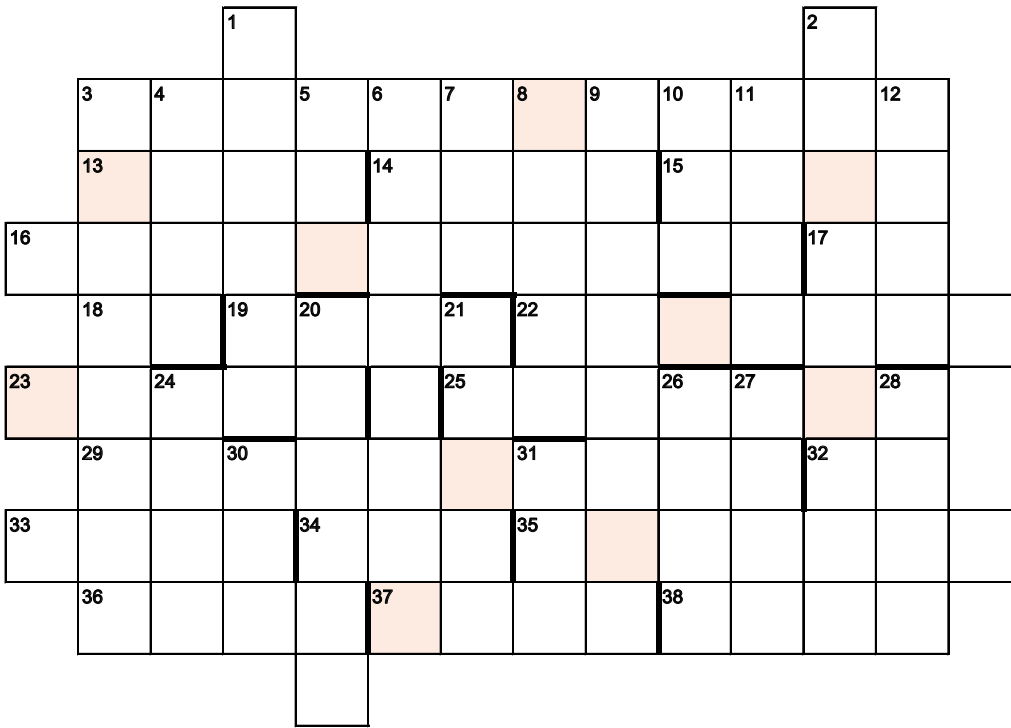
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Von Stockar:** In erster Linie meine abenteuerliche Familie, aber auch inspirierende Freunde.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Von Stockar:** Wenn meine ganze Patchwork-Familie irgendwo versammelt ist, wie zum Beispiel an Weihnachten in Klosters.

Die frühere Journalistin und Fernsehmoderatorin Astrid von Stockar ist Geschäftsführerin und Eigentümerin der Zahnpastafirma Swissdent.



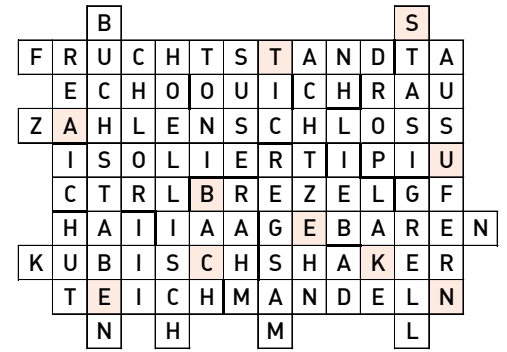
**Lösungswort** — urwüchsiges ausserirdisches Lebewesen?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 führt einen Landwirtschaftsbetrieb am Vierwaldstättersee? 13 Zyklone und Zyklopen haben je eines 14 häufigstes EDV-Problem 15 sind alles andere als 5 senkrecht 16 dünne Schicht Niederschlag? 17 gross und klein unterwegs Richtung Sempachersee 18 Ende der Durststrecke 19 eine Verwandte, die alles andere als sauer ist 22 für sie, halb englisch und halb französisch 23 stechend und am Ende des ABCs aus Ziffern bestehend 25 umfasst Ecken und setzt Grenzen 29 wo Züge das Gleis wechseln 32 im Allgemeinen sehr kurz 33 amphibischer Bestandteil von Runkelrüben 34 ist in Paris (eine) Kunst 35 wovor man landet, wenn man so eines Vergiftet 36 internationaler Handel 37 reich an H<sub>2</sub>O, einfacher ausgedrückt 38 ordentlich oder alpenunterquerend

**Senkrecht** — 1 Eingeständnis? 2 James, Lars und Co., für die nichts anderes zählt 3 ein Snack für Kannibalen? 4 auf den billigen Plätzen mitunter gefordert 5 ¾ von neun 6 liegen am unteren Ende von Blessen und enden mit Stirnfleck 7 musste dem QR-Code-haltigen Nachfolger weichen 8 kann unmöglich der Sohn zweier Einzelkinder sein 9 beginnen mit Elan, sind, so gesehen, also das ideale Frühstück, um mit Elan in den Tag zu starten 10 entfernter Verwandter von 22 waagrecht 11 in der Schulmedizin, aber nicht in der Alternativmedizin vertreten 12 findet sich in Zerealien und in brasilianischen Portemonnaies 20 ist nicht wirklich zufrieden, wenn er nicht klagen kann 21 Datei in weibliche Form gebracht 24 kämpft mit dem Lichtschwerm und schießt schneller als sein Schatten 26 das Ende von alten Knackern 27 eine im deutschen Fernsehen oder eine im Kopfstand 28 wenn sie nicht hält, ... das Ende des Kleides 30 bedeutet für viele Menschen Angst ohne Ende 31 «einheitliches» Kürzel

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 793**



**Waagrecht** — 3 FRUCHTSTAND 13 TA 15 ECHO 16 OUI 17 ein misslungener Versuch 18 SchRAUBen 19 ZAHLENSCHLOSS 21 ISOLIERT 23 PIU 24 CTRL (Computertaste) 25 BREZEL 28 GF 29 HAI 31 IAA 32 GEBAREN 33 KUBISCH 34 SHAKER 36 TEICH 37 MANDELN

**Senkrecht** — 1 BUCHSTABEN 2 (O)STASien 4 REA 5 CHLOR 6 HOELLISCH 7 TONI 8 SUSE 9 TICketchalterschlangen 10 ACHTZEHN 11 einHer (Eier) 12 DROP (engl. f. Tropfen) 14 AUSUFERN 20 LIEB (rückwärts: Beil) 21 IC 22 REGSAM (Reg, Sam) 25 Johann Sebastian BACH 26 RAHM 27 LAKE (engl. f. See) 28 (A)GRELLitgestein 29 HUT (engl. f. Hütte) 30 III (röm. Zahlen) 35 AD (ausser Dienst)

**Lösungswort** — STAUBECKEN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



THERE IS ETERNITY  
IN EVERY BLANCPAIN



2023

The first modern diver's watch

Keep up to date with exclusive releases and  
dive into unique experiences.

JB  
1735  
**BLANCPAIN**  
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE